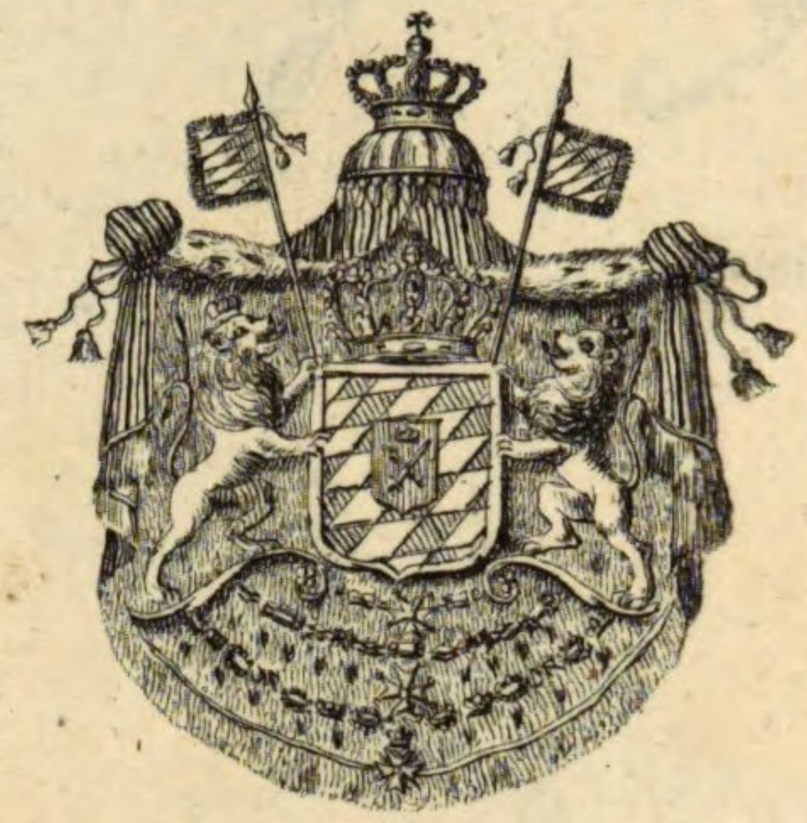
5°

gall. g. 193.



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Heinrich Catharina Davila's

Geschichte der bürgerlichen Kriege von Frankreich.

Aus dem Italiänischen übersetzt,

mit einer

Geschichte der königlichen Macht und der Staats-veränderungen in Frankreich bis zur Ligue, und mit andern nöthigen Erläuterungen und Zusätzen begleitet

von

Bernhard Reith.

Dritter Band.

Leipzig 1793,
in der Weidmannschen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Siebentes Buch.

Erstes Kapitel.

Bewegursachen des Herzogs von Guise und seiner Anhänger, die Ligue zu erneuern. Gründe, welche sie für ihre Sache anführen; Mittel, deren sie sich bedienen; Classificirung und Eigenschaften derjenigen, welche der Ligue beytreten.

Die Asche des Herzogs von Alençon entzündete A. D. die schon halberstorbenen Funken der Ligue 1584. auf's Neue: denn da der König durch sein kluges Benehmen bey den Generalstaaten zu Blois, durch die allgemein empfundenen Reize und Vortheile des Friedens, und durch seine Sorgfalt, die Häupter der Hugonotten in der Erniedrigung und Entfernung vom Hofe zu halten, den Guisen Gelegenheit und den scheinbaren Vorwand zu Unruhen benommen hatte, so war die Ligue von selbst geschwächt, größtentheils zerstört und aufgelöst. Zwar hatten sie aus bitterem Verdrusse über die übermäßige Größe

A. D. 1584. der Günstlinge, und stets regem Mistrauen in die Absichten des Königs, keine schickliche Gelegenheit versäumt, seine Handlungen in ein gehässiges Licht, und sich selbst in Ansehen zu setzen. Gleichwohl waren sie bisher nur bey allgemeinen Maasregeln ohne bestimmten Zweck stehen geblieben, und hatten ihre Gesinnungen mehr in Reden als in Thaten geäußert. Jetzt aber änderte sich mit dem Tode des Herzogs von Alençon die Gestalt der Sachen. Der König war nach einer zehnjährigen Ehe ohne wahrscheinliche Hofnung zur Nachkommenschaft. Da der König von Navarra unter den Prinzen vom Geblüte der Nächste zur Krone war, so spornte dieser Umstand nicht nur die Guisen, seine alten Nebenbuhler und natürlichen Feinde, zu größerer Thätigkeit, sondern bot ihnen auch eine scheinbare Gelegenheit zur Erneuerung der Ligue an, um bey Zeiten zu verhindern, daß das Reich zum allgemeinen Untergang der Katholiken und zum gänzlichen Umsturz des Glaubens in die Hände eines hugonottischen Prinzen fiele. Zu diesen Beweggründen kam noch ihre Unzufriedenheit mit dem Hofe, und das schon so viele Jahre in ihrem Herzen genährte Mistrauen: und da sie gerade jetzt durch die Zeitumstände wie aufgefodert wurden, so fiengen sie nicht nur an, die Räder der alten Maschine wieder in Ordnung zu stellen, sondern sie erfanden und setzten auch neue in Bewegung. Ihre Beschwerden über den Hof waren von mehr als einer

Art:

Art: nicht nur war ihnen der Zugang zu der Gnade des Königs und zur Verwaltung der Staatsgeschäfte, worinne sie einst die obersten Stellen eingenommen, und woran sie jetzt gar keinen Antheil mehr hatten, verlegt; nicht nur sahen sie sich ohne Ansehen und Einfluß, um ihre Kreaturen und Anhänger zu begünstigen: schrecklich beleidigte sie auch die Größe jener Ahnenloser Menschen, die ohne die Unterstützung der Geburt, ohne eigenes Verdienst, bloß durch die Freygebigkeit des Fürsten zu einer Höhe empor gestiegen waren, deren schnell hervorgebrochener Schimmer all den Glanz verdunkelte, welchen die Guisen durch so viele Jahre voll Arbeiten und Gefahren errungen hatten. Ob auch schon der Herzog von Joyeuse durch seine Vermählung mit der Schwester der Königinn mit dem Hause von Lothringen sich verbunden hatte, und in vielen Stücken mit ihnen einerley Interesse zu haben schien, so hielten sie es doch unter ihrer Würde, unter fremdem Schutze Schatten suchen zu müssen, da sie ehemals eine Menge Leute um ihre Gunst buhlen, und unter den Flügeln ihrer Gnade und ihres Ansehens Zuflucht nehmen sahen. Hiezu kam, daß der Herzog von Epernon, theils aus natürlichem Hange, oder aus Hofnung, durch den Umsturz der Großen sich zu erheben, oder wegen seiner Jugendfreundschaft mit dem Könige von Navarra, ihnen abhold war, die Verdienste und die Macht einer so großen Familie ohne Hehl A. D. 1584.

A. D. 1584. verachtete und herabsetzte, und jede Gelegenheit benutzte, sie zu necken und zu verfolgen, den Prinzen von Bourbon hingegen zu dienen, und sie zu begünstigen. Man glaubte daher insgemein, er habe in keiner andern Absicht, als das Ansehen des Herzogs von Guise zu schwächen, den König zur Schlichtung des von seinen Vorfahren nie deutlich entschiedenen Streitpunktes beredet, daß die Pairs bey den Königskrönungen und anderen feyerlichen Vorgängen ihren Rang nicht nach der Ordnung der Errichtungszeit oder des Alters nehmen, sondern die Pairs, welche zugleich Prinzen vom Geblüte wären, ohne Unterschied und zur Auszeichnung der königlichen Familie allen Uebrigen vortreten sollten. So sehr diese Erklärung, welche geradezu auf den Herzog von Guise, als den ältesten Pair des Reichs gieng, die lothringischen Prinzen erbitterte, so war es ihnen doch noch empfindlicher, zu bemerken, mit welchem Ernste der König daran arbeitete, sie ihrer Aemter und Befehlshaberstellen zu berauben, und solche auf die Häupter seiner Günstlinge zu häufen. Karl Herzog von Mayenne war zu der Admiralstelle, welche sein Schwiegervater der Marquis von Villars seit dem Tode des Admirals von Chatillon begleitet hatte, ernannt worden. In der Folge nöthigte ihn der König durch heftiges Zudringen, diese Stelle gegen eine Entschädigung von achtzig Tausend Thalern niederzulegen, welche sogleich dem Herzog von

Joyeuse zu Theil ward. Der Herzog von Epernon beklagte sich, daß man ihm eine so ausgezeichnete Würde nicht zugewendet hätte. Um ihn zu befriedigen, oder unter diesem Vorwande seine Absicht zu erreichen, hatte der König dem Herzog von Guise mehr als einmal angesonnen, seine Oberhofmeisterstelle niederzulegen. Da Er ihn aber hartnäckig entschlossen sah, dieselbe zu behalten, so entzog Er ihm, mit Ueberlassung des leeren Titels, nach und nach die Ausübung seines Amtes, und alle demselben anklebenden Vorrechte und Machthabung. Um den Herzog von Epernon zu trösten, gab Er ihm die Stelle eines Generalobristen der Infanterie, die schon dem Timoleon von Cossé zur Belohnung für seine großen Verdienste versprochen war, und, weil dieser wegen seines frühzeitigen Todes nicht hatte davon Besitz nehmen können, seinem Sohne, dem Grafen Karl von Brissac, der wie sein Vater und Großvater ein eifriger Anhänger der Guisen war, mit Recht zu gebühren schien. Eben so beschwerte sich der Herzog von Aumale, daß man ihn zwar, in Concurrenz mit dem Prinzen von Condé, zum Statthalter der Pikardie ernannt, aber, um ihm den Besitz zweifelhaft zu machen, den Eingang vieler Hauptplätze, unter Andern von Boulogne, Calais, und la Fere ihm verwehrt habe, die unter dem Namen des Herzogs von Epernon als Gouverneurs in den Händen königlicher Kreaturen waren. Kurz: A. D. 1584.

A. D. 1584. es war kein Anhänger des Hauses von Guise, den man nicht durch aufgedrungene Geldentschädigungen oder durch andere Mittel seiner Aemter und Statthalterschaften beraubt, oder wenigstens deren Ausübung und Verwaltung ihnen entzogen, und durch heimliche Wege den Günstlingen und Vertrauten des Königs zugespielt hatte. Dieses waren damals alle oder die Hauptbeschwerden der Guisen, wobey Staatserfahrene, die sich dessen erinnerten, was fünf und zwanzig Jahre früher geschehen war, die Wirkungen der göttlichen Gerechtigkeit in den Weltveränderungen bewunderten. Die Guisen wurden jetzt von dem Herzog von Joyeuse und von Epernon gerade so behandelt, wie sie in der Periode ihrer Macht unter Franz II die Montmorency's und Bourbon's behandelt hatten. Man sah hier, daß Gott seine Strafen nicht allemal für die Ewigkeit aufspart, sondern zuweilen durch einen Blitz seiner Allmacht hienieden an seine Weltregierende Gerechtigkeit erinnert. Außer den Beleidigungen aber, welche die Guisen erhalten zu haben glaubten, hatten sie einen noch heftigern Antrieb an dem Mistrauen, welches sie aus mehreren Vorfällen und aus den täglichen Vorgängen geschöpft hatten. Sie sahen, daß der König, um zwischen ihnen und den Hugonotten das Gleichgewicht zu erhalten, diese letztere Parthey nicht hatte unterdrücken wollen, welches Ihm doch, ihres Erachtens ein leichtes gewesen

wäre;

wäre; daß Er den Anhängern der Einen wie der An- A. D.
dern unter mancherley Vorspiegelungen ihre Stellen 1584.
nahm, um solche Leuten zuzuwenden, die nur Ihm
dafür verbindlich wären; daß Er in Ermangelung
eines Vorwandes die Aemter den Besitzern um schwe-
res Geld abkaufte, um sie nach Willkühr vergeben
zu können; daß Er durch Abweisung aller Empfeh-
lungen den Partheyhäuptern ihre Macht, und den
Faktionen die Nahrung benahm; daß Er, des gros-
sen Aufwandes ungeachtet, welchen die Erreichung
jener Absichten gekostet hatte, noch große Geldsum-
men unter dem erborgten Namen des Herzogs von
Epernon zu Metz, Boulogne, und Angouleme zu-
sammenbrachte. Alles dies sahen sie als Zurüstun-
gen auf ihr Verderben an: weder die Andachtsübun-
gen noch das weichliche und müßige Leben des Kö-
nigs konnte sie deshalb beruhigen. Sie hatten seine
Gemüthsart durch genauen Umgang von seinen frü-
hesten Jahren an zu gut kennen gelernt, um diese
Lebensart für etwas anders als schlaue und tief lie-
gende Verstellung zu halten. Der Herzog von Guise,
dessen Scharfblick' und Ehrgeize die Verbindung
aller dieser Umstände nicht entgieng, hatte daher bey
sich beschlossen, lieber zuvorzukommen, als sich zu-
vorkommen zu lassen. Beherzt folgten ihm auf die-
sem Wege sein Bruder, der Kardinal Ludewig, von
feuriger Gemüthsart, und eben so thätigem Geiste
als der Herzog, Heinrich von Savoyen, der Herzog

A. D. 1584. von Nemours, und der Marquis Karl von Saint-Sorlin, Söhne der Anna von Este, und folglich seine Halbbrüder; Karl von Lothringen, Herzog von Aumale, sein Bruder Klaudius, ein Malteser Ritter, Karl von Lothringen, Herzog von Elboeuf, Emanuel, Herzog von Mercoeur, und seine Brüder, die, ungeachtet ihrer Verschwägerung mit dem Könige, als Glieder einer Familie Interesse und Gesinnungen mit dem Herzoge theilten. Nur der Herzog Karl von Mayenne war bedenklicher in seinem Beytritte. Er sah die Dinge mit festerem und ruhigerem Blicke, und glaubte, daß es eben so schwer und gefährlich für die Ligue wäre, den König, welchen die Majestät und das natürliche Gewissensband seiner Unterthanen schirmte, unter die Füße zu bringen, als auf der andern Seite für den König das Vorhaben, ein Haus zu stürzen, welches die Anhänglichkeit der Katholiken, und seine Verdienste zur Stütze hatte, unausführbar seyn würde. Es schien ihm Thorheit, wegen einer so unnöthigen Besorgniß mit unsichern und übereilten Projekten sein ganzes Wohl auf das Spiel zu setzen: er rieth, mit mehr Vorsicht und größerer Ehrfurcht gegen den rechtmäßigen Kronbesitzer zu Werke zu gehen. Der Herzog von Guise blieb unerschüttert in seinem Entschlusse, und, ohne auf den Rath seines Bruders zu achten, wendete er die ganze Macht, welche sein Ansehen, sein lebhafter Charakter, seine Beredtsamkeit,

samkeit, und seine Geistesgröße über die Gemüther gaben, dazu an, die Bande der Ligue wieder anzuziehen. Um sie zu verstärken und zu befestigen, gab der Herzog, ohne seiner Unbilden, seines Mistrauens, oder seines Privatinteresse's nur zu erwähnen, die Religion und das gemeine Beste als seine einzigen Triebfedern an; misdeutete jede Handlung des Königs, und vergrößerte mit vielen Umständen und auf die künstlichste Art die der katholischen Religion in diesem Reiche seinem Vorgeben nach bevorstehende Gefahr. Er begründete diese Furcht mit dem Tode des Herzogs von Alençon und der Unfruchtbarkeit der Königinn, die in zehen Jahren keinen Prinzen gebohren hätte. Stürbe der König ohne Erben, so erlösche das Haus von Valois, und die Krone fiele auf die Prinzen von Bourbon, und vor Allen auf den König von Navarra, einen rückgefallenen Ketzer, und offenbaren Feind der römischen Kirche. Diesen Fürsten zur Krone zuzulassen, sey eben so viel, als die katholische Religion umstürzen und den Kalvinism in ganz Frankreich einführen. Es sey daher die Pflicht aller guten Katholiken, dieses schreckliche Ungewitter bey Zeiten abzuwenden, und, hätten sie sich zehen Jahre vorher verbunden, um dem Prinzen von Condé die Besitznehmung der Statthalterschaft von der Pikardie zu verwehren, so müßten sie sich jetzt noch enger zusammen schließen, wo es darauf ankäme, dem Könige von Navarra A. D. 1584.

A. D. 1584. den Eingang, nicht in eine Stadt oder in eine Provinz, sondern in das ganze Königreich zu verwehren. Es werde dem Könige von Navarra nicht schwer fallen, auf den Thron erhoben zu werden. Der König würde auf Zureden des Herzogs von Epernon und der übrigen Günstlinge, die ihn unumschränkt beherrschten, und ihn schon verleitet hätten, die Bourbonische Parthey zu begünstigen und zu erheben, noch bey seinen Lebzeiten ihm ohne sonderlichen Widerstand nach und nach den Weg dazu bahnen: darum hätte er gerade damals den Frieden gegeben, als ihre äußerste Schwächung ihre gänzliche Ausrottung ankündigte; darum hätte er den festen und allgemeinen Entschluß der Generalstaaten zu Blois vereitelt, und durch Ränke und Zögerungen den einhelligen Willen der französischen Nation entkräftet, und durchkreuzt; darum hätte er, so oft er sich zum Kriege gegen den König von Navarra nothgedrungen gesehen, das Kommando dem Marschall von Biron, der unter dem äußern Scheine eines Katholiken ein erprobter Gönner und Anhänger der hugonottischen Parthey war, aufgetragen; darum hätte er vor Kurzem die Genfer in seinen Schutz genommen, und dadurch seine Geringschätzung des katholischen Glaubens und seine Neigung für die Feinde des heil. Stuhls vor der ganzen Welt zu Tage gelegt; darum den katholischen Adel, und besonders diejenigen, welche zur Erhaltung der Religion und des

Reichs

Reichs ihr Blut verspritzt hätten, vom Hofe und der Staatsverwaltung entfernt, und Leute ohne Geburt, die mit seinen Planen einverstanden, und den Bourbons günstig wären, an ihre Stellen gesetzt; darum beraube er noch täglich die alten Diener ihrer Stellen und Würden, und des Kommando's in den wichtigsten Festungen, und vertraue sie Leuten an, die sich äußerlich zur katholischen Religion bekennten, in der That aber Freunde der Kalviniſten, und dem Könige von Navarra zugethan wären; darum erdrücke er unaufhörlich und ohne Rücksicht sein armes Volk mit neuen Steuern und unerträglichen Lasten, um demselben die Kraft und den Muth zu benehmen, seinen Machtsprüchen Trotz zu bieten, und der Knechtschaft und Unterdrückung zu widerstehen. Zwar gebe der König äußerlich seinen Gesinnungen und Vorschritten einen andern Anstrich: allein hellsehende Männer müßten sich durch seinen verstellten Religionseifer und seine gleißnerische Beredtsamkeit nicht täuschen lassen. Leute, welche unter den Schleier gesehen, wüßten aus Ueberzeugung, daß diese andächtige Larve die scheußlichste Heucheley bedeckte; eben der Mann, der vor dem Volke mit der Miene der Abtödtung, mit dem Crucifix in der Hand, und im Bußsacke einhergienge, überließe sich im geheimen Cirkel den abscheulichsten Ausschweifungen, und den widernatürlichsten Lüsten. Aus diesen Gründen, die mit aller Macht der Beredtsamkeit vorgetragen, A. D. 1584.

und

A. D. 1584. und mit vielen und umständlichen Anekdoten ausgeziert wurden, schloß der Herzog, daß es höchst nöthig sey, dem Uebel bey Zeiten zu begegnen, das Gebäude zu stützen, ehe es anfienge, einzufallen, sich ungesäumt zur Vertheidigung zu vereinigen, und die Anschläge zu zernichten, bevor sie zur Reife gediehen.

Was der Herzog von Guise hier unter andern von dem Schutze der Genfer einfließen ließ, bezog sich auf Folgendes. Der König hatte das Bündniß, worinne die Schweizer seit langen Jahren mit Frankreich gestanden, erneuern wollen. Da nun die protestantischen Kantons die Beschützung der Stadt Genf zur unumgänglichen Bedingung ihres Beytrittes machten, so mußte der König, obgleich wider seinen Willen und nach langem Bedenken sich entschließen, trotz seiner natürlichen und gewohnten Abneigung von aller Gemeinschaft mit den Hugonotten, darein zu willigen. In der Markgrafschaft Saluzzo waren Unruhen; auf die Freundschaft des Herzogs von Savoyen, der durch seine Vermählung mit der Infantinn Katharina eng mit Spanien verbunden war, konnte man sich nicht verlassen, und nur über Genf war es möglich, die so nöthigen schweizerischen Hülfsvölker kommen zu lassen, ohne ein fremdes Gebiet zu betreten. Was man von den geheimen Ausschweifungen des Königs bekannt machte, war zwar, wegen seinen Liebeshändeln mit

den Hofdamen, nicht ohne Grund. Die Ausstreuungen seiner Feinde vergrößerten es aber zu lastern und Wollüsten, die ihm ganz zuwider waren, und es giengen darüber unter dem Volke Mährchen herum, welche Leuten, die um die Geheimnisse des Königs wußten, eben so lächerlich als abgeschmackt vorkamen. Jetzt, da der Herzog von Guise, es sey aus wahrem Religionseifer, oder aus Vergrößerungssucht, oder aus beyden so enge verbundenen Beweggründen, seinen Anschlag gemacht, und seinen Gründen einen so scheinbaren Anstrich gegeben hatte, suchte er solche durch Kanzelreden und Privatgespräche bey dem Volke in Umlauf zu bringen, die Gemüther für sich zu gewinnen, und die Ligue zu verstärken und auszubreiten. Die Vornehmsten unter diesen waren Wilhelm Roze, ein Mann von nachdrücklichem Vortrage, und nachheriger Bischof von Senlis; Johann Prevot, Erzpriester von Saint-Severin zu Paris, ein großer Gelehrter und vortrefflicher Redner; Johann Boucher, ein gebor-ner Pariser und Pfarrer zu St. Benedikt; Ponçet, ein Mönch von St. Patriz zu Melün; Don Christin von Nizza in Provençe, und Johann Winchester [1]), lauter berühmte Prediger. Dahin arbeitete A. D. 1584.

1) Er war ein Schotte von Geburt und Pfarrer zu Saint-Gervais. In einer Predigt, welche er auf Aschermittwoch 1589 hielt, beschuldigte er den Kö-nig,

A.D. 1584. tete auch der größte Theil der Jesuiten, die es vermuthlich verdroß, daß der König das Zutrauen, welches er vorhin ihnen bezeugt, den Bernhardinern und Hieronymiten zugewendet hatte. So wie diese zu Paris das Geschäft der Ligue betrieben, so betrieben es zu Lyon der Jesuit Claudius Mathieu, zu Soissons der Domherr Mathieu von Launai, zu Rouen der Minorit Aegidius Blouin, zu Orleans der berühmte Theolog Bürlat, zu Toul der Archidiaconus der Hauptkirche, Franz von Rozieres [2]), und sehr viele Andere an verschiedenen Orten von Frankreich, welche durch ihr Ansehen und ihre eindringende Volksberedtsamkeit auf den Kanzeln, in den Brüderschaften, im Beichtstuhle die Leute zur Ligue einluden; wahrscheinlich aus Religionseifer, indem sie die Ausrottung des Kalvinism und die Wiederherstellung der Kirche in ihren vorigen Glanz für den Hauptzweck derselben ansahen. Doch wurden

nig, daß er die Teufel anrufe. Um dies dem Volke zu beweisen, holte er einen Leuchter des Königs hervor, welcher die Gestalt von Satyren hatte. Dies sind die Dämonen, sagte er, welche dieser elende Tyrann als seine Götter anbetet, und sich derselben bey seinen Zaubereyen bedienet. Journal de Henri III.

2) Franz von Rozieres gab im J. 1581 eine Genealogie der Herzoge von Lothringen and Bar heraus, in welchem Werke er auf das Haus von Frankreich sowohl als auf den König selbst abscheuliche Ausfälle machte.

den auch viele Andere durch ganz andere Gesinnungen und Aussichten oder durch den Drang ihres Privatvortheils zum Beytritte bestimmt, ob sie gleich Alle die Erhaltung und Vertheidigung des Glaubens zum Deckmantel nahmen. A.D. 1584.

Die Ligue bestand daher aus zwey Klassen von Mitgliedern. Die von der ersten waren größten Theils Leute von Geburt und vornehme Personen, die es müde waren, die Günstlinge des Königs so mächtig, und sich von den Gnaden und Wohlthaten des Hofes ausgeschlossen zu sehen, und aus Haß oder in Hofnung einer Staatsveränderung sich zu dieser Parthey schlugen, indem sie von derselben eine Verbesserung ihrer Glücksumstände und die Erreichung ihrer Absichten erwarteten. Der Vornehmste unter ihnen war Ludewig Gonzaga, Herzog von Nevers. Seit dem er das Gouvernement von Saluzzo und anderen Städten jenseits des Gebürges wegen der vom Könige beschlossenen Rückgabe an Savoyen niedergelegt hatte, so klagte er über Kaltsinn und Haß von Seite des Monarchen, von dem er, ungeachtet seiner großen Verdienste um die Krone, kein anderes Gouvernement erhalten konnte. Zu dieser Zahl gehörte auch Gui von Lansac und Franz von St. Lüc 3), die, nach einigen Strahlen der Gnade und

3) Er war Generallieutenant in Bretagne, und verband mit einer reitzenden Körperbildung eine große Tapfer-

A. D. 1584. und der gefaßten Hofnung zur Günstlingschaft, von ihren Nebenbuhlern waren verdrängt worden, und aus Verdruß über die Täuschung so großer Erwartungen sich in die Gegenparthey geworfen hatten. Es gehörte dazu De Vins, der weniger durch seine Geburt

Tapferkeit. D'Aubigne' giebt eine andere Ursache von seinem Uebergange zur Ligue an, welche er von Saint-Lüc selbst zu haben vorgiebt, und deren Erzählung nur zu sehr das Gepräge der Wahrscheinlichkeit trägt. Saint-Lüc misfiel das wollüstige Leben des Königs, und wurde von seiner Gemahlinn Anna von Brissac aufgefodert, denselben von seinen Ausschweifungen abzubringen. Er ließ also mit Einstimmung der Marschallinn von Retz und eines andern Mignon's des Herrn von Arques eine kupferne Sarbacane machen, welche sie in das Schlafgemach des Königs hineinprakticirten, und demselben in der Nacht mit einer mirakulösen Stimme zuriefen, daß Er die fürchterlichste Rache des Himmels zu erwarten habe, wenn Er nicht seinen Lebenswandel veränderte. Den folgenden Tag stellte sich Saint-Lüc, als wenn er über den nämlichen Gegenstand einen schreckbaren Traum gehabt habe, und erzählte denselben dem Könige, welcher darüber in eine solche Todesangst gerieth, daß der Herr von Arques, aus Furcht für das Leben desselben und sein eigenes Glück, seinem Herrn Alles entdeckte. Der König wurde über den Saint-Lüc so entrüstet, daß er den Lancosme nach Brouage abschickte, um denselben seines Gouvernements zu entsetzen: aber Saint-Lüc kam ihm zuvor, und warf sich in die Arme der Ligue.

Geburt als durch seinen lebhaften Ränkevollen Geist sich zum Partheyhaupt in der Provençe aufgeschwungen hatte. Bey der Belagerung von La Rochelle hatte er das Leben des Königs mit Gefahr seines eigenen gerettet, und die auf Heinrichen gerichtete Büchsenkugeln, indem er sich dazwischen warf, in die rechte Seite empfangen, ohne in der Folge weder diejenige Gnade, noch die Belohnung zu erhalten, wozu ein so wichtiger Dienst ihn zu berechtigen schien. Es gehörte dazu Johann von Hemeri, Herr von Villers, dem der König zur Belohnung seiner vielfältigen Dienste, und besonders der Gefangennehmung des Grafen von Montgommeri das Gouvernement der Stadt und Festung Caen in der Normandie zwar versprochen, dann aber ohne Entschädigung es entzogen hatte, um es seinem Lieblinge Herrn von O zu verleihen. In ähnlichem Falle befand sich La Chatre, Gouverneur von Berry, der nach so vielen und so großen, unter Karl IX geleisteten, Diensten nicht nur seine Tapferkeit und Treue unbelohnt gesehen, sondern nicht einmal das Gouvernement von Blois oder von Chartres, welches er mit Berry zu verbinden wünschte, hatte erhalten können. Auch Mandelot, Gouverneur von Lyon, schlug sich seiner Erhaltung wegen zur Ligue: denn man hatte ihm die Niederlegung seiner Stelle angesonnen, um solche zu Gunsten des Bernhard von La Valette, Bruders des Herzogs von Epernon, mit dem Del- A. D. 1584.

A.D. 1584. phinat und der Markgrafschaft Saluzzo zu vereinigen, und die Citadelle, welche Lyon im Gehorsame erhält, dem Herrn von La Mante, und nach ihm dem Herrn du Passage, Anhängern des la Valettischen Hauses, anvertraut. Auch D'Entragues, Gouverneur von Orleans, trat dem Bündnisse bey. Ob er gleich vordem die Gnade und Wohlthaten des Königs genossen hatte, so brachte ihn doch theils das Misvergnügen, in seinem Gouvernement dem Kanzler, mit dem er in schlechtem Benehmen stand, untergeordnet worden zu seyn, theils die Feindschaft gegen Epernon, der Einen seiner Söhne mit Worten und Thaten mishandelt hatte, zur Parthey der Guisen herüber.

Desgleichen that auch der Graf von Saux. Nach dem Beyspiele seines Vaters hatte er es anfangs zum Nachtheil seiner Beförderung mit den Hugonotten gehalten. Da er sich dadurch mächtige Feinde gemacht, so suchte er bey der Ligue Sicherheit und Schutz vor der Verfolgung. Das Nämliche that Wilhelm von Fervaques, ein feiner Kopf, aber von veränderlicher Gemüthsart, der ohne Bedenken jede Parthey annahm, von welcher er sich Vortheil und Beförderung versprach. Er hatte den König von Navarra verlassen, um dem Glücke des Herzogs von Alençon zu folgen. Da er sich jetzt seiner Stütze beraubt, und bey Hofe ohne Gunst sah, so suchte er einen neuen Schutz und einen neuen

Wir-

Wirkungskreis für seine Talente. Von ganz ver- A. D.
schiedenem Charakter war der Erzbischof von Lyon, 1584.
ein Mann von großer Gelehrsamkeit, den strengsten
Sitten, und der äußersten Aufmerksamkeit für
Alles, was sein Stand von ihm foderte. Diesen
zog außer dem Eifer für die Religion und seiner viel-
jährigen Verbindung mit dem Hause von Guise
auch die Feindschaft gegen den Herzog von Epernon
in die Ligue. Letzterer war ihm nicht nur hochmü-
thig begegnet, sondern hatte ihn auch, als einen
Uebelgesinnten, vom Herzen des Königs und gewis-
sermaßen vom Hofe entfernt, an welchem er immer
Einer der Ersten gewesen war. Der Misvergnüg-
teste unter Allen aber war der Graf von Brissac,
dem, ungeachtet des seinem Vater geschehenen Ver-
sprechens und der eigenen Ansprüche, welche ihm
seine bey dem portugiesischen Zuge ausgestandenen
Mühseligkeiten gaben, das Generalat der Infan-
terie entgangen war, ohne daß man auch nur ihn
durch eine andere Belohnung zu entschädigen dachte.
Aus ähnlichen Beweggründen hatten die Herren
von Roche-Breaute', de la Baume, de la Sourdeac,
von Chevriere, de la Brosse, von Beauvais, von
Fouronne und eine große Menge anderer Edelleute,
die mit der gegenwärtigen Regierung unzufrieden
waren, und einer anderen entgegen harreten, sich
zu dieser Parthey geschlagen.

A. D. 1584. Die andere Klasse von Mitgliedern war zwar von geringerem Stande, aber nicht minder nützlich. Durch sie gewann man die Städte, das Landvolk, die Gemeinheiten, und Leute von allen Ständen in jeder Provinz des Reichs. Sie bestand größtentheils aus arglosen, wohldenkenden Menschen, eifrigen Anhängern der katholischen Lehre, und unversöhnlichen Feinden der Hugonotten, die theils wirklich den Umsturz ihrer Religion besorgten, theils die Ausrottung des Kalvinism wünschten. Alle diese nahmen nicht nur für sich thätigen Antheil an der Ligue, sondern ließen sich auch äußerst angelegen seyn, das Volk dazu zu bereden, und ihre Anhänger zu vermehren. Hiezu kamen noch einige Magistratspersonen, welche die Religion zum Vorwande ihres unruhigen Geistes oder Ehrgeitzes brauchten. Unter dieser Anzahl waren Johann Le Maitre, Parlamentspräsident zu Paris, ein ehrlicher und aufrichtiger Mann; Stephan von Neuilly, Präsident bey dem nämlichen Gerichtshofe; Honorat du Laurent, Parlamentsrath in Provence; Johann Le Clerc, nachheriger Herr von Büssy und damals pariser Parlamentsprokurator, der unter dem Volke viel Anhang und Ansehen hatte; Ludewig von Orleans, ein vornehmer Advokat an dem nämlichen Gerichtshofe und ein Mann von ungemeinen Kenntnissen; Franz Hottomann, ein sehr reicher Partikulier und Geschäftsbesorger des Bischofs von Paris;

Paris; la Chapelle-Manteau, des Präsidenten von Neuilly Schwiegersohn; Stephan Bernard, Parlamentsadvokat zu Dijon, der Finanzaufseher Roland, Drouart und Croix, der Erste Advokat, und der Andere Prokurator am Chatelet; Compan und Louchard, Viertelmeister zu Paris, nebst mehreren anderen Magistratspersonen, welche das Zutrauen des Volks besaßen. A.D. 1584.

Aus so verschiedenartigen Theilen, aus Herren vom ersten Range (Baronen), aus Edelleuten, Geistlichen und Parlamentsgliedern war der Körper der Ligue zusammengesetzt. Die Sehnen und Knochen davon waren die Anhänger des Guisischen Hauses, die sich überall einschlichen, und die Gemüther für ihre Sache einzunehmen und anzufeuern suchten. Nebst den Gliedern dieses Hauses traten dazu der Kardinal von Pelleve', der Maltheser Commenthur von Diou, der Baron Claudius von Seneçay, der Baron von Bassompierre, der Parlamentspräsident Peter Jeannin zu Dijon, der Baron von Medavy, der Chevalier Berton, die Herren von Entragues, Riberac, Rone, Nice, de la Barge, Bois-Dauphin, Chamois, Beauregard, Meneville, der Saint-Paul, und Sacromoro Virago, Beyde Infanterieobristen, und viele andere Prälaten, Baronen, und Officiere, welche ihre Beförderung dem Hause Lothringen zu danken hatten.

Zweites Kapitel.

Projekt, den Kardinal von Bourbon in die Ligue zu ziehen. Er erklärt sich zum Haupte derselben. König Philipp von Spanien nimmt sie in Schutz. Bedingnisse, deren man mit seinen Geschäftträgern zu Joinville einig wird. Bedenklichkeiten und Zögerungen des Pabstes, die Ligue gut zu heißen.

A.D. 1584. Die Erfahrung aller Zeiten, und besonders die neuerlichen Unternehmungen der Hugonotten hatten den Herzog von Guise gelehrt, daß vermöge der eingewurzelten Neigung der Nation dergleichen Verbündungen wenig Bestand hätten, wenn nicht ein Prinz vom Geblüte an deren Spitze stünde. Er sah also um sich her, um Einen zu wählen, und auf seine Seite zu ziehen, welcher die Ligue durch seinen Namen und die Rechte der königlichen Abkunft heben könnte, aber zugleich von einem solchen Charakter wäre, daß er sich ganz von ihm regieren ließe. Keiner war zu seinen Absichten tauglicher, noch geschickter, die bezweckten Eindrücke aufzunehmen, als der Kardinal Karl von Bourbon, dritter Bruder des Königs Anton von Navarra und des Prinzen von Condé, welche beyde todt waren. Als einen eifrigen Katholiken und offenbaren Feind der Hugonotten war es leicht ihn durch die Religion zu bewegen, daß er der Ligue beytrat, und sich zum Oberhaupt derselben erklärte. Dabey war er so eingeschränkten Kopfes, und so sanft und biegsam von Cha-

Charakter, daß es dem Herzog nicht schwer werden konnte, ihn nach Willkühr zu drehen und zu wenden. Die Hauptsache aber war, daß er, als ältester Prinz vom Geblüte und Oheim des Königs von Navarra, die Thronfolge streitig machen, und, nach unbeerbtem Ableben des Königs, die Krone in gegründeten Anspruch nehmen konnte. Eben dadurch war er sehr tauglich, den Behauptungen der Ligue einen Anstrich zu geben, welche es für ihren Hauptzweck angesehen haben wollte, den König von Navarra und die übrigen Prinzen, welche Gönner und Anhänger des Kalvinism waren, von der Krone auszuschließen. A. D. 1584.

Der Zufall gab dem Herzog von Guise ein leichtes Mittel zur Ausführung seines Anschlages an die Hand. Der Kardinal von Bourbon hatte einen alten Vertrauten und Liebling, den Andreas von Rubempre', einen eiteln, aufgeblasenen Mann, der durch seine Betriebsamkeit und die Geschmeidigkeit in Lebensart, Kleidung, Aufputz sich nach dem Geschmacke des Kardinals zu bequemen, seiner Zuneigung sich gänzlich bemächtigt hatte. Diesem ließ der Herzog durch den Advokaten von Orleans und den Abt St. Ouën, den Bruder seines Sekretärs Pelikart, die Gründe vorstellen, woraus sein Herr auf die Krone Anspruch machen könnte. Das Repräsentationsrecht, wie es die Rechtsgelehrten nennen, gelte in der Seitenlinie nicht: der Kö-

A. D. 1584. nig von Navarra könne also, in Absicht der Thronfolge, nicht seinen Vater Anton, den ältesten der bourbon'schen Prinzen repräsentiren; diese gebühre unstreitig dem noch lebenden Kardinal, und keineswegs dem schon längst verstorbenen Bruder, zumal der König von Navarra, wegen seines Rückfalls in den Irrglauben vermöge der Kirchensatzungen der Erbfolge in Frankreich unfähig sey. Die übrigen Prinzen befänden sich als Anhänger oder Gönner des Kalvinismus in derselben Unfähigkeit, und er dürfte nicht zugeben, daß die Krone in fremde Hände fiele, noch durch eine ungegründete Rücksicht für die Rechte seines Neffen sich abhalten lassen, die seinigen geltend zu machen. Für die Erbfolge des Kardinals sprächen nicht nur die Gerechtigkeit und Gesetze, sondern auch die Religion und die Ehre, indem sie das einzige Mittel sey, die Rechte der königlichen Familie und die Erhaltung der katholischen Religion zu vereinbaren. Sie setzten hinzu: das hohe Alter des Kardinals dürfte ihm die Hofnung nicht benehmen; denn wäre gleich der König weit jünger, so machte es das frühzeitige Hinsterben seiner Brüder, und seine schwache, durch state Ausschweifungen abgenutzte Leibesbeschaffenheit glaublich, daß Ersterer ihn überleben, und vor seinem Neffen zur Krone gelangen könnte. Diese würde dann auf seinen andern Neffen, den Kardinal von Vendome übergehen, den er in der katholischen Religion erzo-

gen

gen hatte, und der, unter so vielen der reformirten Religion zugethanen oder günstigen Prinzen wegen seiner Anhänglichkeit an den Glauben sowohl als wegen seines untadelhaften Wandels und seiner Redlichkeit allein würdig wäre, der Beherrscher des christlichsten Königreiches zu werden. A.D. 1584.

Diese Gründe, welche nicht nur mündlich, sondern auch schriftlich entwickelt, durch eine Menge Beyspiele unterstützt, und durch die gewöhnlichen Rednerkunstgriffe gehoben wurden, leuchteten dem Rubempre', welcher lieber der Liebling eines Königs, als der Vertraute eines Kardinals zu seyn wünschte, ganz ein. Auch bey dem Kardinale fanden sie Eingang. Außer jenen Gründen und den nahen Aussichten zur Thronfolge hatte auch die Ehre, den katholischen Glauben, dessen eifriger Beschützer er von jeher war, im ganzen Reiche auszubreiten, und zu befördern, für ihn einen mächtigen Reitz; da hingegen, falls der König von Navarra zur Krone gelangte, die Herrschaft des Kalvinismus auf den Trümmern der alten Religion in ganz Frankreich zu befahren war. Diese von langer Zeit her in das Gemüth des Kardinals ausgestreuete Ideen hatten ihn für die Guisen und den Bund dergestalt eingenommen, daß er im Augenblicke der Entscheidung leicht zu verleiten war, sich zum Oberhaupte der Ligue zu erklären, den Todfeinden seines Hauses seinen Namen und seine Un-

A.D. 1584. terstützung zu leihen, und sich mit allem Hasse ihrer Unternehmungen zu belasten. So sehr hatte ihn der Herzog durch seine List und feinen Schmeicheleyen zu unterjochen, und durch die Meinung von seiner Standhaftigkeit und seinem brennenden Eifer für die Religion ihm eine solche Verehrung einzuflößen gewußt, daß er sich blindlings seiner Leitung überließ. Darum verglichen auch die Höflinge, wenn sie sich mit französischer Freymüthigkeit von den Begebenheiten der Zeit unterhielten, den Kardinal mit dem Kameele, das vor seinen Treibern niederkniet, um sich beladen zu lassen.

Die Ligue war nun geschlossen, und durch den Vorwand der Religion und die Rechte eines an der Spitze stehenden Prinzen vom Geblüte begründet. Man mußte jetzt nur darauf denken, ihr die zur Unterhaltung nöthigen Geldsummen, und die Unterstützung von außen zu verschaffen, welche sie in Ansehen und Kredit setzen konnte, damit es an nichts fehlte, was zum guten Erfolge so großer Unternehmungen erfoderlich war. In dieser Absicht knüpfte der Herzog von Guise die zu Madrid und Rom angefangenen Unterhandlungen, welche in vorigen Jahren wie alles Uebrige ins Stecken gerathen waren, wieder an. Bey dem katholischen Könige fanden sie wenig Schwierigkeit, der nichts mehr wünschte, als sich von der Unruhe, die ihm Frankreich in Absicht

des

des niederländischen Krieges machte, befreyt zu sehen. Die neuerlichen Unternehmungen in Portugall und Flandern hatten ihn verdrossen, und es mußte ihm sehr lieb seyn, wenn die Franzosen zu Hause so viel zu thun bekämen, daß sie keine Zeit hätten, sich in die Angelegenheiten ihrer Nachbaren einzumischen. Sein Interesse war es, daß die Hugonotten, seine unversöhnlichen Feinde, unterdrückt, und der König von Navarra, der seine alten Ansprüche auf sein angestammtes, nun mit Spanien vereinigtes, Königreich noch nicht hatte fahren lassen, von dem französischen Throne ausgeschlossen würde. Da ihm nun die Gelegenheit, beyde mit einem Schlage zu Boden zu stürzen, willkommen seyn mußte, so nahm er gar keinen Anstand, die Ligue nicht nur mit seinem Beyfalle, sondern auch mit Geldbeyträgen zu unterstützen. Philipp glaubte, daß es seinen Entwürfen an gutem Erfolge in jedem Welttheile nicht fehlen würde, wenn Frankreich, das allein seine Macht aufwiegen, und hemmen konnte, durch seine innerlichen Trennungen ihm Gelegenheit ließe, zu derjenigen Größe zu gelangen, welche die Gedanken und Wünsche mächtiger Fürsten so sehr zu beschäftigen pflegt. Diese Maasregeln, dacht' er, würden auch den zwischen beyden Reichen bestehenden Frieden nicht aufheben. Hätte doch der allerchristlichste König den Herzog von Alençon offenbar unterstützt, als er mit einem A. D. 1584.

fran-

A. D. 1584. französischen Heere in Flandern gegen die Spanier auftrat; hätte doch die Königinn-Mutter ebenfalls mit französischen Truppen ihm die Erbfolge in Portugall streitig gemacht: weit mehr müsse er berechtigt seyn, den Katholiken in Frankreich zu Hülfe zu kommen, und zu verhindern, daß sie den Hugonotten unterlägen, und der König von Navarra, sein erklärter Feind, auf den Thron erhoben würde. So wie der französische König, ungeachtet der Krieg mit seinem Gelde und seinen Truppen geführt worden, gleichwohl seine Theilnahme an den Unruhen in den Niederlanden und in Portugall geläugnet hätte, so wäre es auch nicht unter seiner Würde, die Ligue insgeheim zu unterstützen, und doch zum Scheine zu versichern, daß er nicht gemeint sey, den Frieden zu brechen.

In dieser Absicht traten zu Joinville, einem dem Herzoge von Guise zugehörigen Orte in Champagne an der lothringischen Gränze, Johann Baptist Taxis, Ritter von St. Jakob, und Don Juan Morréz als Gesandte des katholischen Königs, und von Seiten der Ligue der Herzog von Guise, sein Bruder, der Herzog von Mayenne, und Franz von Menneville als Geschäftsträger des Kardinals von Bourbon zusammen, und schlossen am zweiten Jener des Jahres Tausend fünf hundert und fünf und

A. D. 1585. achtzig einen Vertrag folgenden Inhalts: „Wenn der regierende König von Frankreich ohne rechtmäßige

Leibes-

Leibeserben versterben würde, so sollte der Kardinal von Bourbon als erster Prinz vom Geblüte und wahrer Kronerbe ihm nachfolgen, die übrigen Prinzen aber, die sie durch ihre Anhänglichkeit an die Ketzerey verwirkt hätten, davon ausgeschlossen werden. Damit sie nicht noch bey Lebzeiten des Königs durch die schon versuchten Ränke sich den Weg zum Throne bahnen möchten, sollten die verbündeten Prinzen schon jetzt Truppen anwerben, und ein Heer auf die Beine stellen, den Krieg gegen die Hugonotten führen, und Alles thun, was für nothwendig und zweckmäßig erachtet werden würde. Bey seiner Thronbesteigung sollte der Kardinal von Bourbon den zu Cateau-Cambresis (1559 zwischen Heinrich II und Philipp II) geschlossenen Frieden bekräftigen, und denselben durchaus beobachten, jede andere Religion als die römischkatholische in Frankreich verbieten, die Ketzerey bis zu deren gänzlicher Ausrottung mit gewaffneter Hand verfolgen, die Beschlüsse und Verordnungen des tridentinischen Kirchenrathes annehmen, und darob halten; für sich, seine Erben und Nachkommen allem Bündnisse mit den Türken absagen, mit ihnen in irgend einen Anschlag gegen die Christenheit, welchen Theil er auch betreffe, nicht einzuwilligen versprechen; alle zur Störung der spanischen Seefahrt und des Handels nach Indien abzweckende Kapereyen den französischen Unterthanen untersagen; dem katholischen A. D. 1585.

Könige

A. D. 1585. Könige alles von den Hugonotten ihm Entrissene, namentlich die Stadt und das Gebiet von Cambrai zurückgeben, und ihm mit einer hinlänglichen Macht in Wiedereroberung des von den Rebellen ihm entzogenen Landes beystehen: dagegen solle der König Philipp gehalten seyn, zur Unterhaltung der Ligue und ihrer Kriegsmacht einen monatlichen baaren Beytrag von 50000 Thalern zu steuern, hiernächst ihr so viele Truppen zuschicken, als man zum Fortgange ihrer Waffen nothwendig befinden würde, und dieses sowohl während dem Leben, als nach dem Hintritte des jetzigen Königs, um die Ketzerey vollends zu vertilgen; ferner den Kardinal von Bourbon, die Herren vom Hause Guise, die Herzoge von Mercoeur, und von Nevers, so wie überhaupt alle Herren, welche die Ligue unterschrieben hätten, oder noch unterschreiben würden, zu schützen. Er verspreche, ihnen wider die Hugonotten und ihren Anhang Beystand zu leisten, und ihre Personen und ihr Eigenthum zu schirmen. Der katholische König und die Liguisten sollten nicht befugt seyn, ohne Einwilligung beyder Theile mit dem Könige von Frankreich sich in einen Vertrag einzulassen, und die Artikel dieses Vertrages bis auf eine schickliche Zeit geheim gehalten werden.“ Dieses waren im Wesentlichen die Bedingnisse, auf welche man sich mit dem Könige von Spanien vereinigte: außerdem versprach Er noch insgeheim dem Herzog von Guise einen jährli-

jährlichen Gehalt von 200,000 Sonnenthalern, die ihm insbesondere angewiesen waren, um solche zum Besten der Ligue zu verwenden. A. D. 1585.

Weder so leicht noch so schnell giengen die Unterhandlungen zu Rom von statten, wo keine solche Staatsgründe für die Sache sprachen. Zwar betrieb Pater Mathieu, der mit Eilbotenschnelligkeit auf der Post hin- und herreisete, das Geschäft mit dem größten Eifer; und der zu Rom anwesende Kardinal Pelleve' that alles Mögliche, um den Pabst zu bewegen, daß er sich zum Beschützer der Ligue erklärte. Allein der sanfte, aber etwas kaltblütige Gregor XIII, welcher an seinem Sekretair Ptolomäus Gallo, Kardinal von Como, einen in Regierungsgeschäften sehr erfahrenen Rathgeber hatte, konnte sich nicht recht in die Absichten der Ligue finden: es däuchte ihm hart, gegen einen König, der sich laut zur katholischen Religion bekannte, und deren größter Verehrer war, aus Vorwänden, die sich auf unerforschliche Gewissensgeheimnisse bezogen, die Waffen zu ergreifen. Er zögerte daher mit seinem Entschlusse, bis vielleicht die Zeit das ihm jetzt noch undurchdringliche Innere der Gedanken an's Licht bringen möchte. Er setzte daher eine Congregation von Kardinälen und anderen gelehrten Männern nieder, um die Vorschläge der Ligue zu prüfen. Während diese immer bedingungsweise und mit der Klausel: **wenn die Sachen sich so verhalten**, antwortete, und

dadurch

A. D. 1585. dadurch die Wahrheit der Behauptungen des Pater Mathieu und des Kardinals von Pelleve' in Zweifel zog, gab der Pabst den Geschäftsträgern der Liguisten gute Vertröstungen, und ermahnte sie, das Beste der Religion und die Ausrottung der Irrlehre nie aus dem Gesichte zu verlieren. Uebrigens hielt Er sie hin, und, aller Betriebsamkeit ungeachtet, konnten sie nie eine schriftliche Erklärung von Ihm erhalten, woraus erhellte, daß Er die Ligue billigte und in Schutz nähme 4).

Drittes Kapitel.

Der König rathschlagt über die Mittel, der Ligue sich zu widersetzen. Die Meinungen in seinem Staatsrathe sind darüber getheilt. Er schickt den Herzog von Epernon an den König von Navarra, um ihn zur Rückkehr zum katholischen Glauben und an den Hof zu bereden. Der König von Navarra beschließt, bey seiner Parthey zu bleiben. Die Ligue schöpft Argwohn, und führt Beschwerden.

Indeß die Häupter dieser Parthey beschäftigt waren, dieselbe zu befestigen, berathschlagte der von ihrem ganzen Vorhaben genau unterrichtete König

4) Gregor XIII sagte einige Tage vor seinem Tode zum Kardinal von Este: la ligue n'aura de moi ni bulle ni bref, *jusqu'à ce que je voye plus clair en ses brouilleries.*

nig bey sich, und mit seinen Vertrautesten über die Entschlüsse, welche Er zu fassen hätte, um das Ungewitter zu bestehen, oder zu zertheilen. Der Herzog von Epernon, der Großkanzler Chiverni, d'O, und Albert Gondi, Marschall von Retz, waren der Meinung, der König sollte sich beherzt entgegen stellen, sich eiligst mit den Hugonotten und dem Könige von Navarra vereinigen, den Guisen zuvorkommen, und den Aufruhr im Aufkeimen ersticken. Da die Bewegungen so zahlreicher Vereine gewöhnlich mishellig und langsam wären, so könnte er diese abscheuliche Verschwörung in der Geburt ersticken, sie wehrlos und zerstreut überfallen und unterdrücken, bevor sie noch Zeit hätten, eine Kriegsmacht, und Hülfe aus Spanien zu erhalten: man dürfte nicht warten, bis diese große Maschine vollendet, und alle ihre Theile fest zusammen gefügt wären; es wäre thöricht, dem Krankheitsstoffe, der täglich bösartiger würde, so lange Zeit zu lassen, bis derselbe das Eingeweide von Frankreich angriffe. Es sey anfangs leicht, die in Unordnung gerathenen und ausgetretenen Säfte zu verbessern: aber schwer und gefährlich sey die Heilung, wenn sie sich gesammelt, und die Lebenskraft erstickt hätten. Man wüßte, daß weder der Herzog von Guise, noch irgend einer seiner Anhänger ein Heer beysammen hätten; daß sie nur auf einige Geistlichen, den Pöbel und wenige Edele des Reichs sich stützte; — eine schwache und

A. D. 1585.

A. D. 1585. unsichere Macht, die von selbst zerstieben werde, so bald sie nachdrückliche Maasregeln von Seiten des Hofes sähe. Der König von Spanien hätte mit den Niederlanden so viel zu schaffen, daß Er nur mit Mühe und langsam einen Theil desjenigen würde leisten können, was Er, um die unruhigen Köpfe in Frankreich in Flammen zu setzen, so freygebig versprochen hätte; der Pabst, ein entfernter und ohnmächtiger Fürst, der meistens nur die geistlichen Waffen zu führen pflegte, wäre noch nicht einmal entschlossen, der Ligue Beystand und Schutz zu bewilligen. Auf der andern Seite würde der immer Krieg- und Streit- fertige Adel auf den ersten Wink zusammenströmen, wohin der König in einer so dringenden Gefahr ihn beriefe; die Schweizer, mit welchen man das Bündniß so eben erneuert hätte, würden für französisches Geld so viel Truppen geben, als man verlangte; der König von Navarra, und die zur eigenen Vertheidigung gerüsteten Hugonotten würden Gott für ein so glückliches Eräugniß danken, und ungesäumt wider ihre natürlichen Feinde unter den königlichen Fahnen sich vereinigen. Die Erfahrung hätte während so vielen Bürgerkriegen gelehrt, daß **Unachtsamkeit** auf die **ersten** Gährungen unheilbare Schwäche und unersetzlichen Schaden hervorbringe, und daß man nur von Thätigkeit und Muth, von edelen und großen Entschließungen glückliche Erfolge

und

und einen ruhmvollen Ausgang zu erwarten habe. A. D. 1585.

Ganz anders dachte der Herzog von Joyeuse, René von Villequier, Pompone von Bellievre und der Staatssekretair von Villeroi. Sie behaupteten: wenn der König das Haus von Lothringen und den verbündeten Adel mit offener Gewalt angreifen wollte, so müßte Er es entweder für sich allein thun, oder sich mit den Hugonotten verbinden. Im ersten Falle würde Er mit seiner Macht zu kurz stehen: denn da das Land zwischen Katholiken und Hugonotten getheilt wäre, so würde Er beyde Theile zu Feinden, und mit einem Häufchen getreuer Anhänger gegen zwey mächtige, alte, und durch Verjährung befestigte Partheyen zu kämpfen haben, welche die größten und am besten gelegenen Provinzen inne hätten. Poitou, Guienne, Gascogne, Languedok und ein großer Theil des Delphinats wäre in der Gewalt der Hugonotten: in jener der Guisen Champagne, Burgund, die Pikardie, das Lyon'sche, die Provence und Bretagne. Der König würde sich also ganz gewiß ohne Einkünfte, ohne Festungen, ohne Unterthanen, ohne Kriegsheer, und ohne Geld sehen, um eine Unternehmung zu wagen, die an sich verderblich, und in aller Welt Augen lächerlich seyn müßte. Sich mit den Hugonotten zu vereinigen, würde für's Erste ein unanständiger, dem Charakter seiner Majestät, und seinen bisherigen

A. D 1585. Maximen zuwiderlaufender, und der Frömmigkeit eines allerchristlichsten Königs, eines erstgebornen Sohnes der Kirche unwürdiger Schritt seyn, und nebst dem auch sehr nachtheilige Folgen haben, als da wären der Abfall der ganzen übrigen katholischen Parthey; die Empörung der den Hugonotten eben so abgeneigten als in der Religion standhaften Hauptstadt; der Ligue könnte keine Eräugniß erwünschter seyn, um theils ihren Anhang zu vergrößern, theils die über die Absichten des Königs ausgestreuten Verläumdungen zu bestärken; dadurch würde man dem von Spanien der Ligue verliehenen Schutze einen Anstrich von Rechtmäßigkeit geben, den Pabst, wenn derselbe die Feinde des apostolischen Stuhls mit dem Könige verbunden sähe, nöthigen, sich für die Ligue zu erklären; die wichtigsten, der Hauptstadt am nächsten, und im Herzen des Reichs gelegenen Provinzen verlieren, um Hülfe und Truppen von den entferntesten Gränzlanden zu erwarten. Bey alle dem wäre weder die Macht der Hugonotten sehr beträchtlich, noch ihr Beystand gewiß. Sie wären auf der einen Seite schwach, erschöpft, und außer Stande, aus ihren Provinzen, in welchen sie sich mit genauer Noth behaupteten, herauszugehen: auf der andern Seite ließe sich nicht glauben, daß sie so plötzlich mit einem Könige sich aufrichtig und getreu vereinigen würden, der stets ihr unversöhnlicher Feind und schrecklichster Verfolger war; das frische

Anden-

Andenken des pariser Blutbades, für dessen Haupt- A. D. urheber und fast einzigen Veranstalter sie Ihn an- 1585.
sähen, würde mächtiger auf die Gemüther wirken, als das jetzige freundschaftliche Bezeigen, welches der Argwohn für Verstellung und für einen Fallstrick halten würde, um sie noch einmal unversehens zu fangen. Ueberhaupt ließe sich auf eine Gesellschaft von Leuten so verschiedener Grundsätze und Absichten wenig bauen. Sie glaubten daher, das Beste wäre, die vornehmsten Glieder der Ligue, welche bekanntlich größtentheils aus persönlichem Verdrusse diese öffentlichen Unruhen erregen hälfen, insgemein und insbesondere zu befriedigen. Sobald die Guisen und die anderen Großen und Vornehmen des Reichs beruhigt wären, würde der Vorwand der Religion nach und nach schwinden, und der Bund sich von selbst auflößen. Mit den Ursachen würden die Wirkungen ohnehin aufhören, und es hienge vom Könige ab, die Ligue zu sprengen, wenn Er den Häuptern und Verbündeten freywillig die Vortheile gewährte, welche sie durch die Waffen suchten, aber zu erringen, nicht gewiß wären. Diese Maasregeln, als die sichersten, mit dem wenigsten Aergerniß und Aufsehen verknüpften billigte auch die Königinn-Mutter, welche es, nach der in den Revolutionen so vieler Jahre gesammelten Erfahrung für eben so verderblich als schändlich hielt, die sicherere, mächtigere, und angesehenere katholische Parthey zu ver-

A. D. 1585. lassen; und mit den Hugonotten sich zu verbinden, deren Lage an die Verzweiflung gränzte. Eben dieses war durchgängig die Meinung der Hofleute, die vorzüglich in Frankreich mit großer Freyheit von den wichtigsten Schritten ihrer Herren sprachen.

Auf der andern Seite war aber das überwiegende Ansehen des Herzogs von Epernon und der übrigen Günstlinge, die in dem vorgelegten Aussöhnungsplane ihr Verderben sahen: denn es war unmöglich, den Foderungen der Liguisten Genüge zu leisten, ohne die Günstlinge ihrer Hofstellen, ihrer Würden, und ihres Ansehens zu berauben. Der einzige Herzog von Joyeuse war zum Vergleiche mit der katholischen Ligue geneigt, theils aus Haß gegen den Herzog von Epernon, welcher in der Gnade des Königs weit über ihm stand, theils weil er, vermöge seiner nahen Sippschaft mit dem Hause von Lothringen, sich schmeichelte, bey dem allgemeinen Umsturze der Günstlinge allein seine Stelle zu behaupten. Diese Entschließung stimmte auch mit den Neigungen und Entwürfen des Königs gar nicht überein, welcher in einem Augenblicke dasjenige einreißen sollte, woran Er so viele Jahre gebaut hatte. Denn wollte Er die Guisen und ihre Verbündeten beruhigen, so gab Er ihnen die Stellen, die Festungen, das Ansehen, und die Macht wieder in die Hände, die Er ihnen so langsam, mit so viel Mühe, und Kosten nach und nach zum Theil entzogen hatte: Er zerstörte mit eigener

ner Hand seinen alten Lieblingsplan, beyde Faktionen gänzlich auszurotten. Lieber noch würde Er sich entschlossen haben, der Ligue Gewalt entgegen zu setzen, woferne nicht das Gewissen, die Schande und der Widerspruch seiner Mutter Ihm diesen Gedanken verleidet hätten. A. D. 1585.

Der König blieb also in Zweifel und unschlüssig. Inzwischen wollte Er die Gesinnungen des Königs von Navarra genauer erforschen, und die Macht der Hugonotten auskundschaften, indem Er ihn zu bewegen suchte, nebst den übrigen Bourbon'schen Prinzen mit der Kirche sich auszusöhnen. Gelang Ihm dieses, so war das Fundament der Ligue untergraben, und die Guisen in großer Verlegenheit. Der Haupteinwand in Betreff der Thronfolge, welcher der Sache der Ligue Anstrich und Ansehen gab, wurde dadurch weggeräumt, der König bewirkte dadurch eine aufrichtige Vereinigung der Bourbon'schen Macht mit der seinigen: die Hinderniße von Seite des römischen Hofes, der Eifer des unaufgeklärten Haufens, welcher glaubte, daß es allein auf Erhaltung des katholischen Glaubens ankäme, die Hetzereyen der Mönche und die Gährung hörten auf. Einzelne Männer, und vielleicht selbst die Häupter der Parthey würden sich geschämt haben, Intriken, die nun keinen andern Grund mehr gehabt hätten, als den Ehrgeiz und die ungerechten Wünsche der Großen, fortzusetzen. Die Flamme, welche jetzt so

A.D. 1585. hoch aufloderte, und so weit um sich griff, würde aus Mangel der Nahrung auf einmal erloschen seyn. Er schickte daher den Herzog von Epernon, unter dem Vorwande, seine bejahrte Mutter in Gascogne zu besuchen, zu einer Unterredung mit dem König von Navarra. Er erwartete Alles von Epernon's Eifer, dem am meisten daran gelegen war, diesen Prinzen zur katholischen Kirche herüber zu bringen: denn gelang es ihm nicht, so sah er den König in der unausweichlichen Nothwendigkeit, den Liguisten Genüge zu leisten, und seine Günstlinge, unter denen er die erste Stelle einnahm, klein zu machen.

Wie der Herzog von Epernon nach Gascogne zum Könige von Navarra kam, so machte er ihm, im Namen seines Herrn, die vortheilhaftesten Anträge, wenn er zur katholischen Religion und an den Hof zurückkehren wollte. Die Meinungen hierüber waren hier nicht weniger getheilt, als sie es im Staatsrathe des Königs von Frankreich gewesen. Johann von Salignac und Anton von Roquelaure, getreue Anhänger des Königs von Navarra, redeten ihm stark zu: Er sollte dem Könige trauen, mit der katholischen Kirche sich aussöhnen, und, als erster Prinz vom Geblüte, an den Hof zurückkehren. Dies wäre das Mittel, seine Feinde ohne Waffenkampf zu besiegen, hinaufzudringen, wohin Ihn das Geburtsrecht rufe, sich der Thronfolge im Voraus zu versichern, wozu Ihm der Kinderlose König

die

die Mittel erleichtern würde, und zugleich sein Glück A.D.
und die ganze Ruhe des Königreichs fest zu stellen. 1585.
Freylich würde Er in dieser Absicht manches Unangenehme und manchen Verdruß ertragen müssen: allein die Klugheit fodere, daß man, um eines so erhabenen Zwecks willen, seinen Neigungen Gewalt anthue, und seinen Willen verläugne. Wie viel ließe sich Mancher gefallen, um eine kleine Privaterbschaft zu bekommen: um wie viel mehr wäre die französische Krone eines solchen Opfers werth? Die Absichten des Königs lägen am Tage; die Neigungen seiner Räthe und Günstlinge seyen deutlich erklärt, und ein geschwinderes Mittel, die Macht seiner alten Feinde und Verfolger zu vernichten, könnte man sich nicht wünschen.

Wider diesen Vorschlag sprach sein Kanzler, Arnold dü Ferrier, ein Mann von sehr feinem Kopfe und ausgezeichneten Kenntnissen. Er war mehrere Jahre Gesandter zu Venedig gewesen, und, weil bey seiner Zurückkunft in Frankreich sein Verdienst bey Hofe verkannt wurde, zum Könige von Navarra übergetreten. Dü Ferrier fürchtete, wenn sein Herr sich aussöhnte, und dem Könige sich unterwürfe, hintan gesetzt, und verstoßen zu werden; er pflichtete also, obschon er katholisch war, der Meinung des Philipp von Mornai, Herrn von Plessis, des Herrn von Aubigné, Vertrauten des Königs von Navarra, und anderer Hugonotten bey, welche hartnäckig auf

A.D. 1585. ihren Grundsätzen bestanden, und den König zu überzeugen suchten, daß man zeitliche Hofnungen dem Gewissen und dem ewigen Seelenheile nicht vorziehen dürfe: durch so öftere Glaubensveränderungen würde Er seinem Leimuth bey der ganzen Welt schaden, und sich in den ärgerlichen Ruf setzen, nicht sowohl wankelmüthig, als ein Mann ohne alle Religion zu seyn. Und doch wären die Aussichten, die man Ihm jetzt zeigte, noch nichts weniger als gegründet: ein König im blühenden Mannesalter, und eine Königinn in den besten Jahren könnten noch Kinder zeugen, in welchem Falle die alten Neigungen wieder erwachen, und Er, wie ehedem, das Gespötte und Gelächter des Hofes werden würde; die Hofnung, einem zwey und dreyßig jährigem Könige in der Regierung nachzufolgen, sey eben so entfernt als ungewiß: der König von Navarra sey beynahe eben so alt wie jener, und nach dem Laufe der Natur schwer zu muthmaßen, welcher von Beyden den Andern überleben würde. Indessen setze Er sich, ferner und unsicherer Hofnungen wegen, in eine gewisse und gegenwärtige Knechtschaft: entsage der Herrschaft und Unterstützung seiner Anhänger, beraube sich der Macht und Grundlage seiner Parthey, und überlasse sich der Willkühr seiner Feinde. Jedermann kenne den Charakter und die Absichten des Königs, der in der gegenwärtigen Verlegenheit den König von Navarra zu seinem Vortheile benutzen

wolle:

wolle: kaum würde aber die Noth vorüber seyn, so werde Er zu seinem alten Grolle, und zu den von seinen Vorfahren ererbten Entwürfen zurückkehren. Wie könne sich der König von Navarra wieder in den Louvre einkerkern, wo Er unter seinen Augen alle seine Anhänger habe erwürgen sehen, wo Er so viele Stunden lang für seine eigene Erhaltung gezittert habe, die Er mehr der Laune des Schicksals oder der göttlichen Vorsehung als der Mäßigung und Milde seiner Feinde schuldig sey? Man müsse kein Mistrauen auf Gottes Gerechtigkeit setzen: stürbe der König ohne Erben, so gebührte Ihm die Krone von Rechtswegen, und es würde Ihm leichter seyn, seine Ansprüche durch die ansehnlichen Heere einer gewaffneten Parthey, die so oft dem Uebermuthe seiner Widersacher und der Macht so vieler wider Ihn verschworener Prinzen die Spitze geboten hätte, durchzusetzen, als wenn Er wehrlos, aller Hülfe beraubt, verachtet, und als ein halber Gefangener am Hofe sich befände. Er sollte sich nicht den gewissen Gefahren, den Nachstellungen, dem Gifte, und dem Meuchelmorde aussetzen, wodurch Ihm seine Mutter, so viele Blutsverwandten und Diener entrissen worden: Er solle sich auf seine Seelengröße stützen, und wegen des Ausganges so entfernter und undurchdringlicher Begebenheiten auf die Vorsicht verlassen. A. D. 1585.

Die

A.D. 1585. Die Vernünftigsten hatten keinen Zweifel, daß der erste Vorschlag, mit dem Könige und der Kirche sich auszusöhnen, und an den Hof zurückzukehren, der sicherste wäre, und am schnellsten zum Zwecke führte. Allein der König von Navarra konnte sich des Verdachts nicht entschlagen, daß es darauf abgesehen sey, Ihn abermal zu hintergehen, und in die Falle zu locken. Es widerstrebte seiner Neigung zu sehr, daß Er auf die Freyheit und die Herrschaft über seine Parthey Verzicht leisten sollte, um gleichsam in eine gewisse Gefangenschaft zu gehen, oder wenigstens an einen Hof, wo Er als Privatmann leben müßte. Er erwog, daß Er jeden falschen Schritt in dieser Sache mit dem Leben bezahlen würde: denn meynte es der König nicht aufrichtig, oder ließe Er sich von den mächtigen Zudringlichkeiten und den Ränken der Guisen wieder herumdrehen, so sah Er sein Leben nothwendig der gewissen Gefahr des Giftes oder des Dolches Preis gegeben. Eben so abgeneigt machten Ihn die Verhältnisse mit seiner Gemahlinn der Königinn Margaretha. Er hatte wegen ihrer übel berüchtigten Aufführung sich von ihr getrennt, und sie einige Schlösser in Auvergne zu ihrem Aufenthalte gewählt, wo sie ein sehr freyes Leben führte. Er sah gleichwohl voraus, daß Er sich mit Ihr entweder aussöhnen müßte, oder daß Er nie in aufrichtiger Freundschaft und gutem Vernehmen mit seiner Schwiegermutter und sei-

nem

nem Schwager leben könnte, und daß die täglich sich entspinnenden neuen Mishelligkeiten Ihn ins Verderben stürzen würden. A. D. 1585.

Diese Gründe, verbunden mit Dü Ferrier's Ansehen und dem Zureden der Prediger bestimmten Ihn endlich, die Annahme der katholischen Religion und die Rückkehre an den Hof abzuschlagen, und nur, in sehr bescheidenen Ausdrücken, seine Hülfe und die Waffen seiner Parthey dem Könige anzubieten, um die von den Liguisten in seinem Reiche angestifteten Unruhen zu dämpfen. In dieser Unterredung kam auch die, schon so oft vorher in Anregung gebrachte Zurückgabe der durch das Friedensedikt den Hugonotten bewilligten Sicherheitsplätze zur Sprache. Die hiezu anberaumte Frist war verstrichen; und der König drang darauf, daß sie Ihm, dem Versprechen gemäß, zurückgestellt werden sollten. Da aber der König von Navarra einmal beschlossen hatte, seine Parthey nicht zu verlassen, so weigerte Er sich auch dieser Zurückgabe, indem Er vorstellte, es stünden solche Zeiten bevor, daß Er sich noch mehr Plätze zu seiner Sicherheit wünschen müßte, geschweige daß Er die, welche Er besitze, zurückstellen sollte. Er bäte also den König, Ihm in Erwägung der dringenden Umstände etwas zu Gute zu halten, und die Schuld den Drohungen und der Verfolgung seiner Feinde beyzumessen. Da man diesen Punkt nur zum Scheine berührt hatte,

so

A.D. 1585. so machte man dabey weder Anstand noch Schwierigkeit, und man beruhigte sich leicht bey einer Antwort, welche die Zeitläufte zu rechtfertigen schienen.

Mit diesen Antworten kam der Herzog von Epernon zurück. Die Verbündeten nahmen von dieser Unterredung und Zurückkunft Anlaß, überall auszubreiten zu lassen: der einzige Zweck dieser Unterhandlung sey ein Bund zwischen dem Könige und den Hugonotten gewesen, um die Ketzerey einzuführen, und den König von Navarra, den geschworenen Feind der katholischen Kirche, zur Thronfolge zu befördern; zu dieser Absicht hätte ihm der Herzog von Epernon zweymal hundert Tausend Thaler zustellen müssen. Diese Nachrichten ließen die Prediger von den Kanzeln erschallen, und flößten dadurch dem Volke einen eiteln Schrecken und die größte Erbitterung wider den König, seine Rathgeber, und Günstlinge ein. Allein die Vorläufigkeit und Ungeduld der Hugonotten thaten diesen Lügen bald Einhalt. Du Plessis Mornai, der vor Begierde brannte, der Welt bekannt zu machen, daß Er der Urheber der vorgedachten Entschließung wäre, und sich dadurch bey seiner Parthey einen Namen und ein Verdienst zu machen, gab eine kurze Geschichte von der ganzen Unterhandlung mit dem Herzog von Epernon, von den im Staatsrathe des Königs von Navarra vorgetragenen Gründen seiner Entschliessung und Antwort im Drucke heraus, aus welcher

erhell-

erhellte, daß der König, weit entfernt, eine Ver- A. D.
bindung mit den Hugonotten auf Kosten des katho- 1585.
lischen Glaubens zu suchen, sich vielmehr bemühete, den König von Navarra nebst den übrigen Prinzen seines Geblüts in den Schooß der Kirche zurückzubringen: daß Er auch die Festungen nicht aus freyer Willkühr den Hugonotten überließ, sondern nur, da sie aus scheinbaren Gründen die Zurückgabe verweigerten, dabey nachsichtig zu seyn schien, um nicht auch diese Parthey zu einer so ungelegenen Zeit sich auf den Hals zu ziehen.

Viertes Kapitel.

Die Niederländer wollen sich der Krone Frankreich unterwerfen. Der König weigert sich ihr Erbieten anzunehmen. Abreise des spanischen Gesandten. Kriegsrüstungen.

Bey seiner Zurückkunft fand der Herzog von Epernon neuen Stoff zum Nachdenken und Berathschlagen. Die Niederländer, welche seit dem Tode des Herzogs von Alençon fremder Hülfe beraubt, und beynahe von allen Mächten verlassen waren, beschlossen, sich Frankreich zu unterwerfen, um von dem Könige Schutz gegen die Spanier zu erhalten. In dieser Absicht schickten sie um diese Zeit eine Gesandtschaft an Ihn, um Ihn zu bitten, daß Er ihr ganzes Land in Schutz und unter seine Oberherrschaft aufnehmen, dem Könige von Spanien

A. D. 1585. nien den Krieg erklären, und mit einem mächtigen Heere sie dem Joche entreißen möchte, welches sie schon seit so vielen Jahren abgeworfen hätten. Diese Gesandten blieben eine Zeitlang incognito am Hofe, weil Heinrich den Philipp II nicht aufbringen wollte. Wie Er aber die spanischen Minister mit Unterstützung der Ligue fortfahren sah, so gab Er ihnen öffentlich Audienz. Viele und zumal diejenigen, welche ihm zum Bunde mit den Hugonotten gerathen hatten, ermahnten Ihn, ein so ansehnliches Gebiet anzunehmen, und eine so schöne Gelegenheit zu Vergrößerung seiner Staaten zu ergreifen. Sie stellten Ihm vor: da die Spanier sich kein Gewissen machten, durch heimliche Ränke und Einlispelungen die Ruhe seines Reichs zu stören, so sey es Ihm weit mehr erlaubt, die Beschützung eines unterdrückten Volkes zu übernehmen, das Vergeltungsrecht auszuüben, und sie zu zwingen, ihr eigenes Land zu vertheidigen, statt in einem fremden Zerrüttung und Aufruhr anzustiften. Dies wäre das Mittel, sein Reich der schädlichen Säfte zu entledigen, dem nur ein Krieg von außen, welcher die Gemüther und Kräfte anderswo beschäftigte, die innere Ruhe wieder geben könnte. Dies würde zugleich das Wirksamste seyn, die Ligue zu dämpfen, welche, der Hülfsvölker und des Geldes von Spanien beraubt, aus Mangel einer Stütze von selbst zusammenfallen würde. Es wäre einmal Zeit, sich

von

von so vielen Drangsalen zu befreyen, dem üppigen Muthe der Franzosen freyen Spielraum zu verschaffen, und ihre Waffen lieber wider ihren Nebenbuhler und alten Feind zu richten, als sie zur Zerfleischung des gemeinsamen Vaterlandes zu brauchen. So scheinbar und blendend diese Gründe waren, so schwer und beynah unmöglich war die Ausführung: denn wo sollte der König bey einem entzweiten, getrennten und von zwei Faktionen bedrohten Reiche die Heere und die Macht zu einem so schweren Kriege hernehmen? Auf die katholische Parthey war sich nicht zu verlassen: der größte Theil hielt es mit Spanien; in Absicht der Hugonotten bestanden die nämlichen Schwierigkeiten und Hindernisse, die Ihn ehedem abgehalten hatten. A. D. 1585.

Aus diesen Gründen und auf den Rath seiner Mutter antwortete also der König dem niederländischen Gesandten mit huldvollen Ausdrücken: die Bedrückung, worüber sie sich beklagten, gienge Ihm sehr zu Herzen; die Unruhen und Zerrüttungen seines Reichs erlaubten Ihm aber nicht, gegenwärtig Etwas für sie zu thun: doch sey Er geneigt, ihnen zu einer andern Zeit Hülfe und Schutz angedeihen zu lassen. Mit diesen Versprechungen und allen möglichen Ehrenbezeugungen wurden die Gesandten nach einem ziemlich langen Aufenthalte entlassen. Nichts desto weniger führte der spanische Bothschafter Don Bernhardin von Mendoza ernstliche

A. D. 1585. Beschwerden darüber, daß man von aufrührischen Unterthanen seines Herrn Gesandte angenommen, und anerkannt hätte. Der König, welcher wider Spanien heftig aufgebracht war, oder sich nicht furchtsam und feigherzig zeigen wollte, antwortete gerade heraus: das Völkerrecht und die Verbindung seiner Unterthanen mit so nahen Völkern, welche von der französischen Nation abstammten, und ehedem zu derselben gehört hätten, riethen Ihm, sie in Schutz zu nehmen; gleichwohl habe Er noch nicht gewilligt, in dieser Sache einen Schritt für seinen Vortheil zu thun. Er wolle den Frieden nicht im Offenen brechen, ob Er gleich wüßte, daß der König von Spanien denselben insgeheim gebrochen habe: indessen würde Er seine Gesinnungen zu seiner Zeit erklären. Er fürchte Niemands Macht noch Drohungen; Er sey ein unabhängiger Monarch, könne thun, was Er wolle, und Frieden machen, oder Krieg führen, wo es Ihm beliebe. Diese Antwort, welche, der Meynung des Königs nach, die Spanier durch die Besorgnisse für die Niederlande zurückhalten sollte, beschleunigte ihre Anschläge. Sie eilten sich, an seinem eigenen Hause Feuer anzulegen, damit Er außer Stand gesetzt wäre, den Brand bey seinen Nachbarn anzufachen.

Don Bernhardin reisete nach dieser Antwort weg, und drang bey den Guisen und dem Kardinal von Bourbon darauf, daß sie mittelst des Geldes

und

und der Truppen, welche Spanien ihnen liefern würde, die Waffen ergreifen, und an die Ausführung ihrer Entwürfe Hand anlegen möchten. Er ließ dem Herzog von Guise sogleich die 200000 Thaler Gehalt für das erste Jahr auszahlen, und hinterlegte in Deutschland die Subsidien auf drey Monate zu den dortigen Werbungen. Der erste Schweitzer Obriste, Ludwig Pfeifer, war mit schwerem Gelde gewonnen, und hatte seine Dienste der Ligue zugesagt. Christoph Bassompierre war nach Deutschland gegangen, um ein Korps Reuter zu errichten. In den Provinzen, wo die lothringischen Prinzen zu befehlen hatten, wurden mit dem größten Eifer Fußvolk und Reuterey zusammen gezogen, weil man die Ausführung seiner Entwürfe mit einer ansehnlichen Macht beginnen wollte. Der König, welcher sich weder entschließen konnte, mit den Hugonotten zusammen zu treten, noch die Liguisten zufrieden zu stellen, erwartete Rath von der Zeit, suchte durch langsame Schritte mehr seine Sache und sich selbst zu rechtfertigen, als den Fortgang der Ligue zu hemmen. Er ließ noch immerfort öffentliche Gebete und Bittgänge anstellen, um von Gott Nachkommenschaft zu erflehen. Als Er von allen Seiten benachrichtigt wurde, daß man werbe, und Truppen zusammenziehe, so begnügte er sich, unterm 28sten März eine Verordnung bekannt zu machen, und an alle Statthalter in die A. D. 1585.

A. D. 1585 Provinzen zu schicken. Er versicherte Eingangs im gewöhnlichen Style, daß Er bey allen seinen Unternehmungen einzig und allein von dem Eifer für die allgemeine Ruhe beseelt würde. Schon habe Er angefangen, durch schickliche Mittel für die Erleichterung seines Volkes zu sorgen. Da nur einige Ruhestörer sich bemüheten, diesen heilsamen Absichten durch ihre Widersetzlichkeit Hindernisse in den Weg zu legen, so verbiete Er hiemit ausdrücklich alle Werbung und Versammlung einer gewafneten Macht, mit dem Befehle, daß die Rädelsführer streng bestraft werden, und auf gegebenes Zeichen mit der Sturmglocke der Adel und die Gemeinen sich versammeln, dieselbe aus einander treiben, verfolgen, und in Stücken hauen, auch deren so viel möglich den Händen der Gerechtigkeit überliefern sollten, um ihrer Verwegenheit und Empörung wegen nach Verdienst gezüchtigt zu werden. Diese Verordnung hatte weiter keine Folge, als daß diejenigen, welche Truppen zusammenbrachten, für Feinde des Königs erkannt, übrigens aber die Unternehmungen der Verbündeten dadurch weder verhindert noch gehemmt wurden.

Die Zeitumstände machten es endlich nöthig, nachdrücklichere Maasregeln zu nehmen. Nach langem Besinnen beschloß der König, der Macht und den Unternehmungen der Ligue nach bestem Vermögen allein sich zu widersetzen: Er schmeichelte sich, sie

mit seinen eigenen Truppen zu Paaren zu treiben, ohne die Hugonotten zu brauchen, und glaubte, diese würden sich nicht nur vollkommen Neutral dabey verhalten, sondern auch ohne besonderes Bündniß die Fortschritte seiner Waffen aus allen Kräften begünstigen. Kaum wollte Er aber diesen Entschluß ausführen, als die Schwäche seiner Mittel den Irrthum seines Anschlags entdeckte. Der damalige Gesandte in der Schweitz, Fleury, Schwager des Staatssekretairs Villeroi, nahm zwar sogleich zehentausend Mann Schweitzer Infanterie in Sold: da sie aber durch Burgund, Champagne und das Lyonesche, wovon die Liguisten Meister waren, ziehen mußten, so war ihre Vereinigung mit dem Könige schwer und ungewiß. Kaspar, Graf von Schomberg, wurde nach Deutschland geschickt, um ein Korps Reuter zu errichten. Da nun seine Reise durch die ebengedachten Provinzen gieng, so wurde er auf Befehl des Herzogs von Lothringen in Verhaft genommen. Dieser Fürst war bey allen vorhergehenden Unruhen Neutral geblieben, jetzt aber von diesem Systeme abgewichen, und hatte sich mit den Prinzen seines Hauses verstanden, weil er die benachbarten, von den Königen von Frankreich seinen Vorfahren entzogenen, Städte Metz, Toul und Verdün, zu erhalten hofte. Innerhalb des Reiches standen die Sachen des Königs eben so schlecht, als außerhalb. Der Adel war durch die A. D. 1585.

A. D. 1585. Religion, und durch alte, noch nicht vergessene Streitigkeiten, die bey der jetzigen Erschütterung wieder erwachten, getrennt, und fand sich in geringer Anzahl und ungern bey dem Könige ein. Das Volk war übelgesinnt, und wollte Nichts zu seinen Bedürfnissen steuern. Die öffentlichen Einkünfte, welche theils wegen dem Kriegsgerüchte stockten, theils von den Partheyhäuptern geflissentlich weggenommen wurden, hörten beynahe ganz auf, und es fehlte überall an den Nerven des Kriegs.

Fünftes Kapitel.

Der Kardinal von Bourbon verläßt den Hof, geht nach Peronne, und giebt mit den übrigen Liguisten ein Manifest heraus. Die Ligue versammelt ein Heer, und bemächtigt sich von Toul und Verdün. Sie erregt Aufstände zu Marseille, Bordeaux, Lyon, und zu Bourges. Mehrere Städte erklären sich für die Ligue.

Die schlimme Lage, in welcher sich der König befand, machte den Liguisten Muth, ohne Scheu Truppen zu sammeln, und einmal ihre Entwürfe ins Werk zu setzen. Das Zeichen dazu war die Abreise des Kardinals von Bourbon vom Hofe. Unter dem Vorwande, die Fasten in seinem Kirchsprengel zu Rouen zuzubringen, begab er sich nach Gaillon, einem vier Meilen davon gelegenen Schlosse.

Schlosse. Hier ward er von einer Menge Edelleute aus der Pikardie empfangen, und zu seiner Sicherheit nach Peronne, dem Mutterorte der Ligue, geführt. Der Herzog von Guise, der Herzog von Mayenne, sein Bruder, die Herzoge von Aumale und von Elboeuf kamen daselbst mit ihm zusammen, und gaben ein Manifest heraus, das zwar im Namen der katholischen Pairs, der Bischöffe, Prinzen, Baronen, der Städte und Gemeinden von Frankreich abgefaßt, aber doch von dem Kardinal von Bourbon allein unterschrieben war. Das Manifest lautete, wie folgt. A. D. 1585.

„Im Namen des allmächtigen Gottes, Königs der Könige, sey hiermit männiglich kund, daß, nachdem Frankreich seit vierzehen Jahren durch einen verderblichen, auf den Umsturz der Religion unserer Väter, welche das stärkste Band des Staats ausmacht, abzielenden Aufruhr beunruhigt worden, man dagegen solche Mittel angewendet habe, welche Geschickter waren, das Uebel zu vermehren, als zu Heilen, welche durch den nackten Namen des Friedens schmeichelten, welche die Ruhe nur denen verschafften, welche sie gestört, und wobey die Rechtschaffenen in ihrem Gewissen sich geärgert, und in ihren Gütern benachtheiligt gefunden haben. Statt der von der Zeit erwarteten Hülfe hat Gott zugelassen, daß die letzten Könige ohne männliche Nachkommenschaft verstarben, und noch hat es Ihm zum

A. D. 1585. großen Leidwesen aller redlich Denkenden nicht gefallen, den jetzt regierenden König damit zu beglücken, ungeachtet seine getreue Unterthanen nie aufgehört hatten, noch aufhören werden, die göttliche Güte auf das eifrigste darum anzuflehen. Da nun von so vielen Söhnen, welche Gott dem Könige Heinrich II, ruhmvollen Andenkens, geschenkt hatte, Seine Majestät allein noch übrig sind, so ist zu besorgen, (was Gott in Gnaden abwenden wolle) daß der Valesische Stamm ohne Nachkommenschaft erlöschen, und die Bestimmung der Thronfolge große Unruhen in der ganzen Christenheit, und vielleicht den gänzlichen Untergang der römischkatholischen apostolischen Religion in diesem allerchristlichsten Königreiche nach sich ziehen möchte.«

„Nie würde es gestattet werden können, daß ein Ketzer von diesem Throne Besitz nehme: angesehen die Unterthanen nicht gehalten sind, die Herrschaft eines von dem katholischen Glauben abgewichenen Fürsten zu erkennen, oder zu dulden, indem der erste Eyd, welchen die Könige bey ihrer Krönung ablegen, sie zur Erhaltung der römischkatholischen apostolischen Religion verbindet, und sie nur unter dieser Bedingung, und nicht anders, den Eyd der Treue von ihren Unterthanen empfangen. Gleichwohl sind seit dem Hintritte des Herzogs von Alençon, Bruders des Königs, die Ansprüche derer, welche sich stets als Verfolger der katholischen Kirche

bekannt

bekannt und erwiesen haben, dergestalt begünstigt und unterstützt worden, daß es höchst nöthig ist, eben so schleunige als kluge Vorkehrungen zu treffen, um den augenscheinlichen Gefahren zu entgehen, deren Größe Jedermann, die Gegenmittel nur Wenige, und die Art ihrer Anwendung fast Niemand einsieht. Dies ist um so dringender, da sich aus ihren großen Zurüstungen und überall angesponnenen Unterhandlungen, aus ihren Werbungen sowohl außerhalb als innerhalb des Königreiches, aus der Vorenthaltung der Städte und Festungen, die sie schon längst in die Hände Seiner Majestät zurückgestellt haben sollten, schließen läßt, daß der Ausbruch ihrer schändlichen Absichten herannahet. Man weiß nur zu gut, daß sie vor kurzem die protestantischen Fürsten Deutschlands beschickt haben, um von ihnen Truppen zu erhalten, womit sie die Gutgesinnten unterdrücken wollen. Da ihr Dichten und Trachten einzig dahin geht, sich der Mittel zum Umsturz der katholischen Religion zu versichern, welche die gemeinsame Angelegenheit des französischen Volks, und besonders der Großen ist, welche die Ehre haben, die vornehmsten Aemter und Würden des Reichs zu bekleiden, so bemühen sie sich aus allen Kräften, die Letzteren noch bey Lebzeiten des Königs, ja so gar in seinem Namen zu Grunde zu richten. Sie glauben, daß es ihnen auf diese Art, wenn Niemand mehr da ist, der sich ihren Gelüsten wider-

A. D. 1585.

A.D. 1585. setzen kann, leichter seyn werde, die bezweckte Veränderung mit der katholischen Religion vorzunehmen, und sich mit den Gütern der Kirche, nach dem in England gegebenen Beyspiele, zu bereichern. Jedermann bemerkt auch, und sieht sogar die Ränke und Bemühungen gewisser Personen, welche sich in die Gnade des Königs, unsers obersten Herrn, dessen Majestät Uns immer heilig war, und seyn wird, eingeschlichen, und seines Ansehens zur Behauptung ihrer angemaßten Größe sich gänzlich bemächtigt haben."

„Diese Verräther begünstigen und befördern auf alle Art den Erfolg der vorgedachten Veränderungen und Ansprüche, und haben die Verwegenheit und Macht gehabt, von Seiner Majestät die Prinzen, den Adel, ja so gar seine nächsten Blutsverwandten zu entfernen, während sie nur ihren Kreaturen den Zutritt gestatten. Dies hat ihnen so gut geglückt, daß Niemand Antheil an der Leitung und Verwaltung des Staats, noch die vollkommene Ausübung seiner Hofstelle hat. Einige sind des Titels ihrer Würden beraubt, Andere ihrer Verrichtungen mit Ueberlassung des leeren Namens entsetzt worden. Eben so ist vielen Statthaltern in den Provinzen, Festungskommandanten und andern Staatsbedienten mitgespielt worden, indem man sie genöthigt hat, ihre Stellen gegen eine Geldentschädigung fahren zu lassen, welche sie sich aufdringen ließen,

ließen, weil sie denen, welche die Macht hatten, zu zwingen, nicht widersprechen durften. Ein neues und in unserem Reiche unerhörtes Beyspiel, daß man die als eine Belohnung der Tapferkeit und Treue gegebenen Aemter mit Geld abzwang! Durch dieses Mittel haben sie sich der Land- und Seemacht bemeistert. Und noch täglich versucht man das Nämliche gegen Andere, welche noch in ihrem Amte stehen: daher ist Niemand, der seiner Stelle sicher seyn kann, und nicht zu fürchten hat, daß man sie ihm raube, oder aus den Händen winde, ob er sie gleich wegen seiner Verdienste erhalten hat, und folglich nach den Reichsgesetzen derselben nicht anders als wegen einer gerechten und billigen Ursache, oder wegen eines durch richterlichen Ausspruch anerkannten Fehlers in seinen Verrichtungen entsetzt werden kann und soll. Diese Menschen haben auch alles Gold und Silber aus dem königlichen Schatze, wohin sie den baaren Ertrag der allgemeinen Einnahmen zu ihrem Privatnutzen bringen lassen, an sich gezogen; sie haben die Haupttheile der Finanzen in ihren eigenen Händen, oder vertrauen sie nur solchen an, deren sie sicher sind. Dies ist der gerade Weg, mit der Krone zu schalten, und sie, wem man will, aufzusetzen. Ihr Geitz ist Schuld, daß man die Nachgiebigkeit der Unterthanen misbraucht, und das arme Volk mit schweren Abgaben überladen hat, mit Abgaben, die nicht nur den während der Kriegsnoth Eingeführten und seit dem

A. D. 1585.

Frieden

A. D. 1585. Frieden nicht im mindesten Verringerten gleich sind, sondern sich noch mit neuen Auflagen vermehren, welche ihre gränzenlose Begierde täglich zur Welt bringt. Ein Strahl von Hofnung hatte geleuchtet, als auf die vielfältigen Klagen und das allgemeine Geschrey des Reiches die Versammlung der Stände zu Blois ausgeschrieben ward. Dieses ist von jeher das Heilmittel der Staatswunden: es ist eine Zusammenkunft zwischen Regenten und Unterthanen, wo sie über den gebührenden Gehorsam auf der einen, und den gebührenden Schutz auf der andern Seite Rechnung pflegen, — gegenseitige Pflichten, die Beyde beschworen, Beyde mit der Königsgewalt entstanden, und Grundgesetze des französischen Staates sind. Diese kostspielige und mühsame Unternehmung bewirkte aber nichts, als daß Leute, die große Politiker seyn wollten, im Grunde aber nichts als schlechte Bürger und Christen waren, mit ihrem Ansehen und bösen Rathe in den Weg traten. Der von Natur zur Frömmigkeit geneigte König hatte auf demüthigstes Bitten der versammelten Stände beschlossen, alle seine Unterthanen in einem Glauben an die römischkatholische apostolische Religion zu vereinigen, damit sie in der alten Frömmigkeit leben möchten, womit dieses Reich war gestiftet, und zum mächtigsten der Christenheit erweitert worden. Von diesem heiligen und nützlichen Vorhaben, welches damals ohne Gefahr,

fahr, und beynahe ohne Widerstand auszuführen war, brachten sie Ihn nicht nur ab, sondern überredeten Ihn im Gegentheile: das Beste Seiner Majestät erfoderte es, das Ansehen der katholischen Prinzen und Herren zu schwächen, die doch unter seinen Fahnen ihr Leben zur Vertheidigung des Glaubens gewagt hatten, als ob der durch ihre Tapferkeit und Treue erworbene Name ihnen den Verdacht, und nicht vielmehr die Achtung des Königs hätte zuziehen sollen. So stürzte der Misbrauch, welcher Anfangs langsam daher schlich, am Ende gleich einem Waldstrohme so unaufhaltsam abwärts, daß dieses unglückliche Reich mit dem nahen Untergang bedroht ist, vor dem es kaum Rettung hoffen kann. Die Geistlichkeit erliegt gegenwärtig, ungeachtet ihrer ehrwürdigen Versammlungen und gegründeten Vorstellungen unter der Last der Zehnten und außerordentlichen Beysteuern, ohne von der Entheiligung und Zerstörung der Gottgeheiligten Sachen zu reden. Der Adel ist gleichsam zernichtet, der Verachtung Preis gegeben, und täglichen Bedrückungen und ungebührenden Steuern so sehr ausgesetzt, daß derselbe seine Bedürfnisse nicht mehr befriedigen kann. Die Städte, die Magistratspersonen und das gemeine Volk sind durch die vielfachen neuen Auflagen, welche mar. Erfindungen nennt, so zu Boden gedrückt, daß denselben nichts mehr übrig bleibt, als ein Rettungsmittel gegen so große Uebel auszufinden.“ A. D. 1585.

„Nach-

A. D. 1585. „Nachdem Wir, Karl von Bourbon, erster Prinz vom Geblüte und Kardinal der heiligen katholischen apostolischen und römischen Kirche, welchem es vorzüglich aufliegt, die römischkatholische Religion in diesem Reiche in Schutz zu nehmen, und für die Erhaltung der gutgesinnten und getreuen Diener Seiner Majestät Sorge zu tragen, mit Beystand mehrerer Prinzen vom Geblüte, der Pairs, Bischöffe, Kronbedienten, Statthalter der Provinzen, der angesehensten Baronen und Edelleute, vieler Städte und Gemeinden, und einer großen Anzahl guter und getreuer Unterthanen, welche den besten und gesündesten Theil des Reichs ausmachen, alle diese gerechten Gründe in Erwägung gezogen, diese Unternehmung reiflich überlegt, und Uns sowohl bey unsern guten Freunden, die für das Wohl und die Ruhe des Reichs äußerst bedacht sind, als bey gelehrten und Gott fürchtenden Männern Raths erholt hatten, den Wir in dieser Sache auf keine Art beleidigen wollen, — so erklären Wir, daß Wir Alle geschworen und aufs Heiligste versprochen haben, die Waffen zu ergreifen, damit die heilige Kirche Gottes in ihre alte Würde, und den ächten Glauben, und der Adel in seine vorige Freyheiten, wie sie demselben gebühren, zurückgestellt, das Volk erleichtert, die neuen Auflagen abgeschafft, alle seit der Regierung Karls IX erwachsene Steuern gänzlich unterdrückt, die Parlamenter in die Fülle ihrer vorigen Gerichts-

Gerichtsbarkeit wieder eingesetzt, und alle Unterthanen des Reichs bey ihren Statthalterschaften, Würden und Aemtern erhalten werden, ohne daß man sie derselben entsetzen könne, drey Fälle ausgenommen, welche in den alten Reichsgrundgesetzen verfügt sind, und zwar nach Urtheil der gewöhnlichen Richter in den Parlamentern. Alle von dem Volke zu erhebenden Gelder sollen ihrer Bestimmung nach zur Vertheidigung des Reichs angewendet, und alle drey Jahre zum spätesten eine freye Versammlung der Generalstaaten gehalten werden, und es einem Jeden vollkommen frey stehen, seine Beschwerden vorzubringen, welche nicht hinlänglich erledigt worden.“ A. D. 1585.

„Diese und andere Dinge, welche man noch weitläuftiger darthun wird, sind die Gegenstände und Beweggründe, warum Wir die Waffen ergreifen. Wir beabsichten nichts anders, als **Frankreich in seinen vorigen Zustand wieder herzustellen**, die Gutgesinnten zu schützen, die Bösgesinnten zu bestrafen, und für unser eigenes Leben zu sorgen, welches man Uns schon mehrmals, und zwar neuerdings vor einigen Tagen, durch geheime Verschwörungen zu rauben gesucht hat; — gleichsam als wenn die Sicherheit des Staates von dem Untergange der Gutgesinnten und jener abhienge, welche schon so oft ihr Leben zur Erhaltung desselben gewagt haben. Es bleibt Uns also nichts übrig, um den über unsern

Köpfen

A. D. 1585. Köpfen schwebenden Dolch abzuwenden, als zu solchen Rettungsmitteln die Zuflucht zu nehmen, welche Wir immer verabscheuet haben, die aber zu entschuldigen, wenn sie gerecht und nothwendig sind, und von der rechtmäßigen Gewalt angewendet werden. Wir würden sie jetzt wegen der bloßen Gefahr unseres Lebens und unserer Güter nicht brauchen, wenn mit derselben der Untergang der katholischen Religion und des Staates nicht unzertrennlich verbunden wäre, zu deren Erhaltung Wir niemals irgend eine Gefahr scheuen werden, weil Wir überzeugt sind, daß es keinen größern Ruhm giebt, als für eine so heilige und gerechte Sache zu sterben, und Uns der aufliegenden Pflicht zu entledigen, als gute Christen Gott zu dienen, und auch als gute und getreue Unterthanen den Untergang des Staates abzuwenden, welcher gewöhnlich der Religionsveränderung auf dem Fuße folgt. Wir versichern, daß Wir die Waffen nicht gegen den König, unsern obersten Herrn, sondern zur Beschützung seiner Person, und zur gerechten Vertheidigung seines Königreiches ergreifen. Wir schwören und versprechen Alle, für dasselbe unser Gut und Leben bis zum letzten Blutstropfen mit der nämlichen Treue aufzuopfern, wie wir es in den vergangenen Zeiten gethan haben, und die Waffen so bald niederzulegen, als es Seiner Majestät gefallen haben wird, die Gefahr zu entfernen, welche der Religion und so vielen Gutgesinnten

ten den Untergang drohet. Wir bitten Höchst Die- A. D.
selbe unterthänigst, dies zu thun, und durch aufrich- 1585.
tige und wahrhafte Thathandlungen Jedermann zu zeigen, daß Sie ein allerchristlichster und gottesfürchtiger König seyen, dessen Herz von dem Eifer für die katholische Religion entflammt ist, so wie Wir Ihn immer gekannt haben, und wie es einem guten, für die Erhaltung seiner getreuen Unterthanen besorgten, Vater zukömmt. Werden Seine Majestät dies thun, so kann Dieselbe auch um so mehr auf unsern Gehorsam, unsere Anerkennung und die Verehrung aller anderer Unterthanen rechnen, welches Wir über Alles wünschen."

„Obschon es nicht außer den Gränzen der Billigkeit liegt, daß der König ersucht wird, seinen Thronfolger zu bestimmen, damit nicht das Ihm anvertraute Volk während seinem Leben und nach seinem Tode wegen den Streitigkeiten der Thronfolge in Partheyungen zerfalle, so rührt Uns doch diese Betrachtung so wenig, da die Verläumdungen derjenigen, welche Uns diesen Vorwurf machen, ganz grundlos sind: denn nebst dem, daß die Reichsgesetze über diesen Fall deutlich genug ausgedrückt und bekannt sind, beweist die Gefahr, in welche Wir, Kardinal von Bourbon, Uns in unserm grauen Alter setzen, hinlänglich, daß Wir von einer solchen Eitelkeit und Hofnung nicht aufgeblasen, sondern vielmehr bloß von dem reinen Eifer für die Religion

A. D. 1585. angetrieben sind, welche Uns den Antheil an einem viel sichereren Reiche verspricht, dessen Genuß wünschenswerther und von längerer Dauer ist."

„Da also unsere Absicht so geeigenschaftet ist, so bitten Wir demüthigst insgesammt die Königinn-Mutter, unsere geehrteste Frau, ohne deren Weisheit und Klugheit das Reich schon lange zu Grunde gegangen seyn würde, durch ihr aufrichtiges Zeugniß, welches Sie unsern großen Diensten, insbesondere aber Uns, Kardinal von Bourbon, der Wir Sie immer geehrt, und Ihr in ihren wichtigsten Geschäften, ohne unser Gut und Leben, unsere Freunde und Verwandten zu schonen, gedient haben, geben kann, will und muß, um gemeinschaftlich mit Uns die Sache des Königs und der katholischen Religion zu unterstützen, und Uns jetzt nicht zu verlassen, sondern ihr ganzes Ansehen bey dem Könige ihrem Sohne dazu zu gebrauchen, welches Ihr wegen ihren Sorgen und Arbeiten billig gebührte, das Ihr aber ihre Feinde meineydiger Weise geraubt haben könnten."

„Wir bitten auch noch alle Prinzen, Pairs, die Kronbedienten, Bischöffe, Baronen und Edelleute, und Andere, von welchem Stande sie auch seyn mögen, die aber noch nicht mit Uns verbunden sind, nach ihren Kräften die Ausführung einer so gerechten und heiligen Sache zu unterstützen, und mitzuwirken. Wir ermahnen alle Städte und Gemeinden, wenn ihnen

ihnen ihre Erhaltung am Herzen liegt, unsere Ab- A. D.
sichten richtig zu beurtheilen, welche dahin zielen, den- 1585.
selben Erleichterung und Ruhe sowohl in Staats- als häuslichen Geschäften zu verschaffen, und also mit Hand an ein so nützliches Werk zu legen, das mit Gottes Hülfe nicht anders als gedeihen kann, und welchem Wir alles anheimstellen. Sollten sie sich aber zu einem Entschlusse nicht so geschwind vereinigen können, weil ihre Senate aus einer zu großen Anzahl von Gliedern bestehen, so ermahnen Wir sie, ihre Augen über ihr eigenes Beste zu öffnen, und sich indeß nicht von irgend Jemand noch von jenen verführen zu lassen, welche durch eine üble Auslegung unserer Absichten sich ihrer Städte bemeistern, Besatzung hineinlegen, und sie in die nämliche Sklaverey stürzen wollen, in welcher sich die anderen von denselben besetzten Städte befinden."

„Wir erklären Jedermänniglich, daß Wir gegen Niemand als nur gegen jene, welche sich unseren Absichten widersetzen, und durch unerlaubte Mittel unsere Feinde begünstigen wollten, feindselig verfahren werden, die nur suchen, die Kirche und den Staat zu Grunde zu richten. Wir versichern einen Jeden, daß unsere Heere keinen Schaden anrichten, oder irgend Jemand bey ihrem Durchzuge oder Aufenthalte an irgend einem Orte kränken, sondern strenge Mannszucht beobachten, und Alles bezahlen werden. Wir werden alle Gutgesinnte, welche für die Ehre Gottes,

A. D. 1585. die heilige Kirche, das allgemeine Wohl und die Erhaltung der Religion in diesem christlichsten Reiche entflammt sind, aber doch nur unter der Bedingniß, aufnehmen, daß sie nicht eher die Waffen als bis nach gänzlicher Ausführung der genannten Dinge niederlegen, sondern vielmehr edelmüthig mit dem Verlangen sterben wollen, Alle in ein den letzten Franzosen geheiligtes Grab, welche in dem Dienste Gottes und des Vaterlandes kämpfend umgekommen, zusammen gescharrt zu werden. Wir bitten endlich alle wahre Katholiken, sich Alle in den Stand der Gnade zu setzen, (da alle Hülfe von Gott kommen muß,) sich dadurch mit der göttlichen Majestät auszusöhnen, damit der Zorn Gottes besänftigt werde, und sowohl durch öffentliche Gebete und Processionen als Privatandachten anzurufen, damit alle unsere Handlungen zur Ehre und Ruhme Gottes abzwecken, welcher der Gott der Heere ist, und von dem Wir alle unsere Kraft und gewisse Unterstützung erwarten."

Nach diesem Manifeste fiengen die Häupter der Ligue ihre Feindseligkeiten an, bemächtigten sich vieler Städte und Festungen sowohl durch geheime Einverständnisse als offenbare Gewalt, und näherten sich mit einem schon auf zwölftausend Mann sich erstreckenden Heere Verdün. Obschon der Gouverneur Miene machte, sich aufs hartnäckigste vertheidigen zu wollen, so schlich sich doch Guitaut, welcher bey den Bürgern in dem größesten Ansehen stand, in die

Stadt,

Stadt, brachte sie den zweiten Tag der Belagerung unter die Waffen, und bemächtigte sich der Thore, um die Stadt den Verbündeten zu überliefern. Der Gouverneur widersetzte sich diesem Aufstande mit vielem Muthe, mußte aber doch endlich unterliegen, da er wenige Truppen hatte. Der Herzog von Guise zog in Verdün ein, verjagte ihn und seine ganze Besatzung aus der Stadt, und setzte an seine Stelle den Guitaut zum Gouverneur. So wurde die Ligue gänzliche Meisterinn dieser Stadt. Die Stadt Toul folgte dem Beyspiele von Verdün: die Einwohner derselben griffen zu den Waffen, verjagten die königlichen Beamten, und übergaben sich freywillig an die Ligue. Metz, eine Festung von der größesten Wichtigkeit, würde ein gleiches Schicksal gehabt haben, wenn der Gouverneur derselben, der Herzog von Epernon, die Gefahr nicht vorhergesehen, und frühzeitig genug die Besatzung durch Edelleute und Soldaten aus verschiedenen Gegenden verstärkt hätte. Der Herzog von Guise hielt es nicht für rathsam, einen Versuch zu machen, weil er entweder keine hinreichende Macht hatte, sie zu belagern, oder weil er befürchtete, dadurch viel Zeit zu verlieren, und seiner Hauptunternehmung zu schaden. A. D. 1585.

Zu gleicher Zeit entstand in Marseille ein Aufruhr. Die Verbündeten wünschten nichts sehnlicher als den Besitz dieser Stadt, um die spanischen Hülfsvölker um so leichter und auf kürzerem Wege erhalten

A. D. 1585. zu können. Sie hatten den Ludewig Dariés, Consul dieser Stadt, und den Claudius Bonifaçe, Chabannes genannt, und Einen der Bürgerhauptleute auf ihre Seite gebracht. Der Erste war ein Mann von despotischem Charakter, und strebte nach der unumschränkten Herrschaft, der Andere aber, als ein sehr reicher Geizhals, nach der Erbschaft seines Bruders, eines königlichen Schatzmeisters, und hatte den Anschlag gemacht, ihn zu ermorden. Er wünschte also nur Verwirrung und Volksaufstand, um seine Absicht durchsetzen zu können. Beyde versammelten also einen Haufen ihrer Anhänger aus allen Ständen und verschiedenen Gelichters, begaben sich in der Nacht nach dem Hause des Schatzmeisters, riefen ihn an seine Thüre, unter dem Vorwande, ihm einige Briefe zuzustellen, und brachten ihn meuchelmörderischer Weise um. Hernach rannten sie bewaffnet durch die Stadt, und foderten das Volk zur Freyheit und zur Vertheidigung der Religion auf, welche, wie sie schrien, durch die Intriken einiger fremden Hugonotten sich in Gefahr befinde. Nachdem sie das Volk zum Aufruhr gereizt hatten, so führten sie einige des Hugonottism verdächtige Personen in Gefängnisse, und brachten einige Andere um; Mehrere verbargen sich in den Häusern. Der größte Theil der Bürgerschaft war durch diesen unvermutheten Aufstand ihres Bürgermeisters und des Stadthauptmanns wie versteinert, welche sich

mit der nämlichen Wuth der Forts des Hafens bemeisterten. Sie gaben sogleich dem Ludewig Gonzaga, Herzoge von Nevers, Nachricht, welcher sich in der Meinung, daß der Aufruhr durch andere als lasterhafte und durch Privatinteresse erzeugte Mittel vor sich gehen werde, in Avignon unter dem Vorwande einer Reise nach Rom aufhielt, und die Statthalterschaft der Provençe zu erhalten hofte, wenn er sich von Marseille bemeistern würde. Sie beriefen in der größten Eile den Herrn von Vies und den Grafen von Saux zu ihrer Hülfe, weil diese ihnen am nächsten waren. Da sie aber den folgenden Tag nicht erschienen, die erste Hitze des Volks sich zu legen anfieng, und der von Chabannes an seinem Bruder verübte Meuchelmord an's Tagslicht gekommen war, so zerstreuete sich nach und nach die Menge der Aufrührer. Ein durch sein Alter sowohl als durch seine Rechtschaffenheit ehrwürdiger Mann, Bouquier genannt, versammelte das Volk, und ermahnte einen Jeden, die Waffen gegen die Aufrührer zu ergreifen, und den Meuchelmörder Chabannes zu bestrafen. Diese Rede machte auf den größten und stärksten Theil der Bürger Eindruck, welche in einer so reichen Handelsstadt für ihr Vermögen äußerst besorgt waren. Sie griffen also zu den Waffen, verfolgten die Aufrührer, und beriefen eilends den Großprior von Frankreich, einen natürlichen Bruder des Königs und Statthalter der Provinz, welcher sich A. D. 1585.

A. D. 1585. zu Aix aufhielt. Er eilte sogleich mit nicht mehr als zwei hundert Mann Reuterey herbey, vereinigte sich mit den Bürgern, eroberte das Fort de la Garde, und nahm den Consul Dariés und den Stadthauptmann Chabannes gefangen, welche den folgenden Tag hingerichtet wurden. Durch diese Strenge wurde die Stadt von der drohenden Gefahr befreyt, und blieb unter der königlichen Gewalt.

Einen gleichen Ausgang hatte der Versuch auf die Stadt Bordeaux in Guienne. Die Verbündeten suchten sich derselben mittelst eines Schlosses, Chateau-Trompette genannt, zu bemeistern, dessen Gouverneur der Herr von Vaillac war, welcher die Ligue unterschrieben. Der Marschall von Matignon, Lieutenant des Königs von Navarra in der Statthalterschaft dieser Provinz, aber ein Katholik und Anhänger des Königs, welcher in dieser Stadt residirte, erhielt von dem Verständnisse Nachricht. Er stellte sich, als wenn er einen allgemeinen Kriegsrath halten wollte, um den Gouverneurs einige vom Hofe gekommene Befehle mitzutheilen. Der Herr von Vaillac, welcher noch nicht vermuthete, daß man den geringsten Verdacht gegen ihn hege, erschien wie viele Andere in demselben. Matignon eröffnete der Versammlung die Nachricht von dem Aufruhre, welcher im Werke sey, ließ den Vaillac gefangen nehmen, und zu gleicher Zeit Kanonen gegen das Schloß richten. Er drohete, den Gouverneur umbringen

zu lassen, wenn die Besatzung sich erkühnen würde, auf die Stadt zu schießen. Der durch diese Drohungen und die Entschlossenheit des Marschalls in Furcht gejagte Vaillac befahl den Seinigen, sogleich die Festung zu übergeben, welche hernach mit neuen Werken und einer starken Besatzung versehen wurde, und unter Matignon's Befehlen immer in königlichen Händen blieb. A. D. 1585.

Diese glücklichen Erfolge waren aber gering und unbedeutend in Vergleichung mit den vielen Aufständen, welche in anderen Gegenden des Reichs sich ereigneten, wo die Verbündeten nun anfiengen, sich öffentlich zu erklären. Der Herr von Mandelot, Gouverneur von Lyon, hatte die dortige Citadelle eingenommen, der Herr von La Chatre Bourges der Ligue übergeben, der Herr von Antragues die Anhänger des Königs aus Orleans verjagt, und dieser Stadt sich gänzlich bemeistert. Der Graf von Brissac schloß sich mit Angers und andern Städten seiner Statthalterschaft ohne Scheu an die Verbündeten an. Der Herzog von Guise bemeisterte sich von Mezieres, einer beträchtlichen Stadt an den Gränzen von Champagne, und der Herzog von Mayenne des Schlosses und der Stadt Dijon in Burgund, und marschierten hernach mit einem zahlreichen Heere nach Chalons, welche Stadt zum Waffenplatz und zum Sitze der Ligue bestimmt worden. Hier beschlossen sie die in Deutschland mit spanischem Gelde

A.D. 1585. angeworbene Infanterie und Kavallerie zu erwarten, welche sich, der erhaltenen Nachricht gemäß, schon auf dem Marsche nach Lothringen befanden. Der Herzog von Guise überließ dem Herzog von Mayenne, indeß diese vorrückten, das Kommando des Heeres, und eilte mit den Herzogen von Aumale und Elboeuf und einem auserwählten Korps Kavallerie nach Peronne, von wo er den Kardinal von Bourbon mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen nach Chalons führte, um durch seinen Namen und seine Gegenwart die Unternehmung der Ligue zu autorisiren, denselben dem Heere zu zeigen, und sich dessen gleichsam als eines Schildes und Deckmantels in diesem Kriege zu bedienen.

Sechstes Kapitel.

Der König antwortet auf das Manifest der Ligue, und sucht einzelne Glieder von derselben abzuziehen. Schlechter Fortgang der Kriegsrüstungen derselben. Kälte und Unthätigkeit der Royalisten. Kritische Lage des Königs in Paris. Er entschließt sich, die Hände zu einem Vergleiche zu bieten. Die Königinn-Mutter geht nach Champagne, um mit dem Herzog von Guise in Unterhandlungen zu treten. Vergleich des Königs mit der Ligue.

Einem so heftigen und so nahe drohenden Angriffe der Verbündeten setzte der König, so viel Er konnte, Worte und Handlungen entgegen, und beantwor-

antwortete ihr Manifest vor Allem durch folgende Erklärung: A. D. 1585.

„Obschon der König sowohl durch Schreiben als durch wiederholte Befehle seine Unterthanen ermahnt habe, sich nicht von Einigen berathen und verführen zu lassen, welche sie zum Aufruhre zu bewegen, in ihre Verbündung zu ziehen, und sie ihrer Ruhe zu berauben suchen; — obschon Er denjenigen Gnade angeboten, und versprochen habe, welche aus derselben treten würden, sobald seine Willensmeynung bekannt geworden: so habe nichts desto weniger Seine Majestät mit großem Misfallen vernommen, daß Einige seiner Unterthanen, der erlassenen Befehle und gnädigen Ermahnungen ungeachtet, in diese Verbündung aus verschiedenem Interesse, größtentheils aber durch den glänzenden und schönen Anstrich geblendet, treten, welche die Urheber des Aufruhrs ihrer Unternehmung zu geben wissen. Seine Majestät glaube sich so wohl aus Rücksicht des allgemeinen Wohls ihrer Unterthanen als zur Entledigung ihres Gewissens gegen Gott und zur Erhaltung der Ehre bey den Menschen verpflichtet, solchen schändlichen Kunstgriffen die Fackel der Wahrheit entgegen zu setzen, welche die Trösterinn der Rechtschaffenen, und die Todtfeindinn der Bösen sey, damit seine Unterthanen, durch die Klarheit dieses Lichtes geleitet, frühzeitig und mit unumwölkten Augen den Ursprung und den Zweck solcher Unruhen

A.D. 1585. ruhen erkennen, und einsehen, und sonach dem öffentlichen und häuslichen Elende entrinnen möchten, welches aus diesem Aufruhre entstehen werde.«

»Die Beweggründe, welche die Urheber dieser Unruhen zum Deckmantel nehmen, gründen sich hauptsächlich auf die Herstellung der katholischen apostolischen und römischen Religion in diesem Reiche, die Ertheilung der Würden und Aemter an diejenigen, welchen sie von Rechtswegen gebühren, und das Wohl, die Ehre, und die Erleichterung der Clerisey, des Adels und des Volkes. Diese Gegenstände lagen, wie Jedermann aus offenliegenden Handlungen wisse, dem Könige so sehr am Herzen, daß keiner an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zweifeln könne. Es scheine also, daß keine solche Nothwendigkeit vorgewaltet habe, seine Unterthanen zur Empörung zu reitzen, unter die Waffen zu bringen, und fremde Truppen anzuwerben, um Ihn zur Annahme der vorgeschlagenen Punkte zu zwingen, im Falle, wenn sie gerecht, ausführbar, und seinen Unterthanen nützlich seyen.«

»Was die Religion betreffe, so habe der König schon vor der Thronbesteigung nur zu sehr sein Leben der Gefahr ausgesetzt, und mit glücklichem Erfolge für die Verbreitung derselben gekämpft. Als es nachher Gott gefallen, den König zur Beherrschung dieses Reiches zu berufen, so habe Er nur zu oft in der nämlichen Absicht seine Staaten aufs Spiel gesetzt,

setzt, und die kräftigsten Mittel, das Leben und Vermögen seiner Unterthanen angewendet, als daß sich in diesem oder in einem andern Reiche irgend Jemand, wessen Standes er auch seyn möge, befinde, welchem die Religion mehr am Herzen liege, und beständig durch Gottes Gnade liegen werde. Wenn der König nach dem Beyspiele des Königes seines Bruders und jenem einiger anderer christlichen Fürsten, deren Staaten von verschiedenen Religionsmeynungen heimgesucht sind, und dem klugen Rathe der Königinn seiner Mutter, des Kardinals von Bourbon, und anderer Prinzen, der Kronbedienten und Staatsräthe, welche sich damals um ihn befanden, die unter seinen Unterthanen wegen der Religion entstandenen Unruhen in der Erwartung gedämpft hatte, daß es Gott gefallen würde, sie alle in dem Schooße der heiligen Kirche zu vereinigen, so folgt nicht daraus, daß der Eifer des Königs für die Ehre Gottes und die Herstellung der römischkatholischen und apostolischen Religion nachher erkaltet sey, und jetzt nicht eben so stark in seinem Busen brenne, als während den vergangenen Unruhen. Der König ist weit davon entfernt, sondern wünschet vielmehr, es Jedermann bekannt zu machen, daß Er vorzüglich in der Absicht den Frieden schloß, um zu versuchen, ob seine Unterthanen durch diesen Weg mit der römischen Kirche wieder zu vereinigen seyen, welche durch die Bosheit und Ausschweifung

A. D. 1585.

der

A. D. 1585. der Zeit davon getrennt worden. Der König habe seit langer Zeit mit Gefahr seines Lebens und mit Aufopferung des Blutes einer großen Anzahl von Prinzen, Baronen, Edelleuten und anderen Unterthanen erfahren, daß die aus der Religion entstandene, und während der Minderjährigkeit des Königs seines Bruders und der Seinigen zum großen Misvergnügen der Königinn seiner Mutter gleichsam eingewurzelte Zwietracht, durch den Weg der Waffen nicht ausgerottet werden könne, ohne seine Unterthanen zu Grunde zu richten, und das Reich in den Abgrund des Verderbens zu stürzen. Der König habe sich sogleich zum Frieden entschlossen, als alle Stände, der zu langen Kriegsunruhen müde, und so erschöpft waren, daß sie die Kosten eines so verderblichen Krieges nicht länger tragen konnten. Dies würde aber nicht erfolgt seyn, wenn die Deputirten in der zu Blois gehaltenen Versammlung der Generalstaaten Seine Majestät nicht aufs dringendeste gebeten hätten, die Ausübung der sogenannten reformirten Religion in diesem Reiche gänzlich zu verbieten: denn sonst würde man den dort gefaßten Schluß nicht beschworen haben, welchen der König nach den darinne enthaltenen Bedingnissen in Ausübung zu bringen gesucht hat. Hätte man die Fortsetzung des Krieges beschlossen, so würde man auch einen hinlänglichen Fond zur Bestreitung desselben ausgefunden haben, wie es doch nothwendig war,

und

und wie es Seine Majestät gefodert habe; dadurch würde jeder Vorwand zu den jetzigen Klagen beseitigt worden seyn. So beraubte man Jedermann des Strahles der guten Hofnung, welcher aus dem Beschlusse der Generalstaaten hervorleuchtete! Es geziemt nicht einem Unterthan, auch ist es unerlaubt, die Handlungen seines Königs zu beurtheilen, sollte es auch nur deßwegen seyn, weil Ersterem die geheimen Beweggründe seiner Befehle unbekannt sind, welche oftmals dringender sind, als jene, die Jedermann weiß. Dies gehört allein Gott zu, dem Erforscher und Richter der Herzen und der Handlungen der Fürsten, welchem die Ursachen bekannt sind, die den König bewogen haben, vor allem Andern den benannten Frieden zu schliessen, da Er überzeugt war, daß die Verzögerung desselben das Reich in einem Augenblicke mit fremden Völkern überschwemmt, und neue, demselben äußerst nachtheilige Partheyungen und Feindschaften erzeugt haben würde. Seine Majestät habe also diesen Frieden zugestanden, um allen obigen Folgen vorzubeugen, und die besten Mittel anzuwenden, nicht aber, um die Herrschaft der Ketzerey in diesem Reiche fest zu gründen, wie man doch laut behaupte. Nie ist ein solcher Gedanke in der Seele eines christlichsten und gütigsten Fürsten, wie Seiner Majestät, aufgestiegen, welcher die Schwierigkeiten des Krieges vorhergesehen, empfunden, erfahren, und dafür

A. D. 1585.

A.D. 1585. für gehalten hat, den Frieden um so schneller bewerkstelligen zu müssen, damit Er mittelst desselben zum wenigsten seinen Unterthanen nach den zum Wohl des Reichs vorgeschlagenen Punkten und Beschwerden der Generalstaaten eine Erleichterung verschaffte, da nur durch den Frieden und die Eintracht die Gründung guter Gesetze und die Reform der Misbräuche erzielt werden konnte. Der König habe hernach immer standhaft darauf gehalten, wie aus den in dieser Rücksicht erlassenen Edikten und Ordonnanzen erhelle, welche Er in Ausübung zu bringen sich sehr bemühete. Wenn die Absichten Desselben nicht nach seinem Wunsche erreicht worden, so habe Er auch ein großes Misvergnügen darüber empfunden: die Schuld davon könnte so wohl in der Nachläßigkeit einiger seiner Kronbedienten, so wie in der Hinterlist seiner Feinde und in den Fortschritten liegen, welche die Gottlosigkeit, die Sittenverderbniß, und der Ungehorsam während dem Kriege genommen. Viele an katholischen Bürgern sehr volkreiche Städte sind von den Hugonottischen Besatzungen befreyt und die Ausübung der römischkatholischen apostolischen Religion gänzlich in denselben wieder hergestellt worden. Das Gleiche erfolgte durch die Wachsamkeit und Sorgfalt Seiner Majestät, in allen andern Städten des Reichs, in welchen nach den gedämpften Unruhen die Bekenner der so genannten reformirten Religion die

stärk-

stärksten waren, und noch sind, durch welche die Ausübung der katholischen Religion vor und nach der Thronbesteigung Seiner Majestät war abgeschafft worden. Die Gerechtigkeitspflege ist gleichfalls, obschon nicht gänzlich und nach Wunsche, aber doch wenigstens so verbessert worden, daß der König öfters im Stande war, die Gutgesinnten zu unterstützen, und die Bösen zu schrecken. Die Bischöffe und die Geistlichen wurden in den Genuß ihrer Güter wieder eingesetzt, deren man sie beraubt hatte: die Baronen und Edelleute konnten in ihren Schlössern und Häusern wieder mit Sicherheit wie vordem wohnen, ohne den gewöhnlichen Ausgaben zu unterliegen, welche sie während dem Kriege machen mußten, um sich vor Ueberfällen und Plünderungen zu sichern. Auch der seiner Besitzungen beraubte, und auf dem Felde herum irrende Bürger kehrte, durch die Wohlthat des Friedens, in seine Wohnung zurück; der Kaufmann setzte gleichfalls sein durch die Kriegsunruhen unterbrochenes Gewerbe wieder fort. Der durch die unerträgliche Last der Abgaben niedergedrückte und unter der ungebundenen Ausschweifung der Soldaten erliegende Landmann konnte sich wieder erholen, und seine gewöhnliche Arbeit fortsetzen, um sein armseliges Leben zu fristen. Ueberhaupt giebt es keinen Stand, welcher nicht die Wohlthaten und Früchte des Friedens empfunden.“ A. D. 1585.

A. D. 1585. „So wie Seine Majestät allzeit vom größten Eifer für die Ehre Gottes brannte, und für das allgemeine Wohl seiner Unterthanen aufs äusserste besorgt war, wie es einem christlichsten und wahrhaft guten Fürsten ziemt, da Sie wußte, daß die Uebel und das Elend eines Staats vorzüglich aus dem Mangel der Gottesfurcht und der Gerechtigkeit entspringen, eben so habe Sie auch nach dem Frieden unabläßig fortgefahren, diese beyde Grundsäulen eines Staates wieder aufzurichten, welche die Stürme der Unruhen umgestürzt hatten. Um dies zu bewerkstelligen, habe der König angefangen, gelehrte und taugliche Männer zu den Beneficien, mit welchen Seelsorge verbunden ist, zu ernennen. Eben so habe Er durch sein Beyspiel seine Soldaten aufgefodert, ihre Sitten zu bessern, und die Gnade und Barmherzigkeit Gottes durch Gebete und ein strenges Leben zu erflehen. Dadurch seyen die Katholischen in ihren Pflichten gegen Gott bestärkt, und Einige Andere, welche sich von der römischen Kirche getrennt hatten, bewogen worden, sich mit derselben wieder zu vereinigen. Der König habe gleichfalls die Vorstellungen und Beschwerden des Clerus (nachdem man demselben erlaubt hatte, sich in dieser Absicht zu versammeln) mit Güte angehört, dieselben hinlänglich und zu dessen Vortheile erledigt, und ihn in der Folge

mehr

mehr erleichtert, als mit außerordentlichen Zehnten belastet, ohne auf seine eigene dringende Bedürfnisse und Umstände Rücksicht zu nehmen; im Gegentheile sey er sehr misvergnügt, daß Er denselben von der Entrichtung der Ordentlichen nicht befreyen konnte, welche Er bey seiner Thronbesteigung in Uebung fand, und zur Zahlung der auf das Rathhaus von Paris konstituirten Renten angewendet werden. Die Bischöffe und Geistlichkeit haben auch von dem Könige die Erlaubniß erhalten, ihre Provincialkoncilien zusammen zu berufen und zu halten, welche sich über die Abschaffung der in die Kirche während den Unruhen eingeschlichenen Misbräuche berathschlaget, und Vorkehrungen gegen dieselbe getroffen, so wie sie viele gute und heilige Satzungen zur Regierung derselben gemacht haben, welche der König belobte und billigte. Dies sind die öffentlichen und allgemeinen Vortheile, welche die Kirche Gottes und die katholische Religion nebst vielen andern besondern, deren Aufzählung zu weitläuftig seyn würde, gewonnen hat.« A.D. 1585.

»Was die Gerechtigkeitspflege betrift, so ist es Jedem bekannt, welche Mühe sich der König gegeben habe, dieselbe aus der Finsterniß, in welche sie durch die Unruhen gestürzt worden, heraus zu ziehen, und derselben ihren alten Glanz und ihre vorige Stärke wieder zu verschaffen. Er unterdrückte die durch Tod erledigte Supernumerärstellen, und

A.D. 1585. verbot die Käuflichkeit derselben, welche seine Vorfahren durch dringende Noth einzuführen gezwungen worden, ohne auf die noch dringendere Rücksicht zu nehmen, in der sich jetzt der König befindet. Nebst dem habe Er den Remissionen und Evocationen Thor und Riegel vorgeschoben, welche vormals aus seiner eigenen Bewegung ausgefertigt wurden, weil Seine Majestät einsah, wieviel die Hofnung und Leichtigkeit, dieselben zu erhalten, nur zu Verbrechen aufmunterte, und die Gerechtigkeitspflege in Verwirrung brachte. Ueberdies habe Seine Majestät nach dem genannten Friedensschluß Kommissionen, welche aus pariser Parlamentsgliedern bestanden, in die Provinzen geschickt, um an Ort und Stelle für seine Unterthanen Gerechtigkeit ausüben zu lassen. Die Früchte dieser Sendungen hat Jedermann gekostet: sie würden noch größern Nutzen zum Vergnügen der Gutgesinnten hervorgebracht haben, wenn seine gute Absicht von jenen besser wäre unterstützt worden, welche Kraft ihrer Aemter und Pflichten natürlich dazu verbunden waren. So wie sich aber durch das Misgeschick der Zeit Einige erkühnten, Seiner Majestät die Fehler Anderer aufzubürden, eben so ist die Sittenverderbniß und Bosheit zu einer solchen Höhe hinangestiegen, daß sich Viele so gar ein Vergnügen daraus machten, seine heiligsten und besten Handlungen zu verunglimpfen, und sich auf diese

Art

Art auf Unkosten seines guten Rufes die Gewogen- A. D. 1585.
heit des Volkes zu erwerben. Man gieng sogar so weit, seinen sehr lobenswürdigen Gedanken, die Dekrete und Urtheile der genannten Kommissionen gegen die Verbrecher in Ausübung bringen zu lassen, als eine zu große Strenge auszulegen. Seine Majestät habe also angefangen, durch diese Mittel an der Aufrichtung dieser einzigen und wahren Grundsäule der ganzen Monarchie zu arbeiten, und sich versprochen, bey der Fortdauer des Friedens dieselbe wieder in ihren vorigen Stand herzustellen, wenn Gott die Gnade gehabt hätte, sein Reich und seine Unterthanen derselben würdig zu machen. Es scheint, als wenn diejenigen es vielmehr gefürchtet als gewünscht haben, welche jetzt das Volk zur Ergreifung der Waffen unter dem Vorwande reitzen, für das Eine so wie für das Andere Vorsehung zu thun. Die Nämlichen geben noch vor, daß sie die Waffen ergriffen haben, um den Unruhen vorzubeugen, welche, wie sie sagen, nach dem Tode des Königs wegen der Thronfolge zum größten Schaden der römischkatholischen und apostolischen Religion entstehen würden. Sie halten sich überzeugt, oder stellen es wenigstens so vor, als wenn Seine Majestät, oder diejenigen, welche um Dieselbe sind, die Ansprüche derer unterstützten, welche die genannte Religion immer verfolgt haben. Der König bittet und ermahnet seine

A.D. 1585. Unterthanen, zu glauben, daß Er nie daran gedacht habe: denn Er befinde sich so wie die Königinn seine Gemahlinn (Gott sey Dank!) in der Blüthe und Stärke ihres Alters, und genießen die vollkommenste Gesundheit; sie hoffen, daß Ihnen Gott zum allgemeinen Troste ihrer guten und getreuen Unterthanen Nachkommenschaft schenken werde. Es scheint dem Könige, als wenn man die Natur und die Zeit zwingen wolle, und ein zu großes Mistrauen in die Gnade und Güte Gottes und in die Fruchtbarkeit der Königinn seiner Gemahlinn setze, da man jetzt eine solche Frage aufs Tapet bringe, und sie hernach durch den Weg der Waffen entscheiden wolle. Anstatt das Reich von diesem Uebel zu befreyen und zu heilen, dessen Entstehung man eines Tages aus dieser Ursache zu befürchten vorgiebt, beschleuniget man gleichsam die tödtlichen Wirkungen desselben, wenn man unter diesem Vorwande jetzt den Krieg anfange. Es ist gewiß, daß das Reich durch denselben mit fremden Völkern, Zwietracht, anhaltenden Unordnungen und mit Morde wird erfüllt werden. Sehet, wie die katholische Religion wird hergestellt, und die Geistlichkeit der Zehnten entlästiget werden! Wie der Edelmann in Ruhe und Sicherheit in seinem Schlosse leben, seine Gerichtsbarkeit und seine Vorrechte genießen, wie der Bürger von Einquartierungen,

und

und das arme Volk von den Auflagen und Taxen wird befreyt werden! Der König ermahnet seine Unterthanen, hier die Augen zu öfnen, und sich nicht einzubilden, daß dieser Krieg sich so leicht endigen werde, wie man vorgiebt, so wie die unvermeidlichen Folgen desselben reiflich zu erwägen, und nicht zuzulassen, daß ihr Ruhm sich verdunkle, und ihre Waffen zu Werkzeugen des Unterganges ihres Vaterlandes und zur Vergrößerung der Feinde desselben diene: denn während wir über unser eigenes Wohl blind, Einer gegen den Andern streiten, dem Scheine nach unterstützt, in der That aber nur aufgewiegelt werden, herrschen diese glücklich, und gründen ihre Macht fest.“ A. D. 1585.

„Sie beklagen sich auch über die Austheilung der Würden und Aemter des Reichs, und sagen, daß man diejenigen derselben beraube, welche sich im Dienste Seiner Majestät die größten Verdienste erworben haben; — ein sehr schwacher und entehrender Beweggrund, um ein so blühendes Reich zu Grunde zu richten, dessen Könige nie gezwungen waren, sich des Einen vorzugsweise vor dem Andern zu bedienen: denn es giebt darüber keine Gesetze, welche sie dazu verbinden, die Fälle ausgenommen, wo es das Wohl ihres Dienstes erfodert. Nichts destoweniger hat der König die Prinzen vom Geblüt immer geehrt und erhoben, wie seine Vorfahren, und gezeigt, daß Er dieselben

A. D. 1585. durch den Gebrauch ihrer Dienste auszeichnen wollte: denn so oft Er Kriegsheere auf die Beine stellte, so übertrug Er denselben das Kommando vor allen Anderen. Erwäget man nun, wer diejenigen sind, welche jetzt noch die höchsten Staatsämter bekleiden, so wird man finden, daß diejenigen, welche sich als die Urheber solcher Beschwerden hinstellen, eine größere Ursache haben, die Güte und Freundschaft Seiner Majestät zu loben, als zu klagen, und untreu zu werden. Sie sagen aber, daß sie nichts als den Namen derselben tragen, und in der That jener Vorrechte beraubt seyen, welche mit denselben verbunden sind, und welche Andere ausüben. Ehe man über eine solche Beschwerde entscheiden wollte, würde es nothwendig seyn, den Grund der einem jeden Amte und jeder Würde beygelegten Vorrechte, so wie zu untersuchen, auf welche Art und von welchen Personen dieselben unter den Königen seinen Vorfahren sind ausgeübt worden; — eine Sache, welche Seine Majestät sehr oft vorgeschlagen, um die mit diesen Aemtern verbundenen Verrichtungen zu reguliren. Sie würde schon längst aufgeklärt und entschieden seyn, wenn sein guter Wille von denjenigen, welchen es oblag, wäre unterstützt worden. Die Mit- und Nachwelt soll entscheiden, ob Interesse und Privatmisvergnügen eine hinlängliche Ursache sey, einen ganzen Staat zu unterst zu oberst zu kehren, und Alles mit Blut und Verwüstung zu erfüllen? Dies

ist

ist nicht der Weg, welchen man einschlagen muß, A. D.
um die Misbräuche abzuschaffen, über die man sich 1585.
beschwert, da man doch mit einem so gottesfürchtigen Fürsten zu thun habe, welcher sich immer dem Uebel widersetzen, und freywillig die besten und schicklichsten Ihm vorgeschlagenen Mittel ergreifen wird, um demselben zu steuern. Leget also indeß die Waffen nieder, schickt die fremden Völker in ihre Heimath zurück, und befreyet das Reich von der Gefahr, in welche es sich durch den Aufruhr und den Krieg stürzen wird. Anstatt diesem mit so vielen Hindernissen, öffentlichem und Privatelende bezeichneten Weg zu folgen, schlaget jenen der Vernunft und Pflicht ein, mittelst welchem die heilige Kirche Gottes, eine Feindinn jeder Gelegenheit, ihre vorige Macht und ihren alten Glanz wieder erhalten, und der Adel zufrieden gestellt werden wird, wie es ihm gebührt. Welcher von den Vorfahren des Königs hat diesen Stand so sehr geliebt und erhoben als Seine Majestät? da Sie sich nicht allein begnügt hat, denselben zu den ältesten und vornehmsten Reichswürden zu erheben, sondern auch noch neue zu errichten, welche zur Illustration des wahren Adels bestimmt, und von denen jeder andere Stand ausgeschlossen ist."

„Der König wird für die Erleichterung des Volkes weiter sorgen, wie Er schon angefangen hat, und es aus allen Kräften fortzusetzen wünscht. Obschon

A. D. 1585. die Urheber dieses Krieges versprechen, daß ihre Truppen die strengste Mannszucht beobachten, und Jedermann sie beloben wird; obschon sie den Einwohnern der Städte verbieten, keine Besatzungen in dieselben aufzunehmen: so sieht man doch, daß ihre zusammengeraffte Soldaten unerhörte Ausschweifungen begehen, und in die Städte und Festungen Besatzungen legen, deren sie sich bemeistert haben, um sie zu beherrschen, und in ihrer Abhängigkeit zu erhalten. Nebst dem ist es gewiß, daß eine Menge herumstreichenden Gesindels sich wie gewöhnlich unter dem Namen der einen oder der andern Parthey empören, und Kirchenraub und Mordthaten begehen wird. Anstatt also, daß die Gefahr, welche die Religion und die Gutgesinnten zu Grunde zu richten bedrohet, auf diese Art entfernt wird, wie man es durch diesen Krieg zu bewerkstelligen verspricht, so wird derselbe das Reich nur in Gottlosigkeit und Ausschweifungen stürzen. Sie geben auch noch vor, daß man ihrem Leben nachstelle, und daß dies Eine der Ursachen sey, welche sie zur Ergreifung der Waffen bewogen habe. Niemand wird wohl glauben, daß eine solche Beschuldigung auf irgend eine Art den König, welcher von Natur nicht rachsüchtig ist, treffen könne, da sich Niemand mit Grunde gegen Denselben in diesem Punkte ungeachtet irgend einer Beleidigung beklagen kann. Es werden sich Viele dieser Art finden, welche seine natürliche Güte erfahren

haben,

haben, und das Andenken davon der Nachwelt hin- A. D.
terlassen werden.“ 1585.

„Seine Majestät bittet und ermahnet also die Urheber dieser Unruhen und Kriegsrüstungen, ihre Truppen auf der Stelle zu entlassen, die Fremden in ihre Heimath zurück zu schicken, jeder Verbündung zu entsagen, sich keine Thathandlung zu erlauben, sondern als seine Verwandte und Diener auf seine Freundschaft und Gewogenheit vollkommenes Vertrauen zu setzen; im Falle sie sich unterwürfen, biete Er ihnen seine fernere Gnade an, und verspreche, sie jener Würden und Aemter theilhaftig zu machen, welche Er der Gewohnheit nach Männern von ihrem Range zu ertheilen pflege. Er lade sie ein, sich mit Ihm zu versöhnen, und wieder zu vereinigen, um an der Herstellung der Religion nach Pflicht und Kraft zu arbeiten, und für das allgemeine Wohl Mittel anzuwenden, welche man für die schicklichsten und heilsamsten halten, und welche Seine Majestät beherzigen wird. Sie ermahnet die Clerisey und den Adel, die Folgen dieser Empörung reiflich zu überlegen, seinen guten Absichten zu entsprechen, und zu glauben, daß sein Hauptzweck immer gewesen, und beständig seyn wird, **Allen Gutes, und Niemand etwas Uebels zu thun.** Wir befehlen denselben, so wie allen unsern anderen Unterthanen, aufs nachdrücklichste, allen Konföderationen zu entsagen, und sich mit **Uns wieder zu vereinigen**, wie sie das natürliche

A. D. türliche Recht, und ihr eigenes Heil und Wohl dazu
1585. verbindet, damit sie, wenn diese Empörung höher steigen sollte, (welches Gott nicht zulassen möge!) Uns mit ihrem Rathe und ihrer Hülfe zur Erhaltung des Reichs, mit welchem die römischkatholische und apostolische Kirche, ihre Ehre, und ihr Ruf, so wie ihre Personen, Familien und Güter verbunden sind, beystünden. Wir versprechen ihnen, wenn sie diesem Befehle nachkommen, die Fortsetzung unserer Gnade und Gewogenheit, so wie ihrer Treue und Dienste.“

Durch diese Erklärung beantwortete der König das Manifest der Ligue. Man hielt dafür, daß derselbe seiner Würde gemäß sich hätte kürzer fassen sollen, ohne sich auf besondere Umstände einzulassen. Er trug hernach Männern von Verstand und Beredtsamkeit auf, die Herren von Guise Punkt für Punkt zu widerlegen: sie publicirten aber eine weitläuftige Replik, und entzündeten den Streit auf eine solche Art, daß man nothgedrungen eher zu den Waffen greifen mußte, als den Schriftwechsel fortsetzen konnte. Der König bemühete sich nicht nur allein, Truppen aus allen Gegenden zu versammeln, um dem annähernden Heere der Ligue die Spitze zu bieten, sondern auch diejenigen von derselben abtrünnig zu machen, welche sie am besten unterstützen konnten. Da Ihm Lyon zur Ausführung seiner Absichten unentbehrlich schien, um durch diesen Weg

die

die Schweizer an sich zu ziehen, welchen der Ein- A. D.
marsch durch die von der Ligue besetzten Provinzen 1585.
Burgund und Champagne verschlossen war, so suchte
Er den Herrn von Mandelot auf seine Seite zu zie-
hen, und machte den Staatssekretär Villeroi zum
Interessenten in dieser Sache. Mandelot hatte eine
sehr schöne und reiche Tochter: man machte den Vor-
schlag, sie mit Karl'n von Alincourt, Villeroi's
Sohne, zu vermählen, welchem der König die An-
wartschaft auf die Gouverneursstelle von Lyon ver-
sprach. Mandelot befreyete sich durch diese Verbin-
dung von der Furcht, seiner Stelle von dem Herzog
von Epernon entsetzt zu werden, um seinen Bruder
damit zu bekleiden. Da der König die vorgenom-
mene Demolition der Citadelle von Lyon gebilligt,
so hielt man dafür, daß Mandelot keine Ursache
mehr habe, der Ligue anzuhängen, weil jene Furcht
entfernt worden, welche ihn zum Beytritte in dieselbe
bewogen hatte. Die Unterhandlung gieng auch glück-
lich von statten: denn Mandelot war ein Mann von
sanftem Charakter, welchem eine so mächtige Ver-
bindung unendlich schmeichelte; er willigte also in
diese Verbindung ein, und versprach, den von Fleury,
Alincourts Oheime, angeworbenen Schweizern den
Durchzug zu gestatten.

Einen gleichen Erfolg hatte die von dem Könige
mit Ludewig Gonzaga Herzoge von Nevers gepflo-
gene Unterhandlung, welcher seine Hofnung, Statt-

halter

A. D. halter von der Provençe zu werden, durch den un-
1585. glücklichen Ausgang der Unternehmung auf Marseille vereitelt, oder wie er sagte, sah, daß der Pabst so lange zauderte, die Ligue zu billigen, und in seinen Schutz zu nehmen. Er fieng also an, den Vorschlägen des Franz Nuoloni, eines Mantuaners und seines Vertrauten, Gehör zu geben, welchen der Abbe' von Elbene, ein Geheimling des Königs, gewonnen, und mit glänzenden Hofnungen erfüllt hatte. Der Herzog von Nevers sagte sich also in einem Schreiben an den Herzog von Guise und den Kardinal von Bourbon von der Ligue aus dem Grunde los, daß er bis jetzt vergeblich die ausdrückliche Einwilligung und Billigung des Pabstes erwartet, und man ihm, der durch den Pater Matthieu zu Rom gemachten Vorstellungen ungeachtet, seine Zweifel noch nicht gehoben habe: ob es in dem vorliegenden Falle erlaubt sey, die Waffen gegen den König zu ergreifen, welcher ein aufrichtiger Katholik, und sein rechtmäßiger Souverain sey? Das Beyspiel des Herzogs machte viele Andere, besonders den Herrn von Villers, wanken, welcher der Ligue größtentheils nur aus Anhänglichkeit an die katholische Religion beygetreten war. Er bemerkte zu seinem größten Unwillen, daß das Hauptziel der verbündeten Macht der — König selbst sey. Sein Misvergnügen wegen dem Schlosse von Caen wurde dadurch gehoben, daß der König den Tod des Herrn

von

von Lizores, welchen er in einem Zweykampfe erlegt hatte, verzieh. So unterwarf sich Villers dem Könige, dem er hernach mit standhafter Treue sein ganzes Leben diente. Dies hieß aber, einen Tropfen Wasser dem Meere entschöpfen: denn das Volk und die Geistlichkeit umfaßte mit solcher Hitze die Ligue, daß sie stündlich neue Fortschritte machte, und sich immer mehr verstärkte. A. D. 1585.

Die Kriegsrüstungen des Königs giengen nicht sehr glücklich von statten. Obschon die katholischen Kantons der Schweiz in die unter seinem Namen angestellte Werbung Anfangs eingewilligt hatten, so ließen sich doch einige ihrer Hauptleute durch die Ligue und spanische Unterhändler bestechen, widersetzten sich der Anwerbung, und erlaubten überdies noch dem Herzog von Guise, sechs Tausend Fußgänger in Sold zu nehmen. Die übrigen Kantons hatten dem Könige versprochen, die zehen Tausend Mann, welche Er anwerben ließ, zu kompletiren, sie fügten aber die ausdrückliche Bedingniß hinzu, daß sie nur zu seiner eigenen Vertheidigung dienen, und gegen Niemand feindselig verfahren dürften. Sie thaten dies durch Ueberredung derjenigen, welche die Parthey der Ligue begünstigten. Der König sah also voraus, daß Er von seinen mit so großen Kosten und Schwierigkeiten angeworbenen Schweizern wenig Nutzen ziehen würde, weil ihr Dienst so sehr eingeschränkt war, und sie in den Fall kommen konnten,

A. D. 1585. ten, gegen ihre Landesleute zu streiten, welches, nach der Erfahrung der verflossenen Zeiten, allzeit die gefährlichsten Folgen nach sich zog. Die Anzahl der Reichstruppen, welche sich auf die Seite des Königs geschlagen, war sehr schwach: denn Er hatte nicht Zeit genug gehabt, seine Absichten mit Verstellung und Langsamkeit auszuführen. Die Herren von Guise waren ihm durch ihre politische Thätigkeit und Schnelligkeit zuvorgekommen: Alles hatte sich an die eine oder die andere Parthey angeschlossen, seine Anhänger und Mignons ausgenommen. Die Royalisten zeigten nichts als Kälte und Unthätigkeit; alle Gemüther waren durch die starken Fortschritte der Verbündeten in Schrecken gesetzt; selbst einige der Vertrauten und Günstlinge des Königs, welche Er mit Wohlthaten überhäuft hatte, traten zur Ligue über. Unter diesen befand sich der Herr von Antragues, Saint-Luc, der junge Lansac und verschiedene Andere, welche auf das überwiegende Ansehen des Herzogs von Epernon eifersüchtig waren.

Was vor allem Andern dem Könige Besorgnisse und Angst verursachte, war Paris, diese so mächtige Hauptstadt, welche immer den Ausschlag gab, wohin sie sich wandte. Sie war nicht nur allein mit der Ligue verbunden, sondern Menneville, der Präsident von Neuilli, La Chapelle-Marteau, Bussi, Hottomann und andere Volkshäupter hatten eine besondere Verbündung errichtet, und insgeheim das

Volk

Volk mit Waffen versehen, welche sie um jeden Preis in allen Gegenden in der größten Eile aufgekauft. Sie wollten das Volk bey der ersten besten Gelegenheit in Aufruhr bringen, um den König, wenn es nothwendig wäre, bis zur Ankunft des Heeres der Verbündeten in Paris zurück zu halten, zu dessen Anwerbung und Unterhaltung die pariser Bürger dreymal hundert Tausend Thaler dem Herzog von Guise beygesteuert hatten. Niklas Poulain, Lieutenant des Prevots von Isle de France und ein Liguist, berichtete alle diese Vorgänge insgeheim dem Könige, welcher darüber in die größte Bestürzung gerieth: denn hielt Er sich länger in Paris auf, so mußte Er irgend eine Beschimpfung von dem unbesonnenen und verwegenen Pöbel befürchten, welchem man beygebracht hatte, daß Er den König von Navarra und die Hugonotten begünstige. Verließ Er die Stadt, so brach der Aufruhr aus, dessen Explosion nur allein durch seine Gegenwart und die Vorkehrungen zurückgehalten wurde, welche Er von Augenblick zu Augenblicke traf. Obschon Er sein Leibgarderegiment zu sich berufen, und vierzig Edelleute, deren jeder monatlich hundert Thaler Sold, und den Tisch bey Hofe genoß, auserwählt hatte, um seine Person zu beschützen, so lebte Er doch in der größten Furcht und Bekümmerniß, da es Ihm unmöglich schien, die Wuth des Volkes zu zähmen. Diese so großen und A. D. 1585.

A. D. 1585. fast unübersteiglichen Hindernisse, und die Hofnung, viele Liguisten zu gewinnen, und den Bund durch seine gewöhnlichen Kunstgriffe aufzulösen, welchen Er durch den Weg der Waffen zu sprengen verzweifelte, bewogen Ihn, auf den Rath der Königinn seiner Mutter, Bellievre's, und Villeroi's, zum Entschlusse, den Ausbruch der Sache so lange als möglich hinzuhalten, und am Ende der Ligue solche Bedingnisse zuzugestehen, wie man sie für nothwendig hielte, um die erste Hitze derselben zu dämpfen, den Angriff abzuwenden, und durch Verstellungskünste und Zeit den Bundeskörper zu trennen, da die Erfahrung gelehrt habe, daß durch Widerstand und Krieg die innere und äußere Gefahr vergrößert, durch Nachgiebigkeit aber das drohende Uebel entfernt werde.

Diesem zu Folge übernahm es die Königinn-Mutter, mit dem Herzog von Guise und den andern Prinzen des Bundes eine Unterhandlung anzuknüpfen. Sie begab sich in Begleitung des Marschalls von Retz, des Staatssekretärs Brülart, und des Herrn von Lansac nach Epernay, einer in Champagne liegenden und zehen Meilen von Chalons entfernten Stadt, um sich mit den Herren von Guise und dem Kardinal von Bourbon zu unterreden. Die liguistischen Prinzen kamen dorthin, und man fieng ohne Aufschub an, über die schicklichsten Mittel eines Vergleiches zu handeln. Die Absichten beyder

Par-

Partheyen waren so sehr verschieden, daß man zu keinem Schlusse kommen konnte. Die Königinn-Mutter suchte nur Zeit zu gewinnen, damit sich der König sowohl in Gegenwehr setzen, und seine Schweizer an sich ziehen, als die zur Trennung der Ligue bestimmten Springfedern in Bewegung setzen könnte. Die Herren von Guise hatten diese Absichten erwittert, und drangen auf eine schnelle Entschliessung zu einem vortheilhaften Vergleiche oder zum Kriege. Die Königinn konnte mit allem ihrem Ansehen und ihren Gründen nichts anders als einen Waffenstillstand von vier Tagen erhalten, während welchen sie ihren ersten Leibarzt Miron an den König abschickte, um irgend einen Entschluß über den Vergleich von Demselben zurückzubringen. A. D. 1585.

Nach dem Verflusse der Zeit des Waffenstillstandes begab sich die Königinn-Mutter bis nach Charri, einem dem Bischoff von Chalons zugehörenden Orte, wo die Häupter der Ligue zu Ihr kamen. Sie machte ihnen bekannt, daß der König Ihr durch den Leibarzt Miron den Befehl zugeschickt habe, sie zu versichern, daß Er mit ihnen im Punkte der Religion vollkommen einverstanden sey, und nicht weniger als sie die Erhaltung der katholischen Religion, die Ausrottung der Ketzerey, und die Glaubenseinheit in seinem Reiche wünsche. Um aber dies zu bewerkstelligen, habe man weder eine hinlängliche Anzahl Truppen, noch einen Fond,

A. D. 1585. um den Krieg in so vielen Gegenden zu führen; diejenigen also, welche so eifrig auf denselben drängen, müßten Ihm auch die Mittel vorschlagen, um gemeinschaftlich Heere auf die Beine zu stellen, und für deren Unterhaltung zu sorgen. Der König hofte, durch diesen Vorschlag die Verbündeten in die nämliche Verlegenheit zu stürzen, in welche Er die Deputirten zu Blois gesetzt hatte: denn es war kein Zweifel, daß die Unkosten nothwendig auf die Geistlichkeit und den Mittelstand fielen, welches ganz dem Vorhaben der Ligue, das Volk zu erleichtern, widersprach. Da der ganze Adel bey den in verschiedenen Gegenden aufzustellenden Heeren mit Leib und Gut zu dienen verbunden war, so mußte es dem Herzog von Guise und den andern Verbündeten allerdings nicht schwer fallen, diese Frage zu entscheiden: sie begehrten aber zum größten Vergnügen der Königinn-Mutter drey Tage Bedenkzeit, um sie zu beantworten. Nach mehreren Berathschlagungen beschlossen sie, der Angabe der Hülfsquellen auszuweichen, welche der König von ihnen foderte, um nicht die offenbare Falschheit ihrer im Manifeste gemachten Versprechungen an Tag zu legen, und den Haß, von welchem das Volk gegen den König wegen der vielen und drückenden Auflagen brannte, auf sich selbst zu wälzen. Sie antworteten also, auf ihre Macht trotzend, mit Entschlossenheit der Königinn-Mutter: es sey nicht

ihre

ihre Sache, für die Mittel zu sorgen, sondern des Königs, welcher am besten seine Hülfsquellen kennte, sie aufzufinden. Sie begehrten also ohne weitern Aufschub eine Erklärung und ein Edikt gegen die Hugonotten, Sicherheit für sie selbst, und Versicherung, daß der Krieg nicht länger verschoben werde: in diesem Falle boten sie ihre schon in Bereitschaft stehenden Truppen an, widrigenfalls drohten sie, ihr Heer dorthin marschiren zu lassen, wo sie es zum Besten ihrer Unternehmung am dienlichsten hielten. Sie schickten auch sogleich den Herzog von Mayenne mit einem Theile des Heeres den Schweizern des Königs entgegen, um sie, wenn er es mit Vortheil könnte, ohne Zeitverlust aufs Haupt zu schlagen. Auf diesen so trotzigen Vorschlag begehrte die Königinn-Mutter acht Tage Zeit, um den König davon zu benachrichtigen, und seine Entschließung einzuholen. Der Herzog von Guise willigte gern ein, weil er Zeit brauchte, um sich mit den deutschen Völkern zu vereinigen, welche sich schon in der Gegend von Verdün befanden. A. D. 1585.

Indeß er denselben entgegen gieng, und für ihren Einmarsch in das Reich Anstalten traf, ließ die Königinn-Mutter, welche jeden Vortheil benutzte, durch Ludewig Davila'n *), Einen ihrer Kammerherren, mit Franz Circassi, einem Edel-

*) Ein Bruder des Geschichtschreibers.

A. D. 1585. mann des Kardinals von Bourbon, eine Unterredung anspinnen, um ihn aus der Verbindung der Herren von Guise zu ziehen. Während den beyderseitigen Konferenzen nahm der alte Herr von Lansac, erster Kammerherr der Königinn, so wie Rubempré von Seite des Kardinals auf eine geschickte Art an denselben Theil. Da Letzterer eitel von Charakter war, und nicht jenes Ansehen bey der Ligue besaß, welches er doch zu verdienen glaubte, so fieng er an, sich auf die Seite des Königs zu neigen, und auf seine Aussöhnung mit dem Könige zu denken. Lansac hielt am Ende selbst mit dem Kardinale unter dem Vorwande, Ihn sein Kompliment zu machen, eine Unterredung, und stellte Ihm hauptsächlich vor: Er müsse es selbst eingestehen, daß Er nicht das Haupt der Ligue, wie es sich doch für die Würde seiner Person und den Glanz seines Geblütes geziemte, sondern nur ein Vasall der Leidenschaften und des Interesse des Herzogs von Guise und der anderen Prinzen dieses Hauses sey; die Religion komme auf keine Art dabey in Anschlag, da die von dem Könige angebotene Sicherheit für die Religion nicht angenommen worden; es sey also aller Welt kund und offenbar, daß man die besonderen Absichten und das Privatinteresse durch den Deckmantel der Religion verschleiere, und nicht schicklich, daß Er als ein Mann von solcher Rechtschaffenheit und solchem Eifer und als Kardinal der heiligen

Kirche

Kirche den Ansprüchen der Herren von Lothringen zum Fußschemel und zum Schilde des offenbarsten Aufruhrs gegen einen eben so katholischen als rechtmäßigen König diene; es gezieme sich noch weniger, daß Er sich als der erste Prinz vom Geblüte von den alten Feinden seines Hauses zur Ausrottung der Ueberbleibsel der königlichen Familie an die Spitze stellen lasse; Er solle bedenken, daß Er alt, und nicht mehr im Stande sey, Kinder zu zeugen, und durch die Unterdrückung seiner Nepoten das Haus von Bourbon erlöschen werde. Es befremde jeden Gutgesinnten, daß er in seinem grauen Alter der Urheber des Kriegs, des Blutvergießens und des Aufruhrs sey, da Er doch vorher immer der Stifter des Friedens und der Eintracht gewesen; Er werde sich sowohl bey Gott als den Menschen ein viel größeres Verdienst erwerben, wenn Er sich mit dem Könige zu einem und dem nämlichen heiligen Zwecke vereinigte, um seine Neffen von dem Wege des Verderbnisses abzuziehen, und sie durch friedliche Mittel in den Schooß der Kirche zurückzubringen, als daß sie in dem Brande und gänzlichen Zusammensturze von ganz Frankreich begraben würden, und zu Grunde giengen. Er solle in die Gesinnungen des Königs, welcher innerlich ein eben so guter Katholik als in seinen äußern Handlungen sey, kein Mistrauen setzen: denn so wie Derselbe Ihm Alles zur Entscheidung überlassen werde, was die Hugo- A.D. 1585.

A. D. 1585. notten betreffe, eben so werde Er Ihn auch immer als seinen Vater verehren, da Er immer zu sagen pflege, daß unter der so großen Menge von Liguisten der Kardinal von Bourbon der einzige rechtschaffene Mann sey.

Diese angeführten und wiederholten Gründe machten auf den nur von reinen Absichten beseelten Kardinal von Bourbon einen tiefen Eindruck, und brachten ihn auf den Gedanken, sich mit dem Könige mittelst der Königinn-Mutter zu versöhnen, welche er höchlich verehrte. Indeß er noch unentschlossen hin und her wankte, und als ein einfacher und verstellungsloser Mann in den Unterredungen und Berathschlagungen dem Kardinal von Guise Verdacht einflößete, so wurde der Herzog von Guise eilends zurückberufen, welcher die Seele des ganzen Bundeskörpers, so wie jedes einzelnen Gliedes desselben war, und durch sein Ansehen den Kardinal von Bourbon von seinem Entschlusse zurückbrachte. Der Herzog sah aber, daß die Schweizer jeden Tag weiter vorrückten, und der Herzog von Mayenne nicht stark genug war, um sie zurück zu schlagen. Er erwog überdies, daß die Beschleunigung des Marsches der deutschen Völker eine Menge Geldes erfodere, welches die Spanier nicht so bereitwillig beytrugen, wie er sich vorgestellt hatte, da sie in den niederländischen Krieg befangen waren, und so große Unkosten kaum bestreiten konnten. Er witterte end-

lich

lich die geheimen Versuche, welche man machte, um die Ligue zu trennen, dessen vornehmste Glieder schon wankten. Er wußte nur zu gut aus der Erfahrung, daß der Aufschub die tödtlichste Feindinn seiner Unternehmung sey. Um also seine Waffenergreifung zu beschönigen, seine Absichten zu rechtfertigen, und die Zweifel zu heben, welche man dem Kardinal von Bourbon beygebracht hatte, und die nicht nur allein bekannt, sondern auch in den Gemüthern vieler Anderer rege geworden waren, so entschloß er sich, einen andern ganz ehrenvollen Vorschlag zu thun, nämlich, nichts anders als ein Edikt gegen die Hugonotten zu begehren, vermöge welchem jede andere als die katholische Religion verboten, die Hugonotten aller Würden und Aemter unfähig erklärt, und die Versicherung gegeben werden sollte, daß man sie mit den Waffen verfolgen wolle. Unter diesen Bedingnissen wollte er auf die Würden und Statthalterschaften Verzicht leisten, welche Er und die Seinigen besaßen, um jeden Verdacht von eigendem Interesse zu entfernen. Dieser Vorschlag hatte für den Herzog von Guise zwei sehr große Vortheile, nämlich er erhielt dadurch den Kardinal von Bourbon bey der Ligue, durch dessen Verlust der Grundpfeiler derselben zusammengestürzt wäre, und setzte den König in die Nothwendigkeit, seinen Vorschlag anzunehmen, wenn er nicht den übrigen Theil der katholischen Parthey gänzlich ent- A. D. 1585.

A. D. 1585. fremden wollte, welcher Er schon äußerst verdächtig war. Was die andern Vortheile seines Hauses betrift, so sah der Herzog voraus, daß der König, wenn Er den Hugonotten den Krieg erklärte, sich nothwendig mit der katholischen Parthey und dem Hause von Guise vereinigen müßte, welches die ganze Macht in Händen hatte, und nicht nur allein nicht in die Niederlegung seiner Aemter und Statthalterschaften einwilligen, sondern sich so gar gezwungen sehen werde, dasselbe noch mit neuen zu bekleiden, und den Guisen das Kommando der Heere zu übertragen. Zuletzt sah der Herzog auch ein, daß er durch den Krieg gegen die Hugonotten seine Absichten vollkommen erreichte. In der That war auch der Krieg gegen die Hugonotten und seine Erhöhung so innig mit einander verbunden, daß er auf die beste Art seinem Ziele immer näher rücken konnte, ohne dem äußern nach ein anderes Interesse als jenes der Religion auf dem Schilde zu führen.

Dieser von dem Herzog von Guise und dem Kardinale von Bourbon schriftlich verfaßte Vorschlag wurde den 9ten Junius der Königinn-Mutter überreicht. Sie hatte lange schon vorher gesehen, daß die Häupter der Ligue kein anderes Mittel wählen konnten, und wurden durch denselben nicht sehr betroffen: sie schickte also den Miron mit dieser Erklärung an den König, und ließ Ihm vorstellen, wie nothwendig es sey, in den wegen der Religion gemach-

gemachten Artikel einzuwilligen, um die größere Gefahr abzuwenden, und die Macht der Ligue zu trennen: der Ausführung würden sich große Schwierigkeiten entgegen stellen, welche die Zeit selbst herbey führte; durch die Verweigerung werde Er sich den Haß und die allgemeine Verwünschung zuziehen, und härteren Bedingnissen unterliegen müssen. Der Herzog von Mayenne sey den Schweizern entgegen gegangen, um ihren Einmarsch in das Reich zu verhindern: während dieser Zeit werde der Herzog von Guise, welcher auf dem Punkte stehe, sich mit den Deutschen zu vereinigen, mit dreyßig Tausend Streitern vor Paris erscheinen, wo nichts anders als ein allgemeiner Aufruhr zu erwarten sey, welcher jenen des ganzen Reichs nach sich ziehen, und Ihn zwingen werde, sich in die Hugonottischen Provinzen zu flüchten, auf deren Zuneigung sowohl als Kräfte Er keinesweges bauen könne. So setzte die Furcht und der Zweifel, in welchem man wegen der Ankunft der Schweizer schwebte, beyde Partheyen in Verlegenheit! Die Königinn-Mutter fürchtete, der Herzog von Mayenne möchte sie zurückhalten: der Herzog von Guise zweifelte daran, daß derselbe im Stande seyn werde, ihnen den Weg zu verlegen. Diese wechselseitige Furcht vereinigte die Gemüther beyder Partheyen zum Frieden. A. D. 1585.

Nach-

A.D. 1585. Nachdem der König die Erklärung und ihre gutächtliche Meinung erhalten hatte, so schickte Er eilends den Staatssekretär Villeroi, und hernach den Herzog von Epernon an Sie mit der Vollmacht ab, auf die bestmöglichsten Bedingnisse einen Vergleich zu schließen. Diesem zu Folge begab sich die Königinn-Mutter mit den liguistischen Prinzen nach Nemours, wo sie (den 7ten Julius) über folgende Bedingnisse eins wurden: der König solle im ganzen Reiche die Ausübung jeder andern als der römischkatholischen Religion verbieten, alle reformirten Prediger aus demselben verbannen, die Hugonotten am Leben strafen, und ihre Güter einziehen; denselben sobald als möglich den Krieg erklären, und solchen Männern das Kommando übertragen, in welche der Bund Vertrauen setze; die zu Gunsten der Hugonotten bey den Parlamentern errichtete Paritätskammern aufheben, und denselben kein öffentliches Amt oder eine Würde ertheilen, bevor sie nicht ein Bekenntniß der römischkatholischen Religion abgelegt hätten. Den Herzogen von Guise, Mayenne, Aumale, Mercoeur, und Elboeuf solle der König, nebst der Bestätigung in ihren Statthalterschaften, die Städte Chalons, Toul, Verdün, Saint-Dizier, Rheims, Soissons, Dijon, Beaune, Rüe in der Pikardie, Dinant und Concarneau in Bretagne als Sicherheitsplätze einräumen, den Kardinälen von Bourbon

und

und von Guise, den Herzogen von Guise, Mayenne, Mercoeur, Aumale und Elboeuf Leibkompagnien von Büchsenjägern zu Pferde unterhalten, dem Herzog von Guise hundert Tausend Thaler zur Erbauung einer Citadelle zu Verdün anweisen, zwei Infanterieregimenter der Ligue unter den Befehlen von Sacromoro Birago und dem Hauptmanne von Saint-Paul in seinen Dienst und Sold nehmen, zweimal hundert Tausend Thaler den von der Ligue angeworbenen Deutschen ausbezahlen, sie sodann verabschieden, und der Ligue die von den königlichen Einkünften genommenen, und zum Vortheile derselben verwendeten hundert und zehen Tausend Dukaten nachlassen und schenken. A. D. 1585.

Aus diesen Vergleichspunkten erhellet ganz deutlich, daß die Großen bey Errichtung ihres Bundes nicht die Erleichterung des Volkes, sondern ihre eigene Sicherheit, und die Unterdrückung ihrer Feinde zur Absicht hatten, welche sie aber mit der Religion verschleierten. Die so vielen als Sicherheitsplätze erhaltenen Städte und Festungen bewiesen, daß sie die geheime Absicht des Königs erwittert hatten. Da sie sahen, daß die Parthey der Hugonotten ihre Sicherheitsplätze besitze, welche sie vor ihrem Untergange schützte, so waren sie ebenfalls darauf bedacht, für ihre Parthey das Nämliche zu erhalten, damit

A.D. 1585. mit es eben so schwer wäre sie zu unterdrücken, als es leicht war, den König von Navarra und seine Anhänger zu unterjochen. Obschon man durch den gegen die Hugonotten zu erklärenden Krieg hauptsächlich die Ausrottung der Religionsstreitigkeiten beabsichtete, so zielte doch derselbe zu gleicher Zeit auf den Untergang der Prinzen von Bourbon, ihrer Freunde und Anhänger. Als der Vergleich geschlossen war, so begab sich der Herzog von Guise mit seinem Bruder dem Kardinale und dem Kardinale von Bourbon zu dem Könige nach Saint-Maur, einem in der Nähe von Paris liegenden Schlosse, und kehrte nach erhaltener Ratification des Vergleiches in seine Statthalterschaften zurück,

---

Sieben-

Siebentes Kapitel.

Manifest des Königs von Navarra wider die Ligue. Er fodert den Herzog von Guise auf einen Zweikampf, welcher Ihm aber durch Andere schriftlich antworten läßt. Der Herzog von Bouillon und der Herr von Chatillon reisen nach Deutschland, um bey den protestantischen Fürsten Hülfe für die Hugonotten zu suchen. Entschluß des Königs von Frankreich, die Vergleichspunkte nur dem Scheine nach zu erfüllen. Verschiedenheit der Gesinnungen in dem Staatsrathe. Krieg wider die Hugonotten. Wiederrufung der Friedensedikte. Konferenz des Königs mit den Häuptern der Clerisey und des pariser Volkes wegen der Beysteuern zur Führung des Krieges. Die Windmühlen der Hauptstadt. Pabst Sixtus V exkommunicirt den König von Navarra und den Ptinzen von Conde', und erklärt sie der Thronfolge unfähig.

Während den Friedensunterhandlungen zwischen der Königinn-Mutter und der Ligue schwebte der König von Navarra in den größesten Besorgnissen. Er sah voraus, daß der Friede würde geschlossen, und die vereinigte Macht der Katholischen auf ihn loßstürzen werde, um seine Parthey zu Grunde zu richten. Er hatte gleich vom Anfange an mittelst Clervant's und Chassincourts, seiner Agenten am Hofe, dem Könige seine Dienste angeboten, und Ihn ermahnet, sich mit Ihm aufrichtig A. D. 1585.

A. D. 1585. richtig zu vereinigen, und sich auf die Treue und Bereitwilligkeit der Hugonotten zu verlassen. Er erklärte endlich, daß er sich nicht hinhalten lassen, und ruhig die Donnerschläge jener Gewitterwolken erwarten könne, welche Er gegen sich aufziehen sehe, und seinen Untergang verkündigten. Der König bat Ihn sowohl in eigenhändigen Schreiben, als durch nachdrückliche, an dessen Agenten gemachte Erklärungen, sich ruhig zu verhalten, und die Sachen nicht noch mehr zu verschlimmern. Er versicherte Ihn, daß Er nie in etwas willigen werde, was den Frieden stören, und seinen Untergang befördern könnte. Dies war auch Anfangs die wahre Absicht des Königs: als Er aber nachher durch die Nothwendigkeit gezwungen wurde, zu dem Vergleiche mit den Hugonotten die Hände zu bieten, so sah der König von Navarra, als ein schon in der Politik und dem Geschäftsgange erfahrener Mann, sehr leicht voraus, daß das ganze Gewitter auf ihn und seine Parthey stürzen werde. Er machte zu Bergerac (den 10ten Junius) eine Erklärung zur Rechtfertigung seiner Sache und zur Beförderung seiner andern Absichten bekannt, in welcher Er sich bitterlich beklagte, daß man Ihn als einen Ketzer und Rückgefallenen, als einen Verfolger der Kirche, Ruhestörer des Reichs und Hauptfeind der Katholischen behandle, um Ihn unter diesem Vorwande von der Thronfolge des Reichs auszuschließen. Er

sehe

sehe sich also gezwungen, der ganzen Welt, vorzüg- A. D.
lich den christlichen Fürsten, vor Allem dem Könige 1585.
seinem Souverain und dem französischen Volke bekannt zu machen, daß diese Beschuldigungen nur Verläumdungen seiner Feinde seyen, welche, um ihren Ehrgeitz zu bemänteln, vorgäben, nur gegen Ihn und die übrigen Anhänger der reformirten Religion die Waffen ergriffen zu haben, in der That aber dieselben gegen den König und die Krone ergriffen hätten, um das Reich in die fürchterlichste Verwirrung zu stürzen. Sie hätten wider die Gesetze der Natur und des Reichs denjenigen zum ersten Prinzen vom Geblüte und Thronfolger erklärt, welcher es doch nicht sey, und sich jene Gewalt angemaßt, die nur den Generalstaaten des Reichs zukomme. Man könne Ihn auf keine Art für einen Rückgefallenen ansehen, da Er nie seine Religion verändert habe. Obschon Er aus gerechter Furcht, welche auch die Brust des entschlossensten Mannes befallen könne, und durch offenbare Gewalt eine Gesandtschaft an den Pabst geschickt, so habe Er doch sogleich, als Er sich in Freyheit gesetzt, erklärt, daß Er seine Religion nicht verändert habe. Noch weniger könne man Ihn für einen Ketzer halten, weil Er, wie viele Andere, Meinungen beypflichte, welche bis jetzt noch nicht entschieden seyen. Er habe sich jederzeit erboten, und erbiete sich noch, sich dem Unterrichte gelehrter Personen und der Entscheidung eines recht-

A. D 1585 mäßigen Conciliums zu unterwerfen. Die Beschuldigung sey ganz grundloß, als wenn Er die Katholicken verfolgt habe, da Er nicht nur allein Viele derselben immer um sich, sondern sie auch mit den vornehmsten Aemtern und Bedienungen in seinem Staate und an seinem Hofe bekleidet, die Geistlichkeit überall in dem ruhigen Besitze ihrer Güter gelassen, und sie in der freyen Ausübung der katholischen Religion nicht gestört habe. Er habe mehrmals die Waffen, aber nicht in der Absicht, ergriffen, um das Reich in Unordnung zu bringen, sondern um sich selbst zu vertheidigen, welches das Naturrecht einem Jeden erlaube, da Er die unmenschliche Behandlung der Bekenner der reformirten Religion gesehen. Er habe Agenten nach England, Dännemark, und Deutschland geschickt, um einige Hülfe zur Behauptung seiner Freyheit und zum Schutze gegen die fortwährenden Verfolgungen zu erhalten, nicht aber, um einen Bund gegen den König zu Stande zu bringen. Die letzthin dem Herzoge von Epernon gegebene abschlägige Antwort wegen Rückgabe der Sicherheitsplätze sey der Entschluß seiner ganzen Parthey, weil der Argwohn, zu dessen Beseitigung sie den Hugonotten eingeräumt worden, von ihrer Seite nicht nur allein noch nicht aufhöre, sondern neuerdings sich sowohl durch die großen Kriegsrüstungen der Ligue als durch die von derselben an den König gemachten Foderungen, ihr nebst den alten noch andere Sicher-

heits-

heitsplätze einzuräumen, sehr vermehrt habe. Die Liguisten hätten dies nicht, wie sie vorgäben, gethan, um sich gegen die Bekenner der reformirten Religion sicher zu stellen, von welchen sie niemals beleidigt oder beschimpft worden, und die sich kaum selbst gegen ihre Mishandlungen schützen könnten, sondern um sich derselben gegen Ihn selbst zu bedienen, da sie nicht einmal so viele Sicherheitsplätze als die Guisen Statthalterschaften besäßen. Diese hätten sich in die Gnade und Gunst des Königs getheilt, Kriegsheere befehliget, Städte belagert, Schlachten geliefert, Aemter und Würden nach Wohlgefallen ausgetheilt, sich auf diese Art Anhang verschafft, sich selbst gerochen, und ihr Interesse auf Kosten des Reichs besorgt. Jetzt wollten sie unter dem Vorwande der Religion den König selbst angreifen, und das Reich beherrschen. Ein Jeder könne nun selbst leicht ermessen, wie unbillig es sey, daß sie neue Sicherheitsplätze begehrten. Er und der Prinz von Condé erböten sich, um auch diesen Vorwand zu entfernen, ihre Sicherheitsplätze und Statthalterschaften zu übergeben, obschon sie darauf bedacht seyn sollten, sich eher zu verstärken als zu schwächen, wenn die Herren von Guise das Nämliche thäten: dadurch würde alsdann die von seinen Feinden verbreitete Meinung, als wenn Er und seine Parthey das Reich in Unordnung bringen wollte, beseitiget. Er überlasse es dem Urtheile eines Jeden, ob es wahrscheinlich sey, A. D. 1585.

A.D. 1585 daß die Diener des Königs oder die Prinzen vom Geblüte die Absicht haben, das Reich in Unordnung zu bringen? ob sie ihrem Souverain ergebener, und für die Erhaltung des Reichs besorgter seyn müßten, als Fremdlinge? Wer den Unterschied der Gesinnungen für das allgemeine Beste zwischen dem Hause von Bourbon und jenem von Guise einsehen wolle, müsse sich die Handlungen beyder Theile ins Gedächtniß zurückrufen, und man werde finden, daß die Prinzen des Hauses von Bourbon niemals neue Auflagen erfunden und den Adel verfolgt, weder den Gang der Gerechtigkeit wie die Vorfahren der Häupter der Ligue gehemmt, noch die Käuflichkeit der Würden und Aemter eingeführt haben, deren viele sie theils auf ihr Haus übertrugen, theils unter Heinrich II und Franz II verkauften, und sogar die Veräußerung der Kirchengüter bewerkstelligten, um ihre Leidenschaften unter dem Vorwande der Vertheidigung der Religion zu befriedigen. Er habe nie Kriege, wie seine Feinde, angezettelt, sondern sich nur vertheidiget, und jedesmal die von dem Könige Ihm angebotenen Bedingnisse angenommen. Was noch mehr erwogen zu werden verdiene, sey, daß Er dem Könige angetragen habe, Ihm in seinen wichtigsten Unternehmungen zu dienen, besonders damals, als Ihm die Oberherrschaft von Flandern dargebracht worden: die Häupter der Ligue hätten im Gegentheile diese Gelegenheit versäumt, eine so wichtige Eroberung zu machen.

chen. Obschon Ihm das Alter des Königs, welchem Er Nachkommen wünsche, an die Thronfolge des Reichs zu denken nicht erlaube, so fühle Er sich doch durch die Mishandlungen seiner Feinde sehr gekränkt, welche Ihn in dem Besitze seiner Statthalterschaften gestört, und in der Mitte derselben sich von Städten und Festungen bemeistert hätten. Jetzt wendeten sie ihre Waffen gegen seine Person und seine Ehre, und verfolgten Ihn mit arglistigen Kunstgriffen, um den Unerfahrnen beyzubringen, als wenn Er der Thronfolge unfähig und unwürdig sey, für welche sie ohne Rücksicht auf das jugendliche Alter des Königs und außer der Zeit Vorsehung thun wollten, um ihre Absichten um so besser zu erreichen. Am Ende begehrte Er von dem Könige die Erlaubniß, alle Diejenigen Lügen zu strafen, welche Ihn in ihren Manifesten beleidiget und verläumdet hätten, den einzigen Kardinal von Bourbon seinen Oheim ausgenommen, und erbot sich, den ganzen Streit mit dem Herzoge von Guise, als dem Haupte der gegenseitigen Parthey, durch einen Zweikampf oder ein Gefecht zwischen zwei, zehen, zwanzig oder mehreren Kämpfern von jeder Seite zu entscheiden, wie es der Herzog von Guise für gut finden würde. Zu seinem Sekundanten schlug Er seinen Vetter den Prinzen von Condé vor, welcher in diesem Falle auf die Ungleichheit ihrer Geburt keine Rücksicht nehmen wolle: sie seyen zu diesem Entschlusse weder durch Ehrgeiz, noch durch Haß, son- A. D. 1585.

A.D. 1585. dern durch den Eifer bewogen worden, Gott zu dienen, den König seinen Herrn zu befreyen, von dem französischen Volke das Unglück abzuwenden, welches den Krieg nothwendig zu begleiten pflege, mit einem Schlage dieser Streitigkeit ein Ende zu machen, den Frieden im Reiche zu erhalten, und den König aller Besorgnisse zu entledigen. Er bat also den König, einen Kampfplatz in seinem Reiche zu bestimmen: sollte aber dem Herzoge von Guise das ganze Reich unsicher scheinen, so überlasse Er es demselben, einen Ort außer dem Reiche zu bestimmen, um alsdann den ganzen Handel mit den bey dem Adel gebräuchlichen Waffen zu entscheiden.

Der König von Navarra suchte durch diese Erklärung nicht nur allein seine Sache zu rechtfertigen, und jene der Liguisten gehässig zu machen, sondern auch den Krieg in einen Zweikampf zu verwandeln, da Er sich zu schwach an Macht, aber nicht an Muth und Tapferkeit fühlte. Hätte man denselben angenommen, so war Er bereit, sich zu schlagen, und dadurch sein halb verzweifeltes Glück bey der so großen Uebermacht seiner Feinde auf einen gleichen Fuß zu setzen. Er sah voraus, daß die Nichtannahme seines Anerbietens dem Rufe des Herzogs von Guise, so wie den Waffen der Ligue schimpflich und nachtheilig wäre, und Ihm eine größere Zuneigung des Volkes erwürbe, welches seinen großmüthigen Entschluß, sein Leben zur Abwendung des Krieges und des daraus allgemein entstehen-

den

den Elendes aufzuopfern, loben würde. Der Herzog von Guise, welcher den Kunstgriff seines Gegners errieth, und denselben durch seine Uebermacht zu Grunde zu richten suchte, ohne sein eigenes Leben in Gefahr zu setzen, wollte auf dieses Manifest nicht antworten, um den Zweikampf weder annehmen, noch ausschlagen zu müssen. Er ließ also durch einen Dritten in vielen kleinen Druckschriften antworten, daß die Häupter der katholischen Parthey keine Feindschaft gegen den König von Navarra aus Privatabsichten hegten, sondern daß ihre Unternehmung auf die Erhaltung der Religion und die Beruhigung ihrer Gewissen abziele: es sey also nicht schicklich, die öffentliche Sache auf den Ausschlag eines Zweikampfs ankommen zu lassen, welcher ganz dem beabsichteten Zwecke widerstreiten würde. Solche und viele andere ähnliche Gründe setzte man jenen des Königs von Navarra entgegen. Als Er von dem zwischen dem Könige und den Häuptern der Ligue geschlossenen Vergleiche Nachricht erhielt, so beklagte er sich bey Demselben in Briefen, welche nachher durch den Druck bekannt wurden: während Er dem eigenhändig von Seiner Majestät geschriebenen Befehle zu Folge sich der Kriegsrüstungen enthalten, und keine Neuerungen vorgenommen, habe man einen Vergleich mit seinen Feinden unter der Bedingniß geschlossen, die Friedensedikte zu brechen, und den Bekennern der reformirten Religion wider Treu und Glauben den Krieg zu erklären. Er A. D. 1585.

A. D. 1585. ermahne und bitte den König inständigst, zu erwägen, daß Er, um seinen Rebellen zu gefallen, die Waffen gegen seine gute und getreue Unterthanen und Vasallen ergreife. Er sehe voraus, daß der Krieg, welchen man gegen Ihn auf dem Schilde führe, die Unterdrückung des ganzen Reichs zur Folge habe; wenn man fortfahren werde, seinen Untergang zu bewerkstelligen, so könne Er nach dem Naturrechte nichts weniger thun, als sich zu vertheidigen. Er hoffe, daß Gott Ihn wegen der Gerechtigkeit seiner Sache vor den Verfolgungen der Menschen schützen, und eines Tages seine Unschuld vor der ganzen Welt klar zeigen werde. Nebst diesen Briefen schrieb Er noch andere an den Adel, das Volk und die Parlamenter, in welchen Er alle Schuld von sich und auf die Ligue wälzte, und zu beweisen suchte, daß Er alle Friedensartikel pünktlich beobachtet habe, und jetzt auf die ungerechteste Art angegriffen werde.

Nach diesen Erklärungen berief Er den Prinzen von Conde' und den Marschall von Damville zu sich, welcher, wie Er wußte, eben so heftig als die Hugonotten verfolgt wurde. Sie setzten mit gemeinsamer Einwilligung fest, wie sie sich vertheidigen, und die von ihrer Parthey besetzten Städte behaupten wollten. Da sie schon aus vielfältiger Erfahrung wußten, daß ihnen keine Hülfe heilsamer, als jene der deutschen Völker sey, welche die feindliche Macht in den entferntesten Provinzen beschäftigen würde, so schickten sie

eilends

eilends Abgeordnete an die protestantischen Fürsten, um die Anwerbung einer beträchtlichen Anzahl von Hülfsvölkern zu unterhandeln. Der Herzog von Bouillon, Erbherr von Sedan, einem sehr festen Orte an den Gränzen von Champagne und Lothringen, und der Herr von Chatillon, ein Sohn des Admirals von Coligni, und Gouverneur von Montpellier für die Hugonotten, übernahmen dieses Geschäft, welcher Letzterer sich insgeheim von Languedok nach Genf begeben hatte. A. D. 1585.

Der König berathschlagte sich indeß mit seiner Mutter und seinen Kabinetsräthen über die Art, wie man bey Erfüllung der mit der Ligue eingegangenen Vergleichspunkte zu Werke gehen müsse. Der Staatssekretär Villeroi, welchem Bellievre und Villequier beystimmten, war der Meinung, daß der König kein sichereres und kräftigeres Mittel habe, den Aufruhr in seinem Reiche zu dämpfen, und die Absichten der Herren von Guise zu vereiteln, als die Hugonotten mit Ernste zu bekriegen, der ganzen Welt seinen Eifer für die katholische Religion und seine Abneigung gegen die reformirte zu zeigen, den ältesten Adel seines Reichs in die vornehmsten Aemter und Würden wieder einzusetzen, die vorige Ordnung in Austheilung der Gnaden und die alte unter seinen Vorfahren übliche Finanzverwaltung wieder herzustellen, und besonders die Wünsche derjenigen zu befriedigen, welche Er entfremdet habe, weil sie ihr Ansehen und ihren Einfluß am Hofe verlohren.

A. D. 1585. Sie stellten vor, daß dies der Weg sey, der Ligue allen Vorwand zu benehmen, den Beyfall und die Liebe des Volkes sich zu erwerben, welches den Herren von Guise anhange, und sie als die Vertheidiger der Religion und Hersteller der Gleichheit und der allgemeinen Ruhe verehre, weil dasselbe glaube, daß Er von diesen Absichten weit entfernt sey. Es sey nothwendig, den zuerst und vorzüglich durch die Hugonotten ausgestreuten Saamen der Religionszwietracht auszurotten, alle seine Unterthanen und Vasallen zu einer Religion und zu einem und dem nämlichen Zwecke zu vereinigen. Er könne die Ligue auf keine leichtere und ehrenvollere Art zu Grunde richten, als wenn Er ernstlich und nachdrücklich zu Werke gienge, und gerade das Gegentheil von dem zeigte, dessen die Häupter derselben Ihn beschuldigten. Durch ein solches Verfahren werde er den Partheygeist niederschlagen, und den Herren von Guise mehr Anhänger in einem Tage, als durch Kunstgriffe und Verstellung in vielen Jahren entziehen.

Die Königinn-Mutter trat dieser Meinung bey, ohne sich doch deutlich zu erklären. Da sie wußte, daß man sie beschuldigte, die Herren von Guise zu begünstigen, und den König von Navarra wegen den zwischen Ihm und seiner Gemahlinn ihrer Tochter waltenden Verhältnissen zu verfolgen, so wollte sie keine Partheylichkeit für die Katholischen an Tag legen. Sie war insgeheim misvergnügt über den

König,

König, weil Er Mistrauen in sie zu setzen schien, als er den Herzog von Epernon nach Nemours schickte, um den Vergleich mit der Ligue zu schließen. Sie war also mit ihrer Meinung sehr zurückhaltend: sie befürchtete vielleicht, ihr Ansehen und ihren Einfluß auf den König ihren Sohn zu verlieren, oder sie wünschte, wie Einige sagten, Ihn in einen solchen Wirrwarr verwickelt zu sehen, daß Er noch einmal in ihrer vermittelnden Staatsklugheit sein Heil und seine Rettung suchen müßte, durch welche sie schon oft den Einsturz drohenden Thron erhalten hätte. Der König hegte aber ganz der Meinung seiner Räthe entgegengesetzte Gesinnungen, und zwar aus folgenden Gründen: Erstens, da Er den Krieg gegen die Hugonotten, welcher nicht anders als blutig und langwierig ausfallen könnte, mit Nachdruck führen müsse, so sey es nothwendig, den Herren von Guise das Kommando zu übertragen, wodurch Er ihre Macht und die Zahl ihrer Anhänger vermehrte: den Ruhm, die Hugonotten ausgerottet zu haben, werde man alsdann denselben und nicht Ihm zuschreiben, weil es zu offenbar sey, daß sie Ihn mit Gewalt dazu gezwungen hätten; Zweitens, daß Er nach der Zugrunderichtung der hugonottischen Parthey, welche allein die überwiegende Macht der Herren von Guise im Zaume halte, ein Raub ihrer Gewalt würde: denn es werde denselben nie an einem Vorwande fehlen, um die Waffen zu ergreifen, A. D. 1585.

wenn

A. D. 1585. wenn auch jener der Religion beseitiget wäre. Es sey nicht wahrscheinlich, daß solche entschlossene und hitzige Köpfe nicht neue Beschönigungsgründe ausfinden sollten.

Zu diesen vom Könige angeführten Gründen gesellte sich der unversöhnliche, schon seit langer Zeit in seiner Brust genährte, und jetzt nur noch mehr angefachte Haß gegen die Herren von Guise, so wie die Liebe zu seinen Mignons. Er konnte sich nicht entschließen, dieselben seiner Gnade zu berauben, und sie zu erniedrigen, weil Ihm nichts mehr am Herzen lag, als über die Einkünfte des Reichs unumschränkt verfügen, und nach seinem Wohlgefallen schalten und walten zu können, um seinen alten Plan durchzusetzen, nämlich die eine so wie die andere Parthey lebendig zu erhalten, um sie am Ende Beyde aufzureiben. Man konnte den König im Grunde nicht tadeln, daß Er sich nicht entschließen konnte, das Ansehen und die Gewalt der Herren von Guise neuerdings zu vermehren, da Er die hochstrebenden Absichten derselben eingesehen hatte, und sich selbst des Beystandes seiner vertrautesten Diener mit der offenbaren Gefahr zu berauben, gleichsam ihr Sklave zu werden glaubte: denn sie würde nachher sehr leicht unter andern Umständen und Gelegenheiten ihren entworfenen Plan verfolgt haben. Diesem zu Folge trat der König, nachdem Er unentschlossen einige Zeit hin und her gewankt hatte, der Meinung

des

des Herzogs von Epernon, des Marschalls von Reß und des Abbe' von Elbene, eines Florentiners, und Sohnes der Säugamme Karls IX bey, welcher sich durch seinen Scharfsinn das größte Vertrauen erworben hatte. Er beschloß also, die mit der Ligue eingegangenen Vergleichsbedingnisse dem Anscheine nach zu erfüllen, aber die Exekution derselben in der That zu hindern und zu hemmen. Obschon Er die Hugonotten vormals zu unterdrücken suchte, und ihre Erhaltung Ihm ebenfalls nicht angenehm seyn konnte, so wollte Er doch jetzt nicht den Anschein haben, daß er sich von seinen Vasallen zum Kriege gegen die Hugonotten habe zwingen lassen, und der Ruhm desselben den Herren von Guise gänzlich zu Theil werde. Dieser Plan des Königs hatte nicht nur einen unglücklichen Ausgang, wie es gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, wenn man auf neuen und trügerischen Fußsteigen einer zu raffinirten Politik wandelt, und den gewöhnlichen Weg verläßt, sondern schon der Anfang war mit Schwierigkeiten und Mishelligkeiten verbunden: denn es entstanden sogleich Streitigkeiten und Mistrauen zwischen den Staatsräthen des Königs selbst. Der Herzog von Epernon, welcher sein Ansehen und die Gunst seines Herrn zu verlieren fürchtete, fieng an, den Staatssekretär Villeroi zu hassen, welcher ihn doch bey Hofe aufgeführt hatte, und mit dem er doch bis jetzt in der engsten Verbindung gestanden. Epernon beschuldigte ihn, A.D. 1585.

daß

A.D. 1585. daß er sich durch das Geld und die Versprechungen des Herzogs von Guise habe gewinnen lassen, in einem geheimen Einverständnisse mit demselben stehe, und diesem zu Folge dem Könige gerathen habe, die Hugonotten auszurotten, die Regierungsform wieder auf den alten Fuß zu setzen, und sich mit der Ligue aufrichtig zu vereinigen, welches wohl nichts anders hieß, als die Mignons ihrer Gewalt und ihres Ansehens zu berauben. Diese Feindschaft nahm zwischen Beyden schon zu jener Zeit ihren Anfang, als der Herzog die Vermählung Alincourts, Villeroi's Sohne, mit der Mademoiselle von Sainte-Maure, der Erbinn dieses sehr reichen Hauses, verhindert hatte, um sie dem Herrn von Bellegarde, einem Sohne des Herrn von Termet und seinem Verwandten zuzuspielen. Der darüber entrüstete Alincourt schloß sich an den Herzog von Joyeuse an, welcher ihn zum Fahnenträger seiner Kompagnie Gendarmes machte. Die zwischen Epernon und Villeroi entstandene Feindschaft wurde nachher dadurch vermehrt, daß Ersterer den Letztern beschuldigte, dem Könige die Schleifung der Citadelle angerathen zu haben, obschon Er es nur aus der Absicht gethan, um den Herrn von Mandelot auf seine Seite zu ziehen. Diese wechselseitigen Mishelligkeiten waren noch geheim geblieben, und man hofte, dieselben beyzulegen: aber bey Gelegenheit dieses Rathes brachen sie öffentlich aus, und der Herzog von Epernon

gieng

gieng so weit, daß sich nicht nur allein ein starker Haß in seinem Herzen gegen den Großkanzler von Chiverni und den Herrn von Villequier, die ältesten und verdientesten Diener des Königs, entzündete, sondern er erregte auch gegen die Königinn-Mutter den Verdacht, als wenn sie aus alter Anhänglichkeit die Herren von Guise begünstigte, das Feuer der Bürgerkriege immer anzufachen, und ihren Sohn in beständiger Vormundschaft zu erhalten suchte. Dieser Argwohn und diese Streitigkeiten erhoben sich zu einer Zeit, wo Eintracht am nöthigsten war, raubten dem Könige in der Folge einen Theil seiner besten und klügsten Diener, und zwangen den andern, auf die Seite des Herzogs von Guise aus Haß gegen den Herzog von Epernon zu treten, welchen sie ihrer eigenen Erhaltung wegen erniedrigen zu müssen glaubten. Das Schlimmste aber war, daß der König nicht mehr jenes Vertrauen in die Rathschläge der Königinn seiner Mutter, wie vorher, setzte: sie mußte also oft schweigen, und oft aus Nachgiebigkeit anders sprechen, als sie dachte, um ihren Sohn nicht gänzlich von sich zu entfremden. A.D. 1585.

Der König, welcher von seinem Plane nicht abwich, sondern denselben immer verfolgte, hielt den 19ten Julius ein Lit de Justice, und ließ ein Edikt verkündigen, in welchem Er alle andere zum Vortheile der Hugonotten erlassene Edikte wiederrief, jede andere Religion als die römischkatholische im

ganzen

A. D. 1585. ganzen Reiche verbot, alle Prediger der sogenannten reformirten Religion innerhalb einem Monate nach Verkündigung dieses Ediktes aus den Gränzen des Reichs verbannte, und verordnete, daß alle seine Vasallen innerhalb sechs Monaten in den Schoos der heiligen Kirche zurückkehren, und ein öffentliches Glaubensbekenntniß der römischkatholischen Religion ablegen, oder im Weigerungsfalle innerhalb dieser Zeit das Reich verlassen sollten. Nach Verfluß dieser Zeitfrist werde man die Hugonotten als Ketzer und Störer der öffentlichen Ruhe mit dem Tode bestrafen, und ihre Güter einziehen. Die Bekenner der sogenannten reformirten Religion sollten aller Würden und Aemter unfähig, alle durch die vorhergehenden Friedensedikte eingeführten Paritätskammern wiederrufen werden, und die Hugonotten alle eingeräumte Sicherheitsplätze in die Hände des Königs ohne Widersetzlichkeit und Aufschub zurückgeben. Die Prinzen, Pairs, Kronbedienten, Parlamenter, und Statthalter sollen dieses Edikt als ein unwiederrufliches und beständiges Gesetz beschwören, und handhaben. Als der König das Parlament verließ, wurde Er von dem Volke mit Freudengeschrey empfangen, welches dadurch seine Zufriedenheit über das Edikt an Tag zu legen suchte: Er gab aber durch seine düstre Miene zu verstehen, daß Ihm dieser außer der Zeit erhobene Jubel wenig gefallen. Viele haben sogar bemerkt, daß Er sich

wider

wider seine Gewohnheit gar nicht würdigte, weder den Prevot der Kaufleute, noch die andern Häupter des pariser Volkes zu grüßen. Er that dies, um demselben zu zeigen, wie wenig Er sich um dieses leichtsinnige und unbeständige Volk bekümmere, und irgend etwas thun wolle, um demselben zu gefallen. Dies gab den Guisen Gelegenheit, zu behaupten, daß Er innerlich die Hugonotten begünstige, und nur durch den Eifer und die Zuthätigkeit der Herren von Lothringen gezwungen worden, den Hugonotten den Krieg zu erklären. Der König von Navarra, der Prinz von Conde' und der Marschall von Damville, welche sich zu Saint-Paul versammelt hatten, beantworteten dieses Edikt mit einer neuen Protestation: es sey dasselbe eine ungerechte Verfolgung derjenigen, welche so oft den Frieden gestört, und nicht der reine Willensausfluß des Königs und der Königinn-Mutter, deren Milde und gute Gesinnungen Jedermann bekannt seyen. Da der König schon vorher alle jene für Rebellen erklärt habe, welche ohne seinen Befehl zu den Waffen griffen, so hätten sich die Herren von Guise dieses Verbrechens schuldig gemacht, weil sie Truppen geworben, sich Meister von Städten gemacht, und nicht allein Feindseligkeiten gegen alle Stände, sondern auch gegen den König selbst ausgeübt; sie betrachteten und behandelten sie also als Rebellen, und ergriffen gegen sie, ihre Anhänger, und Mitschuldige zur Vertheidigung

A.D. 1585.

A. D. 1585. digung des rechtmäßigen Königs, dessen Krone, und für ihre eigene Sicherheit und Gewissensfreyheit die Waffen, und nähmen alle jene in Schutz, welche sich ruhig verhalten, und keinen Antheil an der Verschwörung nehmen würden, wenn sie auch Katholiken wären.

Ich erinnere mich, daß, als dem Könige diese Protestation hinterbracht, und dieselbe in Paris bekannt wurde, der Herr von Lansac, ein alter und erfahrner Edelmann, in dem Louvre über die gegenwärtige Lage der Dinge mit seiner gewöhnlichen Beredtsamkeit in einem Zirkel von neugierigen Zuhörern sprach, und ohne alle Rücksicht gegen die Ligue öffentlich behauptete: „die Hugonotten hätten endlich ihren Proceß gewonnen. Anfangs seyen sie Ruhestörer des Reichs, Usurpatoren von Städten, Aufwiegler des Volks und Feinde des Souverains genannt, und sonach behandelt worden; jetzt beschuldigten und überwiesen sie, und zwar mit Grunde, die Katholischen des nämlichen Verbrechens, welches von Seite der Ligue um so weniger zu entschuldigen wäre, als sie über die aufrührischen Hugonotten und ihre Verschwörungen am meisten getobt und in die Wolken ihr Geschrey erhoben hätten; wären die Letzteren zu tadeln, daß sie mit den Engländern, den beständigen Feinden Frankreichs, ein Bündniß errichteten, so verdienten jetzt die Katholischen kein Lob wegen ihrem Bündnisse mit den Spaniern. Der König von

Navarra

Navarra drücke sich schriftlich besser aus, als man von einem Krieger erwarten könnte: hätte Er aber mit seinen Rechtfertigungsgründen die Erklärung verbunden, daß Er zum katholischen Glauben übertreten wolle, so würde Er dadurch die Ligue als eine Aufrührerinn und Rebellinn verdammt haben. Weder die Gründe des Königs von Navarra, noch die Vorstellungen der Vernünftigsten konnten die Hitze des Volkes, vorzüglich des pariser mäßigen, welche sich zum Untergange der Hugonotten verschworen hatten, und sogar den König beschuldigten, daß die denselben zugestandene Zeitfrist von sechs Monaten viel zu vortheilhaft und zu lang sey: sie wünschten nichts sehnlicher, als daß der Krieg ohne Aufschub angefangen werde. A. D. 1585.

Als der König von dieser Stimmung der Gemüther benachrichtigt worden, so ließ Er Morgens den 11ten August den Prevot der Kaufleute, den ersten und zweiten Präsidenten des Parlaments und den Dechant der Kathedralkirche von Paris zu sich kommen, und namentlich den Kardinal von Guise bitten, bey dieser Unterredung gegenwärtig zu seyn. Seine Absicht war, die Pariser von ihrem Eigensinne zu heilen, und denselben begreiflich zu machen, daß sie ihren eigenen Untergang beförderten. Er bezeugte ihnen seine Freude, daß sie Ihn mit ihrem Rathe so gut unterstützten. Er habe lange Geduld gehabt, aber endlich durch den Rath seiner getreuen

A. D. 1585. Diener, und vorzüglich jener, welche sich jetzt gegenwärtig befänden, das letzte den Hugonotten ertheilte Friedensedikt wiederrufen: es sey nicht Mangel des Eifers für die katholische Religion, daß Er so lange gezaudert habe, einen Entschluß zu fassen, sondern weil Er sich anfänglich aus vielfältiger Erfahrung nicht habe vorstellen können, daß Er in diesem Kriege mit geringeren Schwierigkeiten und Hindernissen werde zu kämpfen haben. Diese Betrachtung habe Ihn zeither zurückgehalten, und halte Ihn noch zurück, weil Er die großen Unkosten voraussehe, welche dieser Krieg sowohl im Allgemeinen als im Besondern verursachen werde. Da Er sich jetzt aber von so Vielen unterstützt sehe, auf deren Treue Er vollkommen zähle, und überzeugt sey, daß sie Ihn bey der Ausführung dieser Unternehmung thätig unterstützen werden, worüber Er sich freue, und selbst Glück wünsche, und sie bitte, gemeinschaftlich mit Ihm die Mittel zu untersuchen, um sich des glücklichen Erfolges dieser Unternehmung zu versichern, welche sie Ihm selbst angerathen hätten; so lege er ihnen diesem zu Folge vor, wie viel Truppen Er auf die Beine zu stellen, und aus welchen Fonds Er sie zu unterhalten gedenke: Er begehre drey Heere, eins für Guienne, das andere für sich, und ein drittes, um den fremden Truppen das Eindringen in das Reich zu verhindern, welche, sichern Nachrichten zu Folge, schon

marsch-

marschfertig seyen. Es werde zu spät seyn, auf A. D.
Kriegsrüstungen zu denken, wenn man den Feind 585.
auf dem Leibe habe, und zu früh, Frieden zu
machen, wenn Er Sieger sey. Er habe sich nie
überwinden können, den Frieden zu brechen, und
suche noch jetzt den Anfang des Krieges mit großen
Hindernissen verbunden; sie sollten also das wohl
überlegen, was sie zu thun hätten: es werde zu spät
seyn, „Friede“ zu rufen, sobald sie die Windmüh-
len um Paris brennen sähen. Was Ihn betreffe,
so habe Er die Vorschläge Anderer seinen eigenen
vorgezogen, und sich fest entschlossen, Alles für die-
sen Krieg aufzuopfern. Da sie zur Erhaltung des
Friedens nichts beygetragen, so müßten sie Ihn also
auch unterstützen, um diesen Krieg führen zu kön-
nen. Es sey erfoderlich, daß ein jeder das Seinige
zu den Unkosten, welche Er Anfangs allein getragen
habe, weil Er sich nicht allein zu Grunde richten
wolle. Er wandte sich hernach an den ersten Präsi-
denten, und belobte seinen Eifer für die Erhaltung
der katholischen Religion, welchen Er in der langen
und schönen Rede bemerkt habe, die derselbe bey
Gelegenheit der Wiederrufung des Friedensediktes
gehalten; es sey aber doch billig, daß derselbe und
das ganze Parlament die dringende Noth beherzig-
ten, in welcher man sich jetzt befände, und die so
beschaffen sey, daß Er zu außerordentlichen Steuern
seine Zuflucht nehmen müsse. Er bitte sie also,

A.D. 1585. wegen ihren Gehalten keine Sylbe zu sprechen, welche Er während dem Kriege nicht auszahlen könne. Hernach wandte sich der König an den Prevot der Kaufleute, und sagte, daß Ihm die Bürger seiner guten Stadt Paris ihre Freude über die Wiederrufung des Friedensediktes an Tag gelegt hätten; es sey also auch nothwendig, daß sie Ihn in der Ausführung dieser Unternehmung unterstützten, zu welcher man Ihn bewogen habe: Er befehle ihnen also, den folgenden Tag den Bürgerrath zusammen zu berufen, und dem Volke zu erklären, daß es während dem Kriege keine Zahlung der auf das Stadthaus konstituirten Renten zu erwarten habe. Ferner befahl Er, daß der Bürgerrath eine Auflage auf die Stadt von zweimal hundert Tausend Thalern machen solle, deren Er, wie Er sagte, für den ersten Monat des Krieges bedürfe, dessen monatliche Unkosten sich auf viermal hundert Tausend Thaler beliefen. Zuletzt wandte sich der König an den Kardinal von Guise, und sagte mit einem finstern Blicke: Er hoffe, den ersten Monat ohne Beysteuer der Clerisey den Krieg führen, und die Unkosten desselben aus dem Beutel der Partikuliers bestreiten zu können: was aber die übrigen Monate betreffe, so lange der Krieg daure, so sey Er gesonnen, Steuern von den Kirchengütern zu erheben. Er glaube, dadurch nichts wider sein Gewissen zu thun, und dazu keiner Erlaubniß von Rom zu bedürfen,

dürfen, weil Ihn die Häupter der Clerisey zum Krieg angespornt hätten; es sey also nothwendig, daß sie einen Theil der Unkosten desselben trügen: kurz, ein jeder müsse seinen Theil beytragen, da der Adel schon hinlänglich beschwert, und die königlichen Einkünfte fast erschöpft seyen. Hier schwieg der König stille, um dessen Antwort zu hören. Als Er sah, daß man Schwierigkeiten machte, so sagte Er in einem entrüsteten Tone: es wäre also besser, Mir zu glauben, und den Frieden und die Ruhe zu genießen, als in einem Komptoire oder in einem Chore den Krieg zu beschließen. Ich fürchte sehr, daß wir die Messe in große Gefahr setzen, indem wir die Predigt zernichten wollen. In jedem Falle verlange ich Handlungen und keine Worte. Nach dieser Rede begab sich der König in sein Kabinet, und hinterließ alle diejenigen in großer Verlegenheit, deren Beuteln Er den Krieg angekündigt hatte. A. D. 1585.

Auch dieser Versuch schlug die Hitze des durch die Predigten und die Herren von Guise aufgereitzten Volkes nicht nieder, welche in der Ferne laut murreten, daß den Hugonotten noch nicht der Krieg erklärt worden, um die Sicherheitsplätze wieder zu erobern, welche dieselbe inne hatten. Der König, welcher sein eigenes Werk zu zerstören, und neue Schwierigkeiten überwinden zu müssen befürchtete, ließ also ein Heer versam-

A. D. 1585. meln, um es nach Guienne zu schicken. Nichts schien Ihm härter und schimpflicher, als die Feldherren nach dem Geschmacke der Ligue ernennen zu müssen. Er erwog, daß Er nicht nur allein seine eigene Macht in die Hände Anderer übertrüge, sondern Er war auch versichert, daß man den glücklichen Erfolg den Prinzen von Lothringen zuschreiben würde. Nachdem Er diesen Gegenstand mehrere Tage lang von allen Seiten betrachtet hatte, und in den schwersten und verwickeltsten Händeln durch seine Scharfsicht immer einen Ausweg zu finden wußte, so schickte Er den Gui von Lansac zu dem Herzog von Guise, um seine Gesinnungen in Rücksicht der Wahl der Feldherren zu vernehmen. Nach einer langen Berathschlagung bestimmte sich derselbe dahin, daß sein Bruder, der Herzog von Mayenne, das Heer in Guienne kommandiren könnte, er behalte sich aber vor, die Gränzen zu vertheidigen, und den protestantischen Hülfsvölkern aus Deutschland den Eingang zu versperren. Der Herzog hielt dieses Unternehmen für viel schwerer, er berechnete aber auch zum Voraus den Vortheil, in der Nähe des Hofes zu seyn, um jene Vorfälle, die sich so oft zu ereignen pflegen, sogleich benutzen zu können. Auf diese Antwort beschloß der König, daß der Marschall von Matignon, von dessen Treue und Rechtschaffenheit Er versichert war, als Generallieutenant in Guienne unter dem Herzog von Mayenne kommandiren,

der

der Marschall von Biron mit einem andern Korps in Saintonge, und der Herzog von Joyeuse in Gascogne einrücken solle, damit in diesen sich so nahe liegenden Provinzen der Herzog von Mayenne diese Heere gleichsam wie eingeschlossen halten, und sie bewachen könnte. Da der Graf von Angouleme, ein natürlicher Bruder des Königs, Großprior von Frankreich, und Statthalter der Provençe zur nämlichen Zeit starb, so übertrug Er dieses Gouvernement dem Herzog von Epernon, und beschloß zugleich, denselben mit einem Heere in diese Provinz gegen die Hugonotten zu schicken. Seine Absicht war, nicht nur allein viele Heere auf den Beinen zu haben, welche seine Vertrauten und Lieblinge beschäftigten, sondern auch die Operationen des Herzogs durch absichtlichen Mangel an Geld, Munition und Lebensmittel aufzuhalten, damit der Ruhm des Feldzuges seinen Lieblingen zu Theil würde. Das Heer des Herzogs von Mayenne ließ der König zuerst auf die Beine stellen, aus Furcht, Er möchte zu neuen Klagen und Beschwerden Anlaß geben: Er schickte aber, um den Marsch desselben aufzuhalten, zuvor drey Gesandten an den König von Navarra, nämlich den Kardinal von Lenoncourt, ein alter Verwandter des Hauses von Bourbon, den Herrn von Poigni, Ritter des H. Geistes, und den Präsidenten Brülart ab, welche ihn bewegen sollten, in den Schooß der römischen Kirche zurückzukehren, A. D. 1585.

A. D. 1585. und welche einige Tagereisen dem Heere des Herzogs von Mayenne vorausgiengen. Dies veranlaßte die Herzoginn von Uzés, eine Frau von großem Geiste, dem Könige scherzend zu sagen, daß der König von Navarra nun an dem Rande des Unterganges schwebe, und sich ganz gewiß bekehren werde, um nicht als ein Sünder zu sterben, weil den Beichtvätern der Scharfrichter auf dem Fuße folge, um das Urtheil zu vollziehen.

Die Gesandten hatten den Auftrag, die Wiederrufung des Friedensediktes durch viele scheinbare Gründe zu entschuldigen, den König von Navarra zur Rückkehr in den Schooß der Kirche, und zur Rückgabe der Sicherheitsplätze zu ermahnen, nach Hofe zu kommen, und alle Ursache zum Kriege zu beseitigen. Alles dies waren nur Ausflüchte, durch welche der König den Ausbruch des Krieges zu verzögern suchte.

Der König von Navarra war mehr als jemals entschlossen, in die Gefangenschaft, so nannte Er den Aufenthalt am Hofe, nicht mehr zurück zu kehren, so lange die Herren von Guise mehr Anhang und eine größere Macht als Er besäßen. In dem Zustande seiner Schwäche mußte Er, um sich zu vertheidigen, keine Furcht äußern. Er dankte also in Ausdrücken der größten Unterwürfigkeit dem Könige für die Sorge, welche Er für sein Heil trage,

und

und beklagte sich hernach in einem bescheidenen Tone über die Wiederrufung des Friedensediktes zu einer Zeit, in welcher Er aus vielen Gründen geglaubt habe, daß man die Waffen vielmehr gegen die aufrührerische Ligue als gegen Ihn kehren werde, da Er immer die Befehle des Königs aufs pünktlichste befolgt, und die Friedensartikel beobachtet habe. Er schilderte hernach in kräftigen Zügen nicht nur allein den Reichsverderblichen Ehrgeiz der Häupter der Ligue, welche sich erkühnten, über die eventuelle Thronfolge bey Lebzeit des Königs zu entscheiden, sondern auch die Freyheit des Herzogs von Guise, welcher den angebotenen Zweikampf nicht angenommen habe. So wie Er sich jederzeit erboten habe, sich einer rechtmäßigen Kirchenversammlung und dem Unterrichte gelehrter und rechtschaffener Männer zu unterwerfen, eben so könne Er es weder mit seinem Gewissen noch mit seiner Ehre vereinigen, daß Er sich zur Messe mit Gewalt solle zwingen lassen. Er hoffe, daß Gott seine Unschuld beschützen werde, wie Er es schon so oft wunderthätig gethan habe. A. D. 1585.

Nach der Abreise der Gesandten setzte sich das Heer in Marsch, um in Guienne einzurücken, und das Kriegsfeuer loderte auf allen Seiten auf. Die Häupter der Ligue, welche nichts sehnlicher als die Unterdrückung der Hugonotten, und vorzüglich der Prinzen von Bourbon wünschten, unterstützten ihre

welt-

A. D. 1585. weltliche Waffen durch die Geistlichen, weil sie auf diesem Wege ihren gänzlichen Untergang zu beschleunigen dachten.

Der Pabst Gregor XIII war in diesem Jahre gestorben, ein Mann von einem sanftmüthigen, und von gewaltsamen Mitteln entfernten Charakter, welcher sich nicht entschließen konnte, die Ligue weder öffentlich in seinen Schutz zu nehmen, noch den Prinzen von Condé und den König von Navarra zu exkommuniciren: da ihm aber Felix Peretti, aus dem Franziskanerorden, Kardinal von Montalto, ein hitziger und stürmischer Kopf, in dem Pontifikate unter dem Namen Sixtus V gefolgt war, so hörte der Kardinal von Pelleve, der Pater Matthieu und die übrigen Agenten der Ligue nicht auf, in Ihn zu dringen, dieselbe öffentlich in seinen Schutz zu nehmen, und die Prinzen von Bourbon zu exkommuniciren. Diesen Vorstellungen gab der Pabst Gehör, weil sie mit seiner eigenen Neigung übereinstimmten. Er hatte den größten Theil seines Lebens das Amt eines Großinquisitors verwaltet, und war also aus Gewohnheit der bitterste Feind derjenigen, welche sich zu andern Religionsmeinungen bekannten, als die römische Kirche lehrte. Er erklärte also in einem den 9ten September gehaltenen Konsistorium den König von Navarra und den Prinzen von Condé für Rückgefallene in die Ketzerey, für exkommunicirt, und jeder Erbfolge, besonders der

Thron-

Thronfolge in Frankreich für unfähig, ihrer Staa- A.D.
ten für verlustig, band ihre Unterthanen von dem 1585.
Eyde der Treue loß, und belegte alle jene gleichfalls
mit dem Banne, welche ihnen ferner Gehorsam lei-
sten würden. Die Häupter und Anhänger der Ligue
legten über diese Erklärung die größte Freude an
Tag, weil sie durch dieselbe die Prinzen von Bour-
bon von der Thronfolge gänzlich ausgeschlossen
glaubten: der König aber ward darüber entrüstet,
weil sie ohne seine Theilnahme in dem Konsistorium
war vorgeschlagen, von vielen Kardinälen unterschrie-
ben, angeschlagen, und verkündigt worden.

Der größte Theil der Franzosen wurde durch die-
sen unvermutheten Bannstrahl des Vatikans in die
größte Bestürzung gesetzt: sie riefen die unter Karl
IX sich eräugneten Vorfälle in ihr Gedächtniß zurück,
als der römische Hof ein Abmahnungsschreiben an
die Königinn von Navarra hatte ergehen lassen.
Man befürchtete, die Freyheiten der gallikanischen
Kirche möchten verletzt, und untern Fuß getreten
werden, und erwartete ängstlich den Entschluß des
Königs, welcher sich aber in die Zeitumstände
schmiegte, und die Vorschritte des römischen Hofes
ignorirte, um sich nicht den Verdacht zuzuziehen, als
wenn Er die Parthey der Hugonotten begünstigte,
und den Herren von Guise neue Vorwände an die
Hand zu geben. Obschon das Parlament in Corpore
Seine Majestät aufs dringendeste bat, die Bulle

zerreißen,

A. D. 1585. zerreißen, und die Impetranten derselben bestrafen zu lassen, so antwortete Er aber, daß Er schon dafür sorgen werde. Die Sache wurde mit Stillschweigen übergangen, die Bulle weder angenommen, noch im Parlamente verkündiget: nur die Anhänger der Ligue und die katholischen Prediger verbreiteten sie in vielen Gegenden des Reichs.

Als der König von Navarra die Nachricht erhielt, daß Ihn der Pabst in den Bann gethan habe, so ließ Er nicht nur allein seine Berufung an ein künftiges Koncilium in der Nacht des 6ten Novembers in Rom anschlagen, sondern schrieb auch an alle Stände des Reichs, beklagte sich bey jedem insbesondere über die Ihm zugefügte Beschimpfung, und ermahnte sie, nicht zuzugeben, daß man die Rechte der Thronfolge von Frankreich in Rom entscheide.

Die besten Köpfe in Europa schrieben gegen diese Bulle: es würde aber zu weitläuftig seyn, ihre Gründe hier anzuführen, und zwar um so mehr, als das Geräusch der weltlichen Waffen in kurzer Zeit das durch die geschleuderten Donner des Vatikans entstandene Getöse übertäubte.

Ende des siebenten Buches.

Achtes

Achtes Buch.

Erstes Kapitel.

Krieg gegen die Hugonotten in Guienne. Niederlage des Prinzen von Conde'. Schwache Fortschritte des Herzogs von Mayenne. Der König von Navarra beschränkt sich auf die Vertheidigung der Festungen. Der Marschall von Biron belagert Marans. Der König von Frankreich stellt zwei neue Heere auf die Beine. Politik desselben. Die protestantischen Fürsten Deutschlands rüsten sich, um den Hugonotten zu Hülfe zu kommen.

Die Herren von Guise hatten große Hofnungen geschöpft, daß die von so vielen Seiten in die Enge getriebenen Prinzen von Bourbon der Macht der Ligue unterliegen, nach der Unterdrückung der Parthey der Hugonotten die katholische Religion in Frankreich allein herrschen, und sie ihren vorigen Einfluß und ihr Ansehen am Hofe wieder erhalten würden. Aber auch eben so groß war die Standhaftigkeit des Königs von Navarra, welcher in der engsten Vereinigung mit den Baronen seiner Parthey sich in Vertheidigungsstand setzte; es schien, als wenn sein vorher verzweifeltes Glück gleichsam A. D. 1585.

eine

A. D. 1585. eine neue Stärke durch die Angriffe seiner Feinde gewönne, um der Größe seines Geistes und der Ausführung seiner Plane zu entsprechen. Er hatte sich durch seinen großmüthigen Vorschlag, den ganzen Streit mit dem Haupte der Ligue durch einen Zweikampf zu enden, und auf diese Art das Elend des Bürgerkrieges mit seiner Lebensgefahr vom Reiche abzuwenden, die Liebe und den allgemeinen Beyfall erworben. Die Ligue, welche Gregor XIII nie öffentlich in seinen Schutz nahm, hatte Sixtus V durch die Exkommunication des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé gleichsam gebilligt, und dadurch in vielen Gemüthern die erregten Scrupeln vermehrt: aber auf der andern Seite brachte sie die Parlamenter und den größten Theil der Magistratspersonen auf, und was noch wichtiger ist, entfremdete selbst viele Bischöffe. Die ersten behaupteten, aus Besorgniß für die Unabhängigkeit der Krone, daß die Thronfolge in einer Versammlung der Generalstaaten entschieden werden müsse, und nicht von dem Urtheile des römischen Hofes abhange; die andern, daß die Bulle die von ihren Vorfahren mit der größten Standhaftigkeit und Sorgfalt erhaltenen gallikanischen Kirchenfreyheiten verletze. So gewann die Sache der Prinzen von Bourbon bey Vielen von Tage zu Tage günstigere Ansichten, welche man doch vorher so allgemein haßte, und verwünschte. Die Lieblinge des Königs,

welche

welche die Ligue hartnäckig verfolgte, und offenbare Feinde der Herren von Guise waren, fiengen an, sich aus Nothwendigkeit auf die Seite des Königs von Navarra zu neigen, durch Rath und That insgeheim das drohende Ungewitter so viel möglich von demselben abzuwenden, und ihn durch viele Hülfsmittel zu unterstützen. Er versäumte auch nicht, seine Sache bey allen Ständen zu rechtfertigen, und sich zugleich in Vertheidigungsstand zu setzen, und sammelte aus allen Gegenden mit rastloser Thätigkeit Truppen, versah sich mit Artillerie, Munition und Geld, foderte den Adel zur Hülfe auf, und umfaßte mit einem Blicke alle Gegenstände, welche zur Behauptung gegen eine solche Macht dienten. A. D. 1585.

Der Herzog von Mayenne brach mit seinem Heere gegen die Loire auf, welche aus 500 Gendarmes, 1500 Reutern, 400 Mann leichter Kavallerie und 5000 Mann Infanterie bestand. Der Marschall von Biron marschirte mit dem seinigen auf einem andern Wege in die Gegend von la Rochelle, und Claudius de la Chatre senkte sich mit den in Berry und Sologne aufgebrachten Truppen längst den Ufern der Loire hinunter, um sich mit dem Herzog von Mayenne zu vereinigen. Vor allen andern erschien der Herzog Emanuel von Mercoeur, Statthalter von Bretagne, mit 800 Mann Kavallerie und 1500 Mann Infanterie dieser Provinz auf dem Felde, und verheerte jene Gegenden, welche die

A. D. 1585 Hugonotten in Poitou inne hatten. Der König von Navarra hielt zu Saint-Paul de Cadejoux mit dem Prinzen von Condé und dem Marschall von Damville eine Unterredung, zog seine Truppen zusammen, und beschränkte sich auf die Vertheidigung von Guienne, auf welche Provinz die ganze Schwere des Krieges fallen mußte. Er schickte den Prinzen von Condé in die Provinz Saintonge, damit derselbe in Verbindung mit seinen Anhängern und den Hülfsvölkern von La Rochelle in diesen Gegenden so viele Plätze als möglich in Vertheidigungsstand setzte, und so viele Truppen, als er könnte, zusammen brächte, um den Feinden den Eingang zu versperren. Der Prinz von Condé hatte den Herzog de la Trimouille, ein Mann von wandelbarem Charakter, welcher erst kurz zur reformirten Religion und der Parthey der Hugonotten übergetreten war, den Herrn von Rohan, ein Baron vom ältesten Adel in Bretagne und naher Verwandter des Königs von Navarra, den Grafen de la Rochefoucault, den Clermont von Amboise, von Saint-Gelais, und viele andere Baronen und Edelleute aus diesen Gegenden bey sich. Er hatte kaum Saint-Jean d'Angely verlassen, um die Festungen von Poitou zu besichtigen, als Er die Nachricht erhielt, daß der Herzog von Mercoeur schon über Fontenai vorgerückt sey, und auf seinem Marsche das Land plündere und senge. Da er nichts mehr wünschte, als dem Feinde

die

die Spitze zu bieten, und den Feldzug durch irgend A. D.
einen kühnen und glücklichen Streich zu eröfnen, so 1585.
eilte er sogleich an jene Orte, wohin ihn das Geschrey und die Flucht der Landleute rief. Der Herzog wurde von seiner Annäherung aus verschiedenen Orten unterrichtet, er fühlte sich aber zu schwach, um in das feindliche Land weiter vorzurücken, welches sich allgemein gegen ihn empört hatte, und beschloß, sich nach Fontenai zurück zu ziehen, welchen Platz die Katholiken inne hatten, und dort die Ankunft der königlichen Heere zu erwarten, welche auf dem Marsche nach dieser Gegend begriffen waren. Dies mislang ihm aber: denn diejenigen, welche in Fontenai kommandirten, waren der Ligue abgeneigt, und weigerten sich, ihn unter dem Vorwande, daß sie keinen Befehl vom Könige hätten, in die Stadt aufzunehmen. Er mußte also mit Nachtheile und großer Gefahr sich in die Vorstadt, die Loges genannt, werfen, und erhielt von den Einwohnern keine andere Unterstützung als eine sehr kleine Quantität von Lebensmitteln. Der zum Schlagen entschlossene Prinz erschien einige Stunden nachher und fieng sogleich ein hitziges Gefecht an, in welchem die Hugonotten durch ihre Anzahl den Vortheil der Ueberlegenheit, und die Katholiken jenen der Lage hatten. Die Erstern setzten das Gefecht bis in die Nacht mit eben so großem Glücke fort, als die letztern mit Standhaftigkeit sich vertheidigten. Der Herzog von

A. D. 1585. Mercoeur konnte sich auf die Hülfe der in der Stadt sich befindenden Besatzung nicht verlassen, und stand in der größten Gefahr, den folgenden Tag endlich unterliegen zu müssen. Er beschloß also, sich in der Nacht ohne Trommelschlag zurück zu ziehen, und marschirte mit einer solchen Geschwindigkeit nach der Loire, daß seine Truppen den ganzen folgenden Tag keine Speise zu sich nahmen. Obschon er in Schlachtordnung marschirte, so verfolgte ihn doch der Prinz mit der Kavallerie, hieb Viele nieder, und nahm ihm nicht nur allein die gemachte Beute, sondern auch den größten Theil des Gepäckes ab.

Nachdem der Prinz den Herzog von Mercoeur vertrieben hatte, so erhielt er auf seinem Rückmarsche nach den Plätzen seiner Parthey die Nachricht, daß viele katholische Edelleute, welche nichts von diesem Vorfalle wußten, herbey eilten, um sich mit dem Herzoge zu vereinigen. Er gieng denselben mit solcher Geschwindigkeit zu Leibe, und überfiel sie so unvermuthet, daß sie nicht Zeit hatten, sich zur Gegenwehr zu stellen. Ein Theil derselben wurde in die Pfanne gehauen, und der andere gefangen genommen, welcher wieder unter der Bedingniß in Freyheit gesetzt wurde, eine bestimmte Zeit lang nicht gegen die Prinzen zu dienen. Diese glücklichen Fortschritte bewogen den Prinzen, die benachbarten Inseln und Schlösser von La Rochelle anzugreifen, um die ganze Gegend in seine Gewalt zu brin-

bringen, und ein größeres Feld zum Kriegstheater zu gewinnen. Das Glück war ihm so günstig, daß er überall jene schlug und zerstreute, welche sich seinen Fortschritten widersetzen wollten, und sich aller benachbarten Forts und Pässe bemächtigte. Sein Muth wurde dadurch so sehr entflammt, daß er sich entschloß, die Festung Brouage zu belagern, in welcher eine starke Besatzung von Infanterie und einigen Edelleuten unter dem Befehle des Barons von Saint-Luc, eines Liguisten, lag. Die von La Rochelle gaben dieser Unternehmung ihren Beyfall, deren glücklicher Ausgang eben so viele Vortheile als Ruhm versprach, und schickten viele Schiffe ab, um diese Festung von der Meeresseite einzuschließen, indeß der Prinz den Eingang von der Landseite besetzte, und die Belagerung mit dem größten Eifer betrieb. A. D. 1585.

Während derselben eräugnete sich ein neuer Vorfall, welcher ihn zu einer viel wichtigeren Unternehmung auffoderte. Der Baron von Rochemorte und die Hauptleute Hallot und Fresne, geheime Anhänger des Königs von Navarra, und Feinde des Grafen von Brissac, Gouverneurs von Angers, hatten Gelegenheit gefunden, als Freunde sich in das Schloß dieser Stadt, eins der festesten und wichtigsten dieses Reichs, einzuschleichen. Sie brachten den Kommandanten und die geringe Besatzung um, und bemächtigten sich desselben fast

A. D. 1585. ohne Widerstand. Indeß sie die Stadt zum Aufruhr zu bringen suchten, griff das Volk zu den Waffen, belagerte sie, und verschanzte den Eingang des Schlosses. In dieser Lage schrieben sie dem Prinzen, und baten ihn um schnelle Hülfe, weil er ihnen näher war, als der König von Navarra. Die Stadt Angers liegt diesseits der Loire in einer schönen, fruchtbaren, und volkreichen Gegend, und ist durch eine Universität berühmt, auf welcher vorzüglich das Studium der Rechte blühet. Ihre vortheilhafte Lage mitten in dem ehemaligen celtischen Gallien bewog den Prinzen, diese sich ihm darbietende Gelegenheit zu benutzen, und sich nicht nur allein dieser sehr wichtigen Stadt zu bemeistern, sondern auch den Krieg in die Provinzen jenseits der Loire zu spielen, eine Sache, welche die Hugonotten immer wünschten, und für sehr vortheilhaft hielten. Er beschloß also, so geschwind als möglich dem Schlosse zu Hülfe zu eilen, und sich mittelst desselben der Stadt zu bemeistern, bevor die Katholiken dasselbe enger einschließen möchten.

Diesem großen, und den besten Erfolg versprechenden Unternehmen setzten sich keine geringe Hindernisse entgegen. Wie konnte er über einen Strohm von solcher Breite setzen, ohne irgend einen Uebergang in seiner Gewalt zu haben, in das Herz jener Provinzen eindringen, welche der katholischen Parthey gänzlich anhiengen, und sich zwi-

schen

schen zwey starken Heeren verwickeln, die auf ihn loßgiengen? In Betracht seines kleinen Korps hatte dieses Unternehmen mehr das Gepräge der Kühnheit als des Muthes, und der Entschluß, die Belagerung der aufs äußerste schon gebrachten Festung Brouage, deren Eroberung er schon sicher war, einer so zweifelhaften und ungewissen Unternehmung wegen aufzuheben, schien äußerst verderblich und nachtheilig, weil in dem Schlosse von Angers nebst den Hauptleuten nicht mehr als siebenzehen Soldaten lagen, und zu befürchten war, daß sie sich bis zum Entsatze nicht halten könnten. Der Prinz rechnete dem ungeachtet mit aller Zuversicht auf den Aufruhr der Stadt Angers, und seine Parthey befand sich in einer solchen Lage, daß er alles wagen mußte, um derselben aufzuhelfen. Er beschloß also, dem Laufe seines Glückes zu folgen, dessen guter Anfang ihm den glücklichsten Erfolg zu versprechen schien. Er ließ den Herrn von Sainte-Mesme mit seiner Infanterie und Artillerie bey Brouage zurück, gab den Befehl, daß die Flotte die Festung von der Meeresseite enger einschließe, und eilte den 8ten Oktober mit 800 Edelleuten und 1400 Büchsenjägern zu Pferde dem Schlosse von Angers zu Hülfe. Der Anfang dieser Unternehmung, welche Kriegsmänner von großer Erfahrung für verwegen hielten, war eben so glücklich als seine vorhergehenden: der Prinz hatte aber weder einen Ue-

A. D. 1585.

A.D. 1585. bergang, noch Schiffe in Bereitschaft, um über den Fluß zu setzen. Es gelang ihm, aux Rosiers mit einigen vorgefundenen Barken überzusetzen, welche, mit Wein beladen, den Fluß herunter schifften, und zufällig an dem dortigen Ufer landeten. Nach seinem Uebergange traf er den Herrn von Clermont mit ungefähr 700 Mann Kavallerie an, welcher in Le Maine und den umliegenden Gegenden seine Freunde versammelt hatte, und auf die Nachricht von dem Vorfalle zu Angers herbey eilte, um sich mit dem Prinzen zu vereinigen, und ihn in seiner Unternehmung zu unterstützen, oder, wenn er ihn nicht fände, über die Loire zu gehen, und an der Belagerung von Brouage Theil zu nehmen. Die Vereinigung kam zu beyderseitiger Freude zu Stande. Der Herr von Saint-Gelais marschirte mit zwei Kompagnien Kavallerie voraus, um die umliegende Gegend zu rekognosciren, und das Korps mit Lebensmitteln zu versorgen. Den 20sten Oktober lagerten sie sich zu Beaufort, einem von Angers nicht weit entfernten Orte, wo sie den folgenden Tag ausrasteten, damit ihre Truppen mit frischen Kräften das Abentheuer bestünden. Zwei Tage vorher war das Schloß wieder in die Hände der Katholischen gekommen. Sie hatten den Hauptmann du Hallot gefangen genommen, welcher sich in eine Unterredung eingelassen, um sie zu bewegen, sich auf

die

die Seite der Prinzen zu schlagen. Den zwei- A.D.
ten Tag brachten sie den Hauptmann Fresne um, 1585.
während er von der Schloßbrücke herab mit einigen Abgeordneten der Stadt Unterhandlungen pflog, und belagerten das Schloß. Der Graf von Brissac, Gouverneur der Stadt, und Heinrich von Joyeuse Graf von Bouchage, Statthalter der Provinz, waren zu ihrer Unterstützung herbey geeilt: einige Tage nachher kam der Herzog von Joyeuse mit einigen Edelleuten seinem Bruder zu Hülfe. Da der Herr von Rochemorte durch zwei Büchsenschüsse, deren einer ihm die Zunge gespalten, und der andere die Gurgel durchbohrt hatte, umgekommen war, so entschlossen sich die sechszehen Soldaten, welche ohne Hauptmann, und unter sich selbst uneinig waren, und theils aus Katholiken, theils aus Hugonotten bestanden, auf gewisse Bedingnisse zu kapituliren, vermöge welchen sie den 18ten Oktober das Schloß dem Gouverneur übergaben.

Der Prinz von Condé, welcher glaubte, daß das Schloß noch in den Händen seiner Parthey sich befinde, theilte den 21sten Oktober Morgens sein Korps in mehrere Eskadrons, und marschirte bey Anbruch des Tages gegen Angers, aber nicht auf der Hauptstraße, welche gerade nach den Stadtthoren, sondern auf dem Feldwege, der nach dem von den Katholischen zur Einschließung des Schlosses

A.D. 1585. gemachten Verschanzungen führt. Die von der Stadt erhielten von mehreren Seiten die Nachricht von dem Anmarsche des Prinzen. Da sie schon Meister des Schlosses waren, so zogen sie sich in die Vorstädte zurück, um die Hugonotten in einer sichern Stellung hinter Verschanzungen und Barrikaden zu empfangen. Die Hugonotten konnten bey ihrer Ankunft sehr leicht bemerken, daß das Schloß nicht mehr für die Parthey des Prinzen halte: denn anstatt eines Freudenschusses wurde die Avantgarde von einem fürchterlichen und anhaltenden Kanonenfeuer empfangen, welche sich unter dem Kommando des Saint-Gelais bis unter den Kanonenschuß dem Schlosse genähert hatte. Obschon die Feldherren bey diesem Willkommen einsahen, daß sich das Schloß schon ergeben habe, so griffen sie doch in der ersten Hitze die nächste Vorstadt mit der größten Tapferkeit an. Das mehrere Stunden lange Gefecht kostete auf beyden Seiten viel Blut. Dies war eine der gewöhnlichen Wirkungen der ersten Hitze: als sie aber nachließ, und der Prinz sowohl als die übrigen Baronen und Hauptleute erwogen, daß sie durch Hartnäckigkeit nur ihre Leute, Zeit, und Mühe einbüßeten, und es für nothwendig hielten, einen andern Entschluß zu fassen, so ließen sie noch vor'm Untergange der Sonne zum Rückzuge blaßen, und nahmen in einem benachbarten Dorfe ihre Quartiere.

Die

Die Betrachtung der kritischen Lage, in welcher sie sich jetzt befanden, verwandelte ihren vorigen Muth in eine große und gegründete Furcht: sie fiengen nun an, darauf zu denken, was zur Rettung eines jeden zu thun sey. Sie stellten sich die großen und fast unübersteiglichen Hindernisse vor, welche im Anfange die Hofnung und der Wunsch, Angers einzunehmen, so leicht gemahlt hatte. Da man durch Zeitverlust den Katholischen keine Gelegenheit zum Angriffe geben durfte, so brachen sie auf, ohne vorher etwas bestimmt zu haben, und marschirten auf gut Glück nach der Loire. Aber schon läutete die Sturmglocke, und brachte das ganze umliegende Land in Aufruhr und unter die Waffen. Sie hörten, daß die Landleute überall an den Ufern des Strohmes die Schiffe hinweggenommen; daß La Chatre längst denselben ihnen entgegen gehe, der Herzog von Mayenne mit seinem ganzen Heere bey Orleans über den nämlichen Strohm gesetzt sey, und mit der größten Geschwindigkeit ihnen auf den Leib gehe; daß der Marschall von Biron mit seinem Heere sich nähere, der Graf von Bouchage Angers verlassen habe, Adel und Landleute versammle, Verhaue, und die Wege unbrauchbar machen lasse; daß der Herzog von Joyeuse mit einem starken Korps auf dem Fuße folge. Dies nöthigte sie, einen ganz andern Entschluß zu fassen, und ihre Truppen in drey Korps zu theilen, deren eins Saint-Gelais, das A. D. 1585.

A. D. 1585. das andere der Prinz, und das dritte der Herr von Rohan anführte. Ihre Absicht war, den Feind zu täuschen, der Loire den Rücken zu kehren, die Hauptstraßen zu vermeiden, sich durch die feindlichen Heere in die waldigten und büschigten Gegenden dieser Provinz zu vertiefen, nach einem langen Umwege in die entferntesten Gegenden derselben zu eilen, und an irgend einem Orte über die Loire zu gehen, wo das Glück und ihre unvermuthete Erscheinung ihnen die Gelegenheit dazu darböte. Auf diese Art marschirten sie mit der größten Besorgniß der Feldherren und der äußersten Bestürzung der Soldaten die ganze Nacht und den folgenden Tag: aber der Erfolg zeigte die Hindernisse, mit welchen die Ausführung dieses Vorhabens verbunden war. Die ganze Provinz war gegen sie aufgestanden; sie hatten keine Zeit, um auszuruhen; sie konnten weder Lebensmittel aufsuchen, noch Ausgänge durch die verrammelten Wege finden. Das Geschrey und der Zusammenlauf der Landleute, so wie die von allen Seiten ertönenden Sturmglocken zeigten den katholischen Heeren den Ort an, wo sie sich befanden, und führten sie gleichsam auf die Spur, um sie einzuschliessen, gerade so, wie man durch Wälder, dem Geschrey der Hunde folgend, auf das Gewild Jagd macht. Der Herr von Rohan, welcher sich seinem Vaterlande, Bretagne, am nächsten sah, erklärte dem Prinzen, daß er seine Truppen ohne Nutzen

ganz

ganz aufopfern werde, wenn er fortführe, en Korps zu marschiren: er ermahne ihn also, dasselbe in kleine Haufen zu theilen, um den Feind zu betrügen, welchen das Geschrey des Volkes bald dahin, bald dorthin rufen werde, die entferntesten Wege einzuschlagen, und dadurch einen Theil der Truppen zu retten, welche ihren unvermeidlichen Untergang finden würden, wenn sie beysammen blieben. Da der Prinz sich dazu nicht entschließen konnte, so sagte Rohan, daß er durch den Eigensinn und die Unerfahrenheit Anderer nicht zu Grunde gehen wolle. Er verließ ihn also mit seinen Leuten, und theilte die Edelleute und Gemeinen in ganz kleine Haufen von zehen bis funfzehen, welche sich bald verbargen, bald ihre Waffen wegwarfen, auf verschiedenen Wegen durch Wälder und Thäler nach großen Strapazzen und Gefahren Bretagne erreichten, und sich alsdann nach la Rochelle begaben. A.D. 1585.

Nachdem der Prinz noch einen Tag en Korps mit den Seinigen marschirt war, so sah er endlich die Nothwendigkeit ein, zu dem nämlichen Mittel seine Zuflucht zu nehmen. Er empfahl also einen jeden seiner eigenen Klugheit und der Vorsehung, und schlug mit den Herren von Avantigni, la Trimouille und acht bis zehen andern Begleitern auf gut Glück den ersten besten Weg ein. Durch diese Zertheilung des Heeres in so viele kleine Haufen wurden die Katholiken in ihrer Verfolgung irre geführt,

A.D. führt, welche der Lärm und das Geschrey der Land-
1585. leute bald dahin, bald dorthin rief, und so die Spur des Prinzen von Condé und der anderen vornehmsten Officiere verlohren. Obschon sie zufällig einige Haufen Soldaten gefangen nahmen, so konnten sie doch keines Mannes von Ansehen und Range habhaft werden. Der Prinz durchkreuzte wie ein Reisender und unerkannt Le Maine, erreichte das äußerste Ende der niedern Normandie und das Ufer des Oceans, wo er zum Glücke einige Kauffartheyschiffe antraf, und sich nahe bey Avranches einschiffte. Er begab sich zuerst nach der Insel von Guernesey, und von da nach England, wo ihn die Königinn Elisabeth auf eine ehrenvolle Art empfieng. Nach einigen Monaten kehrte er mit Kriegsschiffen nach La Rochelle zurück. Saint-Gelais vertiefte sich in den Wald von Orleans, und kam endlich nach vielen und sehr beschwerlichen Umwegen in die Gegend von Gien, wo er auf einigen Kähnen über die Loire setzte, seine Pferde den Feinden zur Beute überließ, andere miethete, und wie ein Reisender nach der Gegend eilte, welche seine Parthey im Besitze hatte. La Trifardiere, und d'Aubigné verbargen sich in den Häusern ihrer Verwandten und Freunde, welche der Eine da, der Andere dort hatte. Viele retteten sich verkleidet: Viele fielen aber auch den Katholiken in die Hände, und wurden von den Landleuten auf die grausamste Art in Stücken gehauen. So

endigte

endigte sich die Unternehmung des Prinzen von Con- A. D.
de, welcher, ohne zu schlagen, sein Heer zerstreue- 1585.
te, und die Macht seiner Parthey außerordentlich
schwächte.

Während der Prinz und die Seinigen ein so hartes Schicksal erfuhren, wurde der bey Brouage zurückgelassene Sainte-Mesmes gezwungen, sich zurück zu ziehen, weil der Marschall von Matignon mit einem starken Heere anrückte, um diese Festung zu entsetzen. Da Sainte-Mesmes nur die Infanterie hatte, und seine Leute durch das Gerücht von der Niederlage des Prinzen von Conde bestürzt waren, so hielt er es für rathsamer, sich zurück zu ziehen, als die Belagerung fortzusetzen, und die Ueberbleibsel des Heeres auf diese Art auf's Spiel zu setzen, welche zur Vertheidigung ihrer eigenen Festungen so nothwendig waren. Die Nachricht von der Niederlage des Prinzen, welche sich in dem Lager verbreitete, erfüllte Alle, sowohl die Edelleute als die Gemeinen mit einem solchen Schrecken, daß ein jeder sich durch die Flucht zu retten beschloß. Saint-Luc machte einen Ausfall aus der Festung, verfolgte die Flüchtigen auf allen Seiten, und richtete an mehreren Orten ein großes Blutbad unter denselben an. Die Feldherren gaben also jeden Gedanken auf, ein Heer wieder auf die Beine zu stellen, und zogen sich in der bestmöglichsten Ordnung in ihre Festungen zurück. Heinrich de la Tour Vicomte von Turenne

that

A. D. 1585. that das Nämliche. Er war schon in das Limousin'sche gedrungen, und hatte die ganze umliegende Gegend in Schrecken gesetzt: als er aber die Nachricht von der Niederlage des Prinzen erhielt, so schien es ihm rathsamer, sich zurück zu ziehen, als sich dem Angriffe so vieler Heere auszusetzen, welche in diese Provinz gegen die Hugonotten marschirten. Lesdiguieres, das Haupt dieser Parthey in Dauphine', hatte mit Maugiron, Generallieutenant dieser Provinz, und dem Obristen Alfons, einem Corsen, sehr derbe angebunden, und das ganze Land unter die Waffen gebracht. Er ersetzte durch seine Klugheit und Thätigkeit das, was ihm an Kräften mangelte. Da er sich vieler kleiner Städte und fester Schlösser bemeisterte, und eine große Anzahl alter Soldaten, welche nur vom Kriegshandwerke lebten, durch die Hofnung der Beute unter seinen Fahnen versammelt hatte, so standen die Sachen der Hugonotten auf dem besten Fuße.

Den Häuptern der Ligue war durch die Niederlage des Prinzen von Conde' der Muth und die Hofnung gewachsen: sie drangen in den König, die durch das letzte Edikt festgesetzte Zeitfrist zu verkürzen, und stellten Ihm vor: da die Hugonotten erklärt hätten, sich seinem Willen mit den Waffen in der Hand widersetzen zu wollen, so müsse man keine längere Nachsicht gegen sie gebrauchen, sondern sie so geschwind als möglich unterdrücken und ausrotten.

Der

Der König sah nur zu gut ein, daß dieser Schritt keine wesentliche Veränderung in seinem Plane hervorbrächte, und beschloß, denselben nachzugeben. Er schränkte also durch ein neues Edikt die den Hugonotten gegebene Frist von sechs Monaten auf funfzehen Tage ein. Da in den übrigen Provinzen die Ruhe herrschte, weil die Hugonotten in denselben der schwächere Theil war, so begann nach Verfluß derselben der Krieg in Poitou, Guienne, und selbst in Dauphiné. Eine große Anzahl von Bischöffen, welche auf Einlispelung der Ligue den König baten, die Satzungen der Trientet Kirchenversammlung verkündigen und beobachten zu lassen, war nicht so glücklich, gleiches Gehör und gleiche Bereitwilligkeit zu finden. Der König wollte sich nicht weiter verbinden, als Er sich schon anheischig gemacht hatte, und erklärte denselben, daß ihre Foderung außer der Zeit sey. Er wendete die Ihn allenthalben umgebenden Kriegsunruhen vor, und verschob diese so wichtige Sache auf ruhigere Zeiten, in welchen man sie reiflicher überlegen könne. A. D. 1585.

Mit solchen Ansichten eines hartnäckigen Krieges fieng das Jahr Tausend fünf hundert und sechs und achtzig an, welches sich aber wider alle Vermuthung mehr durch ein großes Intrikenspiel als durch Kriegsvorfälle auszeichnete. Der Herzog von Mayenne war zu Ende des vorigen Jahres mit seinem Heere zu Chateau-Neuf an den Gränzen von Guienne angekom- A. D. 1586.

A.D. 1586. gekommen. Der Marschall von Matignon, Generallieutenant dieser Provinz, welcher von den Absichten des Königs, und der Art, wie Er den Krieg geführt wissen wollte, unterrichtet war, kam ebenfalls dorthin, um sich mit dem Herzog über den Operationsplan zu berathschlagen. Er stellte demselben die Hindernisse einer Unternehmung fast mitten im Winter, und den betrübten Zustand des Landes vor, in welchem nicht nur allein ein großer Mangel und Theurung der Lebensmittel herrsche, sondern auch noch die Pest wütte, welche seit einigen Monaten schon in viele Gegenden sich verbreitet habe. Er müsse auch nicht vergessen, daß der König von Navarra die vornehmsten Plätze sehr befestiget, und mit starken Besatzungen versehen habe: es sey also vergeblich, sie belagern zu wollen, da man auch noch mit Kälte und Hunger kämpfen müsse. Er rathe ihm also, die minder beträchtlichen Festungen und die schwächer besetzten Gegenden anzugreifen, und zu erobern, welche an sich selbst nicht wichtig, aber wegen ihrer Fruchtbarkeit und ihrem Reichthume anziehend genug seyen, weil die Hugonotten ihren Unterhalt aus denselben zögen. Obschon der Herzog von Mayenne wünschte, sich sowohl zur Vergrößerung seines Ruhmes als des Ansehens der Ligue durch irgend eine wichtige Unternehmung auszuzeichnen, so ließ er sich doch nicht durch seine Hitze zu chimärischen Hofnungen hinreißen, und gab diesen

Vor-

Vorstellungen Gehör. Er befürchtete, durch die Belagerung einer wichtigen Festung viel Zeit, und seinen Ruf zu verlieren, wenn er sie nicht eroberte. Nebst den vom Marschall von Matignon angeführten Gründen mußte er auch noch den Umstand erwägen, daß seine Artillerie nur aus — vier Kanonen, zwei Feldschlangen, und sehr geringer Munition bestand. Sie ließen also Saint-Jean d'Angely, in welcher Festung die Hugonotten sich in der größten Noth und Furcht befanden, und alle andere Plätze von gleicher Wichtigkeit liegen, und beschlossen einmüthig, obschon aus verschiedenen Absichten, das Heer unter sich zu theilen, der minder festen Plätze während dem Winter sich zu bemeistern, hernach sich wieder zu vereinigen, und alsdann nach Zeit und Umständen irgend eine wichtigere Unternehmung zu wagen. Der Marschall kehrte mit einem Theile des Heeres nach Bordeaux, der Hauptstadt dieser Provinz, zurück, und stellte seine Truppen, obschon sehr langsam, wieder her. Er belagerte Castels, einen sehr unbedeutenden Ort, und brachte mit verschiedenem Glücke den ganzen Winter davor zu. Der Herzog von Mayenne eroberte mit dem größten Theile seines Heeres Montignac, Beaujeu, Gaignac und andere kleine Städte, deren Einnahme nur dazu diente, seinen Ruf aufrecht zu erhalten. Im Anfange des Frühlings setzte er sich in Marsch, um seine Truppen zu vereinigen: er litt aber mehrere

A. D. 1586.

A. D. 1586 Tage lang außerordentlich durch rauhe Winde und häufigen Regen. Diese Ungemächlichkeiten sowohl als die während dem Winterlager ausgestandenen Strapazzen, die Theurung, und die Pest, welche sich in der ganzen Gegend immer heftiger entzündete, verursachten schwere Krankheiten bey dem Heere. Nicht nur allein die vornehmsten Herren und die Officiere wurden von denselben befallen, sondern es starben auch täglich eine Menge Gemeiner. Der Herzog überwand aber alle diese Hinderniße, und vereinigte sich endlich im Anfange des Aprils mit Matignon. Bey dessen Ankunft ergab sich Castels, hernach Sainte-Bazeille, und nach einigem Widerstande das Schloß Monsegür. Er würde zu einer wichtigeren Unternehmung fortgeschritten seyn, wenn nicht die bey dem Heere herrschende Krankheit zuletzt auch den Feldherrn befallen, und denselben genöthigt hätte, das Lager zu verlassen, und sich nach Bordeaux bringen zu lassen. Da das Hauptkommando des Heeres dem Marschall zu Theil wurde, so giengen die Kriegsoperationen langsam von statten. Die Absicht des Königs war, den Krieg in die Länge zu ziehen, und die Geistlichkeit durch die Beysteuern, den Adel durch die Strapazzen, und das Volk durch die Ausschweifungen der Soldaten und die vielfältigen Auflagen zu ermüden, damit man mit größerer Sehnsucht als vorher den Frieden zurückwünschte, welchen Er auf die dringende Vorstellung der Häup-

ter

ter der Ligue gebrochen hatte, Alles in den vorigen Zustand zurückkehrte, die Anschläge seiner Feinde vereitelt würden, und Er sein altes System wieder vor die Hand nehmen könnte. A. D. 1586.

Nachdem der Herzog von seiner langwierigen Krankheit hergestellt, und zum Heere zurückgekehrt war, so nahm er Castillon, einen festen Ort, in welchem der Baron von Salignac kommandirte, und nachher Puy-Normand, einen nicht minder festen Platz, ein. Da er aber sah, daß das Heer durch diese Unternehmungen sowohl als Krankheiten sehr gelitten hatte, und er an Munition und anderen zum Belagerungswesen gehörigen Sachen, so wie an Geld zum Unterhalte des Heeres, einen solchen Mangel litt, daß dasselbe mehrere Monate rückständigen Sold zu fodern hatte, so schickte er den Herrn von Sesseval an den König, um Ihn von seiner Lage zu unterrichten, und um frische Truppen und Geld zu bitten: er sehe voraus, daß, wenn der Krieg auf die angefangene Art fortgesetzt würde, er seinen guten Ruf verlieren, und das Heer in wenigen Monaten aus einander gehen müßte. Der König von Navarra, welcher sich zu schwach fühlte, das freye Feld zu behaupten, hatte den klugen Entschluß gefaßt, alle Festungen mit hinlänglichen Besatzungen zu versehen, und nur allein für sich 2000 Büchsenjäger, 300 Mann leichter Reuterey, und einige Edelleute aus dieser Provinz behalten. Mit diesen

A. D. 1586. auserlesenen, aus Veteranen bestehenden, Truppen machte Er ohne Artillerie und Gepäcke Streifzüge mit der größten Geschwindigkeit bald dahin, bald dorthin, machte Vorsehung für Alles, warf Truppen in die Festungen, welche die Katholischen bedrohe-ten, und vermied jede Gelegenheit, mit dem Feinde zu schlagen. Seine Kenntniß des Landes und die unermüdete Thätigkeit der Seinigen machte, daß seine Züge dem Donner glichen, welcher sich des Mor-gens weit von dem Orte hören läßt, wo er den Abend vorher die Menschen erschreckt und betäubt hatte. So führte Er auf eine fast unglaubliche Art gegen ein starkes, aber durch anhaltende Krankheiten ge-schwächtes, Heer und einen Feldherrn Krieg, welcher sehr langsam, und erst nach reifer Ueberlegung zu Werke schritt, versah zur rechten Zeit die vornehm-sten Festungen mit Truppen und Lebensmitteln, über-fiel kleine Korps, welche sich von dem Hauptheere zu weit entfernten, schnitt demselben die Zufuhr ab, und hielt seinen Feind in beständiger Bewegung und Besorgniß. Da sich das Heer des Herzogs von Mayenne beständig schwächte, und an Geld und Munition Mangel litt, so konnte er voraus sehen, daß er in diesem Kriege, ohne schnelle Hülfe und Unterstützung, wenig Ehre einärndten würde, in welchem er niemals den Feind stellen konnte, und seine Truppen durch die Belagerung nicht sowohl klei-ner und unbedeutender Oerter, sondern der vornehm-

sten

sten und mit allem versehenen Festungen aufreiben müßte. Hätte auch das Glück seine Unternehmungen gekrönt, so war doch auch der Untergang seines Heeres damit verbunden: er würde sich der Tapferkeit und Thätigkeit des Königs von Navarra nachher gleichsam Preis gegeben haben, welcher jede Gelegenheit zu benutzen wußte, obschon Er viele Hindernisse zu bekämpfen hatte. A. D. 1586.

Während man auf diese Art in Guienne Krieg führte, brachte der Prinz von Conde' in der Gegend von la Rochelle ein starkes Korps auf die Beine, nahm das Schloß von Dampierre ein, eroberte Soubize und Mornac, und setzte das umliegende Land in Schrecken. Saint-Luc gieng aus Brouage mit einem weit überlegenen Korps auf Ihn los, und Beyde geriethen bey der Insel Oleron an einander. Das Gefecht dauerte, einige Pausen mit eingerechnet, fast einen ganzen Tag: der Verlust war auf beyden Seiten fast gleich. Die Katholischen büßten das Regiment des Obristen Tiercelin und ungefähr fünf hundert Büchsenjäger ein. Auf Seite der Hugonotten blieben fast alle Baronen und Hauptleute theils auf dem Platze, theils wurden sie verwundet. Unter den letzteren befanden sich vorzüglich Rieux und Sailly, Söhne von Andelot, welche einige Tage nachher starben. Guy von Laval, ihr ältester Bruder, folgte denselben bald ins Grab nach, welcher in der Blüthe seiner Jahre von einem hitzigen

A. D. 1586. Fieber hinweggerafft wurden, das ihm anhaltende Strapazzen zugezogen hatte. Der Herr von Rohan starb an der nämlichen Krankheit zu La Rochelle. Mitten in dem Kriegsfeuer dachte Prinz Condé auch auf andere Gegenstände. Da er den Herzog de la Trimouille, welcher erst kürzlich zu seiner Parthey übergetreten war, durch ein engeres Band an sich fest knüpfen, nebst dem noch seine Glücksumstände verbessern wollte, und vielleicht auf Nachkommenschaft dachte, so nahm er zu dieser Zeit die Schwester dieses Herzogs, Charlotta Katharina, zur Gemahlinn, welche mit ihrer Schönheit als Erbinn des alten und berühmten Hauses La Trimouille große Reichthümer verband. Aber weder die Hochzeitsfeste, noch der Genuß seiner Gemahlinn, schwächten im geringsten die Tapferkeit des Prinzen, welcher muthig den größten Gefahren trotzte, jede Gelegenheit zum Schlagen ergriff, und, der Ueberlegenheit des Feindes ungeachtet, demselben überall die Spitze bot. So war der Zustand des Krieges beschaffen, als der Marschall von Biron mit einem Heere in Saintonge erschien. Da er irgend etwas nicht sowohl zum Nachtheile der Hugonotten, als vielmehr aus Eifersucht gegen den Herzog von Mayenne zu unternehmen wünschte, so beschloß er, Marans zu belagern, weil er durch den Besitz dieser Festung sich in den Stand setzte, La Rochelle von der Landseite einzuschließen, und den Handel und das Verkehr

der

der Einwohner mit den Inseln und den benachbarten Städten einzuschließen. Die von La Rochelle und die ganze Parthey der Hugonotten gerieth darüber in Bewegung. Der König von Navarra, welcher die erste Hitze des Herzogs von Mayenne verraucht, und dessen Heer geschwächt sah, ließ den Vicomte von Turenne in Guienne mit dem Auftrage zurück, den Krieg auf dem angefangenen Fuße fortzusetzen, und eilte mit 300 Mann zu Pferde nach La Rochelle, aus Furcht, der Prinz möchte durch seine zu große Hitze irgend einen Fehler in dieser Gegend begehen. Da Er das Maaß seiner Kräfte kannte, so hatte Er bey sich beschlossen, und auch allen seinen Generalen befohlen, vorsichtig und schnell zu Werke zu gehen, immer vortheilhafte und sichere Stellungen zu nehmen, damit der Krieg in die Länge gezogen, und den Feinden keine Gelegenheit gegeben würde, vortheilhaft zu schlagen. Diese Vorschrift paßte nicht auf das hitzige Naturell des Prinzen, welcher nach dem Tode des Herrn von Rohan der einzige Befehlshaber in Saintonge war. Der König von Navarra hielt also seine Gegenwart für nothwendig, um seinen Operationsplan selbst zu reguliren, und auf dem Platze in Ausübung zu bringen. A. D. 1586.

Als Er in La Rochelle angekommen war, und die Bürger über das Vorhaben des Marschalls von Biron, Marans zu belagern, in großer Bestürzung gefunden hatte, so hielt Er sich dort nur so lange auf, als

A. D. 1586. als es nothwendig war, um sich von der Lage der Sachen zu unterrichten. Er sah aber ein, daß seine Gegenwart um so nöthiger war, als sich die Bürger von La Rochelle nicht getraueten, die Besatzung ihrer Stadt zu schwächen, um jene von Marans zu verstärken. Er begab sich also in diese Festung, nahm noch den nämlichen Tag die Besichtigung derselben vor, ließ ohne Verzug und mit unermüdeter Thätigkeit neue Schanzen, Redouten und Cavaliers aufwerfen. Alles dies war das Werk von einigen Stunden. Marans, eine beträchtliche und wichtige Stadt, liegt auf einer durch den Ocean gebildeten Halbinsel in einer sumpfigten und niedrigen Gegend, welche sie von allen Seiten umgiebt, und den Zugang zu den Gräben und Mauern derselben nur durch einige Erdzungen erlaubt. Der König von Navarra ließ dieselben verschanzen, und bey jeder ein Fort errichten, sie mit Feldstücken und einer starken Anzahl Büchsenjäger besetzen, und den übrigen nicht sehr tiefen Theil des Sumpfes mit Balken beschlagen, welche mit Haken und Nägeln versehen waren, um das Eindringen auf das feste Land zu verhindern.

Nachdem der Marschall von Biron sein Heer in der Mitte des Junius zu Niort versammelt und gemustert hatte, so brach er gegen Marans auf. Bey den ersten Ausfällen der Belagerten erfuhr er die Kühnheit und Tapferkeit derselben, welche sich auf den Vortheil ihres Bodens verließen, und bey einem

Ausfalle

Ausfalle so hitzig in den Vortrapp der Katholischen eindrangen, daß der Marschall selbst herbey eilen mußte, und in dem Gemenge an der linken Hand verwundet wurde. Von nun an beschloß er, vorsichtig zu Werke zu gehen, einige Forts, wie es die Lage des Bodens selbst anrieth, jenen der Belagerten gegen über anzulegen, Marans zu blokiren, und durch die Länge der Zeit zur Uebergabe zu zwingen. A. D. 1586.

Indeß war der Hof mit neuen Kriegsrüstungen beschäftigt. Dem König fiel es unerträglich, die ganze Macht in den Händen der Herren von Lothringen zu sehen: Er beschloß also, seine Lieblinge an die Spitze neuer Heere zu stellen, und durch neue Unternehmungen und neue Statthalterschaften ihr Ansehen zu erhalten, und ihre Gewalt zu vermehren, weil Er wußte, daß sie dieselbe zu seinem Vortheile und gegen die Uebermacht der Guisen gebrauchen würden. Er erreichte dadurch noch eine andere Absicht, nämlich den Eifer der katholischen Parthey durch die Unterhaltung so vieler Heere zu erkalten, und es dahin zu bringen, daß sie den Frieden zurück begehrte, welcher zur Ausführung seiner Absichten so nothwendig war. Nebst den zwölfmal hundert Tausend Thalern, welche er als Zehnten von der Geistlichkeit erhoben hatte, ließ Er den römischen Hof um die Erlaubniß bitten, so viel an Kirchengütern veräußern zu dürfen, als hundert Tausend Thaler an Einkünften abwürfen. Das Volk erlag

A. D. 1586 fast unter den Lasten des Kriegs, und den Räubereyen der Soldaten, und fühlte auch in jenen Provinzen das Ungemach desselben, so wie die Nothwendigkeit des Friedens, welche nicht in den Händen der Hugonotten waren.

Zwei Heere wurden auf die Beine gestellt. Das eine sollte unter der Anführung des Herzogs von Joyeuse nach Auvergne, und von da nach Languedok marschiren, um die von den Hugonotten besetzten Festungen zu erobern; das andere unter jener des Herzogs von Epernon war bestimmt, ihn in den Besitz der Statthalterschaft von der Provence zu setzen, welche ihm der König nach dem Tode des Großpriors von Frankreich verliehen hatte. Die Errichtung dieser Heere, welche das Ansehen der Herren von Guise schwächte, beschäftigte den ganzen Adel und alle Kriegsleute von Frankreich: jeder bewarb sich um die Gunst und die Protektion der Lieblinge des Königs, welche unumschränkte Herren in der Austheilung der Würden und Gnaden waren. Alles strohmte ihren Fahnen mit einem zahlreichen Gefolge und einem großen Aufwande kriegerischen Prunkwerkes zu. Alle buhlten um die Gunst dieser beyden Großen, welche, den geheimen Aufträgen des Königs gemäß, durch Freygebigkeit und künftige Belohnungen jeden gleichsam auffoderten, dem Laufe ihres Glückes zu folgen. Die Wirkung war so groß, daß nicht nur allein diejenigen, welche bis-

her

her keiner Parthey zugethan waren, von allen Ge- A. D.
genden herbey eilten, um Dienste zu nehmen, son- 1586.
dern auch jene, welche vorher sich zum Dienste un-
ter dem Herzog von Mayenne entschlossen hatten,
und die übrigen Generale, welche in Guienne den
Krieg führten, sich an die mächtigere Parthey an-
schlossen. Zu diesem kam noch, daß sich der König
selbst, um den Ruf der Seinigen zu vermehren,
und ihre Operationen durch seine Rathschläge zu lei-
ten, sich nach Lyon zu begeben, entschloß, da das
eine wie das andere Heer den nämlichen Weg neh-
men mußte. Diese Reise, und das durch dieselbe
verursachte große Gefolge von Adel und vornehmen
Personen vermehrten ins Unendliche die Kriegsun-
kosten, welche in Verbindung mit neuen Auflagen,
mit der Errichtung neuer Magistratsstellen, neuen
Taxen und Bedienungen das Volk überall zu Boden
drückten. Der König schritt aber dem ungeachtet
hartnäckig auf dem betretenen Geleise fort, weil Er
um so eher die Nation zum Frieden zu zwingen hoffte,
je schwerer sie die Last und das Elend des Krieges
empfände. Er zog dadurch den Urhebern desselben
Haß und Verwünschung zu, und benahm den Unter-
nehmungen der Ligue allen Credit bey dem Volke.
Die Neigung des Königs zur Pracht bot hier seiner
Politik die Hand: es war also unmöglich, Ihn
durch irgend einen Beweggrund von seinem Plane
abzubringen.

Wäh-

A. D. 1586. Während der König und die Höflinge diese Kriegsrüstungen aufs eifrigste betrieben, wurde in Deutschland ein großes Heer zur Unterstützung der Hugonotten aufgerichtet. Der König von Navarra, welcher schon lange vorher befürchtet, daß sich der König sehr leicht mit den Häuptern der Ligue gegen ihn verbinden würde, und aus der Erfahrung wußte, daß die ganze Hofnung seiner Parthey sich auf die Hülfe der protestantischen Fürsten stützte, hatte den Herrn von Pardaillan, einen durch seine Reisen mit den Sitten und Gebräuchen verschiedener Nationen vertrauten und sehr klugen Mann, nach Deutschland geschickt. Dieser pflegte mit jedem Fürsten und jeder Reichsstadt insbesondere Unterhandlungen, und stellte denselben die Gefahr vor, in welcher die gemeinsame Religion schwebe, mahlte mit abscheulichen Farben den Haß der Guisen gegen die Protestanten, und ermahnte sie, den Hugonotten, wie vorher, gegen ihre Feinde beyzustehen. Pardaillan war so glücklich, daß er nicht nur allein die Gemüther dieser Fürsten für die Hugonotten gewann, sondern auch die Hofnungen des Königs von Navarra aufs neue belebte, welcher im Anfange des Krieges den Clervant nach Deutschland schickte, um die Früchte des von Pardaillan ausgestreuten Saamens zur Reife zu bringen. Da diese Fürsten und das Volk große Verehrer einer Religion, die sie für die wahre halten, von Natur biegsam sind,

und

und Bitten und Vernunftgründen Gehör geben, so begab sich Theodor Beza, der beredsamste Prediger der Hugonotten, von Genf nach Deutschland, und in die Schweiz, und vermochte durch sein Ansehen und seine Vorstellungen diese Fürsten, diejenigen mit ihren Hulfsvölkern zu unterstützen, welche sich zur nämlichen, oder zu einer nicht sehr von der ihrigen verschiedenen Religion bekannten. Die Königinn von England unterstützte ihn ebenfalls nicht allein durch ihre Vorsprache, sondern auch durch die That. Da sie die Königinn Maria von Schottland, eine Base der Herren von Guise, gefangen hielt, welche mit ihrer Parthey in der engsten Verbindung stand, so wünschte sie nichts sehnlicher, als daß die Ligue und das Haus von Lothringen entweder gänzlich unterdrückt, oder doch so in Frankreich beschäftigt würde, daß sie unumschränkt über das Leben derselben gebieten könnte, und in den Angelegenheiten von Schottland und England freye Hände bekäme. Diesem zu Folge unterstützte sie nicht nur allein den König von Navarra durch ihr großes Ansehen in Deutschland, sondern auch mit einer starken Summe Geldes zur Anwerbung der deutschen Kriegsvölker. Zu Clervants Unterhandlungen, Beza's Vorstellungen und den englischen Subsidien kamen noch die Bemühungen des Herzogs von Bouillon, Herrn von Sedan, eines sehr festen Platzes, und anderer Städte und Schlösser an den Gränzen Deutsch-

A. D. 1586.

A. D. 1586. Deutschlands und Frankreichs. Er bekannte sich zur reformirten Religion, war mit dem Könige von Navarra verbunden, und betrieb die Anwerbung der deutschen Völker aufs eifrigste. Da der Pfalzgraf bey Rhein, der Herzog von Wirtemberg, die protestantischen Kantons der Schweizer, und der König von Dännemark willig die Hände zu dieser Unternehmung boten, und vor allen der Graf von Montbelliard, dessen Staat an Burgund gränzet, sich thätig dafür verwendete, so wurde das stärkste deutsche Heer auf die Beine gestellt, welches jemals den Hugonotten in Frankreich zu Hülfe kam. Es schien aber diesen Fürsten, als wenn sie gar keine Ursachen hätten, gegen den König feindselig zu verfahren: sie beschlossen also, vor dem Einmarsche dieses Heeres in Frankreich, welcher auf den künftigen Frühling bestimmt war, in diesem Jahre eine zahlreiche und glänzende Gesandtschaft an denselben abzuschicken, welche sich im Namen Aller über die Wiederrufung des den Hugonotten zugestandenen Friedensediktes, mit welchen sie durch gleiches Interesse und die nämliche Religion verbunden seyen, beklagen, und von dem Könige fodern sollten, die Feindseligkeiten einzustellen, und die den Hugonotten so oft ertheilten Edikte, die Gewissensfreyheit betreffend, zu bestättigen. Willigte der König in ihre Foderung ein, so brauchten sie es nicht auf den Ausschlag der Waffen ankommen zu lassen. Im Falle,

daß

daß Er eine abschlägige Antwort ertheilte, so hat- A. D.
ten sie eine gerechte Ursache, ihre Hülfstruppen 1586.
nach Frankreich marschiren zu lassen. Der Entschluß der deutschen Fürsten setzte den König in große Besorgniß: es misfiel Ihm nicht nur allein, daß Andere sich anmaßeten, in die Angelegenheiten seines Reichs sich zu mischen, sondern Er sah auch mit der größten Furcht voraus, daß das deutsche Heer die Provinzen verwüsten, das Volk zu Grunde richten, göttliche und menschliche Dinge untern Fuß treten, und den Thron in die größte Gefahr stürzen würde. Da Ihm gewöhnlich seine Politik die feinsten Auskunftsmittel zuflüsterte, obschon sie sehr oft einen unglücklichen Erfolg hatten, so fiel Er auf den Gedanken, aus diesem Gifte ein kräftiges Arzeneymittel zu bereiten, das ist, sich des deutschen Heeres zur geschwinden und gänzlichen Erreichung seiner Absichten zu bedienen.

Zweites Kapitel.

Unterhandlungen der Königinn-Mutter mit dem Könige von Navarra, um ihn zur Rückkehr zum katholischen Glauben und an den Hof zu bewegen. Besorgnisse und Absichten des Königs. Argwohn und Beschwerden der Ligue und des päbstlichen Nuncius. Reise des Königs nach Lyon. Gesandtschaft der deutschen Fürsten in Paris. Der König giebt ihnen zu Saint-Germain Audienz. Der Rath der Sechzehen in Paris. Vereitelte Unternehmungen desselben. Der Herzog von Guise bekriegt den Herzog von Bouillon. Die Unterhandlungen zwischen dem Könige von Navarra und der Königinn-Mutter zerschlagen sich.

A. D. 1586. Der König von Navarra stand, seines tapfern Widerstandes ungeachtet, am Rande des Abgrundes. Heinrich III sah von Tage zu Tage die Hofnung verschwinden, Kinder zu bekommen, weil Er an einem geheimen unheilbaren Uebel litt, und sich zur Zeugung unfähig fühlte. Er glaubte also, sich mit dem Könige von Navarra aufrichtig verbinden, denselben als den rechtmäßigen Thronfolger an den Hof ziehen, ihm einen Antheil an der Reichsregierung geben, und sich des deutschen Heeres zur Unterdrückung und Ausrottung der Herren von Guise und der Ligue bedienen zu müssen. Der Ausführung dieses Vorhabens stand erstens die Religion

ligion des Königs von Navarra entgegen: denn A. D.
Heinrich war entschlossen, sich nicht eher mit ihm 1586.
als nach seiner Rückkehr in den Schooß der römischen Kirche zu vereinigen, um sowohl sein eigenes Gewissen zu beruhigen, als das dadurch entstehende Aergerniß zu vermeiden. Das zweite Hinderniß war die Königinn Margaretha, seine Schwester und Gemahlinn des Königs von Navarra, welche sich einer ausschweifenden Lebensart überlassen, und ihren Gemahl aus Furcht vor dessen Ahndung heimlich verlassen hatte: sie war aber auf Befehl des Königs ihres Bruders eingeholt, auf dem Schlosse von Carlat in Auvergne gefangen gesetzt, und nachher in jenes von Usson in der nämlichen Provinz unter der Aufsicht des Marquis von Canillac gebracht worden. Die Gefangene machte, wie man sagt, ihren Wächter zum Gefangenen, welcher sie in Freyheit setzte. Sie hielt sich hernach in verschiedenen ihr zugehörenden Schlössern auf, und fuhr in ihrem vorigen Lebenswandel fort. Dieses Verhältniß war die größte Schwierigkeit, welche einem Vergleiche und einer Vereinigung zwischen ihrem Gemahle und ihrem Bruder im Wege stand.

Der König theilte der Königinn-Mutter sein Vorhaben mit, um diese Hindernisse zu beseitigen, welche sich gewöhnt hatte, in den schwierigsten Fällen Ausflucht smittel auszufinden, und sie durchzusetzen. Sie kamen endlich überein, auf die Mar-

A. D. 1586. garetha ferner keine Rücksicht zu nehmen, weil sie sich unwürdig gemacht habe, von Ihnen als Tochter und Schwester anerkannt zu werden, diese Ehe zu trennen, und dem Könige von Navarra die Christina, eine Tochter des Herzogs von Lothringen und der Claudia, einer Schwester des Königs, zur Gemahlinn zu geben. Diese Prinzessinn hatte schon ihr mannbares Alter erreicht, und war von der Königinn-Mutter wie ihre Tochter erzogen worden. Was die Religion betraf, so wollten sie dem Könige von Navarra vorstellen, welchen großen Preis Er durch die Rückkehr zum katholischen Glauben gewinnen, das ist, sich der Thronfolge versichern könnte, welche man Ihm streitig mache, und Ihm deßhalb alle erfoderliche Sicherheit zu seiner Beruhigung zu geben. Da Ihnen Jedermann verdächtig, oder Niemand tauglich genug schien, ein so wichtiges und delikates Geschäft zu betreiben, so bat der König die Königinn-Mutter, sich nach Poitou und Saintonge zu begeben, mit dem Könige von Navarra eine Unterredung zu halten, und auch diesmal wieder die Mittlerinn und Stifterinn der Ruhe des ganzen Reichs zu werden.

Obschon die Königinn in einem hohen Alter sich befand, und sehr am Podagra litt, so nahm sie doch dieses Geschäft über sich. Diesem zu Folge wurde der Abbé Johannes Baptista Guadagni an den Marschall von Biron mit dem Befehle geschickt, einen

einen Waffenstillstand zu bewerkstelligen, damit die Königinn-Mutter mit dem Könige von Navarra eine Zusammenkunft halten könnte. Der Marschall, welcher seiner alten Neigung folgte, und sich bey der Belagerung von Marans in der Nähe des Königs von Navarra befand, vollstreckte sogleich den Befehl des Königs. Sie kamen mit einander überein, daß Marans Neutral, beyden Partheyen der Handel in diesem Orte frey bleiben, der König von Navarra den Gouverneur setzen, die Besatzung beyde Religionsgenossen gleichmäßig beschützen, der Marschall sein Korps bis über die Charente zurückziehen, und der König von Navarra sich nach Poitou, sobald Er die nöthigen Vorkehrungen getroffen, begeben sollte, um sich mit der Königinn zu unterreden. Diese Unterhandlung setzte die Herren von Guise und alle entschlossene Anhänger der Ligue in eine so große Unruhe, daß sich sowohl der päbstliche Nuncius bey dem Könige darüber aufs heftigste beklagte, als auch der Herzog von Guise, welcher sich in seiner Statthalterschaft von Champagne befand, durch seine Agenten bey der Königinn-Mutter Vorstellungen deßhalb machen ließ. Das pariser Volk fieng schon laut an zu murren: man verrathe die Religion und begünstige offenbar die Hugonotten; man unterbreche den Lauf des Kriegs, welcher einen baldigen und glücklichen Ausgang verspreche; der König zeige nun offenbar, daß Er der katholischen Parthey

A D. 1586.

A. D. 1586. nicht geneigt sey, und auf jede Art die Ketzerey erhalten und befördern wolle. Obschon die Absicht und das Vorhaben des Königs noch ein Geheimniß war, so hatte doch schon allein der Name „Friede“ dem scharfsichtigen Herzog von Guise Argwohn eingeflößt, und dem Volke zu obigen Reden Anlaß gegeben. Der König gab Anfangs eine sehr empfindliche Antwort dem Nuncius: die Widersetzlichkeit, welche die Geistlichkeit zeigte, ihren Theil zu den großen Kriegsunkosten beyzutragen, und die Weigerung des Pabstes, Ihm die Erlaubniß zur Veräußerung von Kirchengütern zu ertheilen, habe Ihn zum Frieden geneigt gemacht. Er glaube nicht wider sein Gewissen zu thun, noch den Pflichten eines christlichen Fürsten untreu zu werden, wenn Er seinen schon lange durch den Krieg erschöpften Unterthanen Ruhe und Sicherheit zu verschaffen suchte: es sey eine schöne Sache, in der Ferne zu stehen, und sich in die Regierungsangelegenheiten Anderer so wohl durch mündliche als schriftliche Vorstellungen zu mischen. Ein guter Hausvater müsse mehr auf den wahren Vortheil seines Hauses, als auf die Reden der Fremden Rücksicht nehmen. Der Nuncius erwiederte: nur durch die Ausrottung der Ketzerey könne der Friede im Reiche hergestellt werden; das Heil der Seele müsse dem irrdischen Wohle vorgezogen werden. Der gegen die Hugonotten unter-

unternommene Krieg habe die Ruhe des Reiches zum Zwecke, welche wegen der Unmacht der exkommunicirten Prinzen leicht zu bewirken sey, wenn man nur standhaft bliebe. Die Bischöffe von Frankreich hätten sich nie geweigert, ihren Beytrag zu den Kriegsunkosten zu liefern, und würden sich noch weniger in der Zukunft weigern, es in der Zukunft zu thun. Er habe sichere Hofnung aus Rom, daß der Pabst die verlangte Erlaubniß Seiner Majestät ertheilen werde. Der König sprach nun in einem gemäßigteren Tone, und zeigte ihm die große Gefahr und die verderblichen Folgen, welche das fremde Heer verursachen werde: es sey also zur Abwendung dieses Gewitters nothwendig, viele Verstellungskünste zu brauchen. Er solle nur den Pabst versichern, daß Er nie etwas eingehen oder beschließen werde, was der katholischen Religion, dem Wohle und der Ehre der heiligen Kirche nachtheilig sey. A.D. 1586.

Dem Herzoge von Guise wurden von Seite der Königinn-Mutter in der Hauptsache die nämlichen Gründe, und insbesondere vorgestellt: Sie suche nur den Einmarsch der Deutschen zurückzuhalten, welches der Ligue zum allgemeinen, und Ihm zum besonderen Vortheile gereiche, da er jene Gränzen des Reiches bewache, wo die Deutschen einzubrechen gedächten, und er also der Gefahr des ersten Angriffes ausgesetzt sey. Er kenne die

A. D. 1586 Schwäche der königlichen Truppen, den Geldmangel, und die Stärke des Heeres, welches in Deutschland auf die Beine gestellt werde: er müsse also den Ausgang der vom Könige angefangenen Unterhandlungen abwarten, welche am Ende auf den nämlichen Zweck hinausliefen. Die nämlichen Gründe ließ man auch durch sichere Personen dem pariser Volke, welches schon zu toben anfieng, beybringen. Sie wurden so sehr bekräftigt, daß die geheimen Anhänger der Hugonotten (und deren waren Viele) dem Könige von Navarra davon Nachricht ertheilten, welche nicht nur allein großen Argwohn in Ihm erweckte, sondern auch der von der Königinn-Mutter angefangenen Unterhandlung zum größten Nachtheil gereichte.

Die Königinn-Mutter begab sich nach ihrem Lustschlosse Chenonceaux, und erwartete dort die Rückkunft des Abbé Guadagni und des Herrn von Rambouillet, welche sie an den König von Navarra abgeschickt hatte, um den Ort der Zusammenkunft zu bestimmen. Da Er Verdacht geschöpft hatte, als wolle man Ihn überlisten, so erregte Er verschiedene Schwierigkeiten, und weigerte sich, in einem Orte außer den Besitzungen seiner Parthey ohne eine hinlängliche Bedeckung zur Sicherheit seiner Person eine Unterredung zu halten. Auf der andern Seite war es unschicklich, und von der Königinn zu viel gewagt, sich so blindlings der Gewalt der Hugonot-

ten anzuvertrauen, und das Geschäft so beschaffen, daß die Unterhandlung nicht in einigen Stunden, und zwar auf freyem Felde, beendigt werden konnte. Der König drang aber durch öftere Schreiben und Gesandtschaften so sehr auf diese Zusammenkunft, daß die Königinn-Mutter sich entschloß, dem Könige von Navarra bis an die Gränzen von Poitou und Saintonge entgegen zu gehen, welcher auf die baldige Ankunft der deutschen Gesandten, und das deutsche Heer trotzend, sich wenig um eine Unterredung mit der Königinn-Mutter bemühete, oder doch nur in so ferne in dieselbe einwilligte, wenn Er mit völliger Sicherheit seiner Person, und ohne Nachtheil seines Ruhmes, es thun könnte. Er weigerte sich also, die Gränzen der Besitzungen seiner Parthey zu verlassen. Die Königinn willigte aus Gefälligkeit für Ihn ein, befahl dem Marschall von Biron, sein Heer zurück zu ziehen, und gieng Ihm bis Saint-Bris, einem den Festungen des Königs naheliegenden, und von den Truppen der Hugonotten umgebenen Orte, entgegen. A. D. 1586.

Indeß hatte der König, um dieser Unterhandlung Zeit zu verschaffen, und der deutschen Gesandtschaft nicht eher Audienz zu geben, als bis Er von dem Erfolge derselben Nachricht hätte, seine vorher bestimmte Reise nach Lyon angetreten, und den Befehl hinterlassen, die deutschen Gesandten mit dem gegen gekrönte Häupter gewöhnlichen Ceremoniell

A. D. 1586. zu empfangen, und sie bis zu seiner Rückkehr nach Paris aufzuhalten. Bey Gelegenheit der Abreise des Königs setzten der Herzog von Epernon und der Herzog von Joyeuse sich mit ihren Heeren auf verschiedenen Wegen, und aus verschiedenen Absichten in Marsch. Der Herzog von Epernon, welcher mit den geheimen Absichten des Königs vertraut, und ein Feind der Ligue, der Herren von Guise, und geneigt war, den König von Navarra zu unterstützen, marschirte in die Provence, um sie gänzlich unter seine Gewalt zu bringen, nicht aber die Ligue zu unterstützen, oder die Hugonotten zu verfolgen. Der Herzog von Joyeuse, welcher von übertriebenen Hofnungen aufgeblasen war, und von Eifersucht gegen den Herzog von Epernon angespornt wurde, hatte zum Theil das Interesse des Königs, welchem er doch seine so schnelle Erhöhung zu danken hatte, aus den Augen gesetzt. Da er durch seine Gemahlinn, eine Schwester der Königinn, mit dem Hause von Lothringen verwandt war, so fieng er an, insgeheim die Absichten der Herren von Guise zu unterstützen. Voll Begierde nach Ruhm war er der Erste, welcher den Hugonotten derb zu Leibe gieng. Diesem zu Folge verließ er die Bäder von Bourbon, wo er sich einige Tage zur Herstellung seiner Gesundheit aufgehalten hatte, und entsetzte Compeyre, welche Festung der Herr von Chatillon mit einigen in Languedok versammelten Truppen belagerte.

lagerte. Er eroberte hernach Malziou, La Peyre, Marvege, und Salvaignac, lauter bedeutende Plätze dieser Provinz, und drang tiefer in Languedok ein. Da er, voll Prachtliebe und militairischer Jactanz, die Größe seines jetzigen Glückes seinem Vater zeigen wollte, so ließ er das Heer im Angesichte der Stadt Toulouse die Musterung passiren, wo sein Vater als Generallieutenant der Provinz kommandirte, und er während den ersten Jahren seiner Kindheit war erzogen worden. Der Herzog von Epernon marschirte mit einem noch stärkern und besser disciplinirten Heere in Begleitung La Valette's, welcher zu seinem Lieutenant von der Provençe bestimmt war, in diese Provinz, um sich gerade zu der Zeit als Statthalter von dem Parlament aufnehmen zu lassen, als der aus Dauphine' gekommene Lesdiguieres den Herrn von Vins, den vornehmsten Anhänger der Ligue in dieser Gegend, auf's Haupt geschlagen, und die Katholischen in die Enge getrieben hatte. Dieser Vorfall war dem Herzog von Epernon nicht ungünstig, weil die Liguisten schon im Anmarsche waren, um ihn von dieser Statthalterschaft auszuschließen. De Vins hatte schon einige Plätze beredet, denselben nicht aufzunehmen. Lesdiguieres erschien aber zur Zeit, als die Katholischen über die letzte Niederlage noch muthlos waren. De Vins war weder stark genug, noch hatte er Gelegenheit sich zu widersetzen, obschon sich Ersterer A. D. 1586.

A. D. 1586. sterer nach Dauphiné zurückziehen müssen. Der Herzog nahm die Stadt Seine-la-grande Tour, und viele andere minder beträchtliche Plätze ein, und brachte in kurzer Zeit die ganze Provinz in seine Gewalt. Er übertrug seinem Bruder das Kommando des Heeres, und kehrte eilends nach Hofe zurück. Sein Interesse, über den Geist und die Entschlüsse des Königs zu herrschen, vertrug sich nicht mit einer langen Entfernung.

In der nämlichen Zeit kam die Gesandtschaft der deutschen Fürsten in Paris an. Sie bestand aus mehreren sehr vornehmen Personen, an deren Spitze sich der Graf von Montbelliard und jener von Isenburg befanden. Diese Fürsten waren die Nämlichen, welche die Anwerbung des deutschen Heeres so eifrig betrieben. Obschon sie mit den größten Ehren empfangen, und auf Kosten des Königs unterhalten wurden, so waren sie doch über die lange Abwesenheit desselben und die verzögerte Audienz sehr misvergnügt. Sie legten das als französischen Stolz und Hochmuth aus, was doch nur die Wirkung geheimer Ursachen war, und glaubten ihre Ehre aufs Spiel zu setzen, wenn sie länger auf den König warteten. Die beyden Grafen kehrten also voll geheimen Unwillens, und zur Unterstützung der Hugonotten nur noch mehr angefeuert, in ihr Vaterland zurück, und überließen das Geschäft den übrigen Gesandten.

Nach-

Nachdem der König die Nachricht von der Abreise dieser Gesandten, und von dem Unwillen, welchen die Rückgebliebenen an Tag legten, erhalten hatte, so kehrte Er in kurzen Tagreisen nach Paris zurück, weil Er zuvor erst vernehmen wollte, ob die Königinn-Mutter die Schwierigkeiten beseitiget, und eine Unterredung mit dem Könige von Navarra zu Stande gebracht hätte. Da aber alle Verzögerungskünste schon erschöpft waren, und die Bewirkung einer Zusammenkunft sich in die Länge zog, so sah Er sich endlich genöthiget, den Gesandten zu Saint-Germain en Laye mit einem eben so verlegenen Gesichte als unentschlossenem Gemüthe Audienz zu geben. Der Gesandte des Prinzen Casimir sprach im Namen Aller in einem sehr freyen, stolzen, fast drohenden Tone, und in Ausdrücken, welche sogar ihr höchstes Misvergnügen über den König zu erkennen gaben. Der König faßte wieder Muth und Entschlossenheit. Das Betragen, welches die Gesandten sich gegen Ihn herausgenommen, brachte Ihn als einen Fürsten von seinem Ehrgefühle so sehr auf, und Er ertheilte ihnen, wider seine Gewohnheit und seine Absicht, selbst, eine so derbe und hitzige Antwort, daß sie in der größten Beschämung da standen, und den folgenden Tag ohne die geringste Ehrenbezeugung und zu ihrem nicht geringen Misvergnügen verabschiedet wurden. A. D. 1586.

Die

A. D. 1586. Die Rede der Gesandten enthielt in der Hauptsache: der König habe, um dem ungerechten Verlangen und dem verderblichen Ehrgeize des Pabstes, einiger Prinzen und Städte seines Reiches Genüge zu leisten, das jenen seiner Unterthanen gegebene Wort gebrochen, welche sich zur reformirten Religion bekenneten, und die Gewissensfreyheit wieder aufgehoben, die er denselben durch so viele vorhergehende Edikte bestätigt. Die deutschen Fürsten, welche durch einerley Interesse und die nämliche Religion mit denselben verbunden seyen, bäten Ihn also, den Krieg einzustellen, seinen Unterthanen den weltlichen und geistlichen Frieden zuzugestehen, und dadurch dem gerechten Zorne Gottes zu entgehen, welcher die Wortbrüchigen treffen müsse. Er werde Ihnen zugleich Gelegenheit geben, ihre alte, mit der Krone Frankreich bestehende, Freundschaft zu erhalten, deren ungeachtet sie verbunden seyen, für das Heil und Wohl jener zu sorgen, welche in ihrer schuldlosen Unterdrückung die Hülfe jener Fürsten anfleheten, die sich zur nämlichen Religion bekenneten.

Die Antwort des Königs enthielt folgendes: da Er von Gott zum gerechten Besitze seiner Krone berufen worden, und eine unabhängige Gewalt habe, Gesetze zu geben, Edikte zu erlassen, Freyheiten zu ertheilen, und Vorkehrungen nach Erforderniß der Zeitumstände und der Bedürfnisse seiner Unter-

thanen zu treffen; so könne Er sie also auch nach seinem Wohlgefallen wiederrufen, verändern, und einschränken, wie es Ihm die göttliche Majestät eingeben werde. Er strafe also Jeden Lügen, welcher Ihn für einen Wortbrüchigen halte, weil Er zum Wohle seiner Unterthanen und des Reichs eine, bedingungsweise und auf eine gewisse Zeit zugestandene, Freyheit wiederrufen habe. Wie im Verflossenen, so wolle Er auch in der Zukunft unumschränkt regieren, und wundere sich sehr, daß sich Andere in die Regierung seines Reichs zu mischen, und seine Gewalt einzuschränken, anmaßeten. Dies sey seine letzte Entschließung: sie sollten also keine andere von Ihm erwarten. Die Gesandten foderten eine Abschrift von dieser Erklärung; der König verweigerte sie ihnen aber in einem entrüsteten Tone, und befahl, sie nach Poissy zu bringen. Den folgenden Tag zog Er in Paris ein. (den 6ten September.) A. D. 1586.

Ungeachtet dieser entschlossenen, den protestantischen Fürsten gegebenen und überall schon verbreiteten Antwort, und des mit Nachdruck gegen die Hugonotten überall fortgesetzten Krieges waren doch die Gemüther des Volkes mehr als jemals gegen den König und sein Betragen aufgebracht, welches sowohl auf Kanzeln durchgehechelt, als in Privatgesellschaften verläumdet wurde. Die Prediger und Häupter der Ligue hatten schon das Gerücht verbreitet, als wenn der König den Navarreser und die

Parthey

A. D. 1586. Parthey der Hugonotten begünstigte, und durch arglistige Kunstgriffe nach dem Rathe seiner Lieblinge demselben die Thronfolge, und den Hugonotten eine vollkommene Gewissensfreyheit zu verschaffen suchte. Der aus dieser Ursache entstandene Haß wurde noch durch die Vermehrung der Auflagen und die fortwährende Vergrößerung des Herzogs von Epernon und der andern Günstlinge vergrößert, welche dem größten Theil der pariser Bürger höchst verdächtig, und Gegenstände ihrer Verwünschungen waren. Da der Herzog von Guise durch seinen geheimen Unterhändler in der Hauptstadt, den Herrn von Mennéville, den Parisern immer zuflüstern ließ, so errichteten die Vornehmsten des Volkes, welche an sich schon die eifrigsten Anhänger der Ligue, und geneigt waren, sich gegen die Unternehmungen des Königs und gegen Ihn selbst zu verschwören, einen aus Sechzehen Gliedern bestehenden Rath, deren Anzahl jener der Stadtquartiere entsprach, und welcher die Leitung dieses Geschäftes und des Volkes besorgen sollte. Die Häupter und Präsidenten dieses Rathes waren anfänglich la Chapelle-Marteau, Jean le Clerc, Bussy genannt, der Präsident von Neuilly und Karl Hottmann. Die Intriken wurden durch gewisse erwählte Männer, Einer aus jeder Profession, betrieben, welche vor diesem Rathe erschienen, ihre Berichte erstatteten, und die Befehle desselben vollstreckten, was auf die Vertheidigung der Stadt, auf

auf den Dienst der Ligue, und die Art Bezug hatte, die Entwürfe des Königs und seiner Lieblinge zu vereiteln. Dieser Rath versammelte sich zuerst in dem Kollegium von Fortet, welches man gemeiniglich die Wiege der Ligue nannte. Von da verlegte derselbe seinen Versammlungsort in das Kloster der Dominikaner, welche man auch Jakobiner nannte. Zuletzt kamen die Glieder, um keinen Verdacht zu erregen, und aus Furcht, entdeckt, und angegeben zu werden, nicht an einem bestimmten Orte, sondern bald in diesem, bald in jenem Privathause zusammen. Niklas Poulain, welcher als Eins der vornehmsten Glieder des pariser Bundes von den geheimsten in diesen Versammlungen gemachten Entschlüssen wußte, unterrichtete den König, aus Hofnung einer Belohnung oder aus Gewissensangst, mittelst des Herrn D'O und des Großkanzlers von allen Vorgängen. Die Glieder des Bundes ahneten noch keinen Verrath, sondern trieben, durch die Versprechungen des Herzogs von Guise und des spanischen Gesandten in Paris Dom Bernardino's von Mendoza aufgeblasen, ihre Kühnheit so weit, daß sie sich gleichsam der ganzen Stadt bemeisterten, insgeheim ein Verzeichniß der Waffenfähigen machten, und einen demselben entsprechenden Waffenvorrath anschafften. Sie versuchten auch, die andern vornehmsten Städte des Reichs in ihren Bund zu ziehen, und sie zur Theilnahme an ihrer Verschwörung zu vermögen; ein A.D. 1586.

A. D. 1586. Unternehmen, welches das Herkommen und die zügellose Gewohnheit gleichsam rechtfertigte. Schon machten sie Entwürfe, sich nicht nur allein der vornehmsten Städte und Festungen, sondern sogar der Person des Königs, sonach des Steuerruders der Regierung zu bemeistern, und dasselbe nach dem Wohlgefallen der Ligue zu führen.

In einem im Kollegium der Jesuiten gehaltenen Rathe wurde von Seite des spanischen Gesandten durch die Liguisten der Vorschlag gemacht, Boulogne, eine in der Pikardie an den Gränzen des Oceans liegende Festung, zu überrumpeln, von welcher damals der Herzog von Epernon Gouverneur war, und wo Bernai in seinem Namen kommandirte. Sie stellten vor: der katholische König habe eine mächtige Flotte ausgerüstet, um England anzugreifen; Er wolle, um die Ligue zu unterstützen, dieselbe in Frankreich zuerst landen lassen, wenn man Ihm nur einen geräumigen und sichern Hafen überlieferte. Für diese Absicht fänden sie keinen schicklichern Ort als Boulogne, welcher von Paris nicht weit entfernt sey, und England gerade gegen über liege: von dort aus könne man die Hülfsvölker aus Flandern erhalten, wo der Herzog von Parma ein starkes Heer versammle, um es mit den Truppen der Flotte zu vereinigen. Diese Unternehmung sey sehr leicht: der Großprevot Vetüs, ein getreuer Anhänger der Ligue, besichtigte alle drey Monaten diese Gegend; er könnte mit funfzig seiner Archers,

Archers, welche ihn gewöhnlich begleiteten, bey seinem Eintritt in die Festung sich eines der Thore bemächtigen, und dasselbe so lange behaupten, bis ihm der Herzog von Aumale mit den Truppen der Ligue aus dieser Provinz zu Hülfe käme, welcher alsdann der geringen Besatzung sowohl als dieser vornehmen Festung Meister werden könnte. Der Herzog von Aumale wünschte nichts mehr als dies, da er nie zum gänzlichen Besitze der Statthalterschaft von der Pikardie gelangen können. Er setzte Alles in Bewegung, um diese kühne und gefährliche Unternehmung auszuführen, welche den Liguisten ungemein wichtig schien, weil sie hoften, daß die Spanier ihre ganze Macht brauchen würden, um ihre Absichten zu unterstützen. Der Gesandte Mendoza fand das Unternehmen dem Interesse seines Königs eben so entsprechend: er erwog den großen Vortheil, welchen die Flotte durch den Besitz eines so wichtigen Platzes und eines geräumigen Hafens gewönne, um sowohl die beabsichtete Unternehmung gegen England auszuführen, als um die Ligue in Frankreich zu unterstützen. Da also alle diesem Vorschlag ihren Beyfall gaben, so wurde die Ausführung desselben beschlossen, und dem Grandprevot, welcher sich sehr bereitwillig zeigte, die Nachricht davon, so wie dem Herzog von Aumale die nöthigen Befehle gegeben, welcher als der eifrigste Anhänger der Ligue mit nicht geringerer Bereitwilligkeit die Sache übernahm, um zum gänz-

A. D. 1586.

A. D. 1586. lichen Besitze der Statthalterschaft von der Pikardie zu gelangen.

Poulain vergaß ebenfalls nicht, dem Könige mittelst des Großkanzlers von dem ganzen Vorhaben Nachricht zu geben. Der Vicegouverneur Bernai erhielt seine Weisung, und empfieng den Grandprevot in so guter Verfassung, und auf eine so geschickte Art, daß er ihn vor der Zugbrücke mit dem größten Theile seiner Leute gefangen nahm. Der Herzog von Aumale erschien kurz hernach vor den Mauern der Festung, wurde aber durch ein fürchterliches Kanonenfeuer zum Rückzuge gezwungen. Bey dem übeln Ausgange dieser Unternehmung ahneten die Verbündeten nicht, daß dem Könige ihre geheimen Berathschlagungen bekannt seyen, sondern sie schrieben Alle denselben dem Zufalle und der gewöhnlichen Wachsamkeit des Herrn von Bernai zu. Sie setzten also ihre Machinationen mit einer solchen Hitze fort, daß sie sich berathschlagten, den König gefangen zu nehmen, wann Er, wie gewöhnlich, in geringer Begleitung von dem Schlosse von Vincennes, oder wann Er von seinen Andachtsübungen (die Uebelgesinnten sagten, von seinen Ausschweifungen) durch das Thor Saint-Antoine zurückkäme, welches von dem Louvre weit entfernt ist, wo die Leibgarde liegt, und die Höflinge wohnen. Es mangelte ihnen an Muth, diesen Streich auszuführen, da keiner der Liguistischen Prinzen gegenwärtig war. Der

König

König' wurde durch den nämlichen Weg auch von dieſem Anſchlag unterrichtet: Er fieng alſo an, mehr auf der Hut zu ſeyn, und in die Stadt oder die umliegenden Gegenden nur in Begleitung der Hauptleute ſeiner Garde und einer ſtarken Anzahl ſeiner treueſten Edelleute zu gehen. Er befahl, daß die zur Bewachung ſeiner Perſon beſonders beſtimmten fünf und vierzig Edelleute ſich nicht von Ihm entfernten. Oefters fiel Er auf den Gedanken, die Liguiſten wegen ihrer Verwegenheit zu beſtrafen, und ſich ſowohl wegen der Verachtung, welche die Prediger öffentlich gegen Ihn an Tag legten, als wegen dieſer Verſchwörungen an dieſen Volksaufwieglern zu rächen, welche ſeine Hauptſtadt gegen Ihn zum Aufruhr reitzten. Mancherley Betrachtungen hielten Ihn von dieſem Schritte zurück: Erſtens die mit dem Könige von Navarra angefangene Unterhandlung, deren Ausgang Er erſt abwarten wollte, ohne es auf's neue mit der Ligue zu verderben. Zweitens die baldige Erſcheinung des deutſchen Heeres: denn wie konnte Er, im Falle, daß Er mit dem Könige von Navarra nicht einig würde, ſich deſſelben ohne die Macht der Ligue erwehren? Er durfte alſo mit den Herren von Lothringen nicht brechen: auch befand Er ſich nicht in einem Zuſtande, die Pariſer beſtrafen zu können, das iſt, einer ſo volkreichen Stadt den Krieg zu erklären, wozu Er vieler Zurüſtungen und der Gegenwart der Königinn ſeiner Mutter be- A. D. 1586.

A. D 1586 durfte, ohne deren Rath und Beystand Er nicht gewöhnt war, über einen so wichtigen Gegenstand einen Entschluß zu fassen, bey welchem Er, so zu sagen, seine Krone aufs Spiel setzte. Diese Betrachtungen erhielten noch durch die Vorstellungen des Herrn von Villequier, Gouverneurs von Paris, ein neues Gewicht. Er bemühete sich, alle diese Anzeigen dem Könige als Betrügereyen vorzumahlen, denselben zu beruhigen, und zu versichern, daß das Volk Ihm ergeben, und keine Verschwörung im Werke sey. Es mochte nun bey ihm eine gewisse, den Menschen natürliche, Neigung seyn, diejenigen zu vertheidigen oder zu entschuldigen, welche unter ihren Befehlen stehen, oder er mochte nicht glauben, daß man gegen die Person des Königs selbst etwas schmiede, sondern nur zum Vortheile der katholischen Religion und zum Schaden des Herzogs von Epernon arbeite; oder es mochte ihn verdrießen, daß Andere von den geheimen Komplotten des Volkes in seinem Gouvernement besser unterrichtet seyn, und ihn der Nachläßigkeit beschuldigen wollten. Er suchte also den König durch alle Mittel zu überreden, sich zu verstellen, und gegen das auf seine Religion eifersüchtige und leicht aufbrausende Volk Nachsicht zu haben. Dieser Meinung stimmte mehrmals der Staatssekretär Villeroi bey, welcher nur darauf bedacht war, den ferneren Anwachs der Macht und Größe des Herzogs von Epernon auf jede Art zu verhindern.

Aber

Aber die Nachsicht des Königs vermehrte nur die Kühnheit des Volkes. A. D. 1586.

Da der Herzog von Mayenne sein Heer in Guienne sowohl durch Krankheiten als Strapazzen zusammengeschmolzen sah, und von dem Könige weder frische Mannschaft, noch Geld erhielt, so kehrte er nach der Einnahme von Castillon gerade zu dieser Zeit nach Paris zurück, und begab sich nach Hofe. Die Häupter des Volkes nahmen sogleich ihre Zuflucht zu ihm, um unter dem Schatten seines Ansehens und seiner Leitung ihre Unternehmung auszuführen. Prevot, Pfarrer zu Saint Severin, der Prädikator Quincestre, Hottmann, Bussy, der Präsident Neuilly und La Chapelle-Marteau verfügten sich heimlich in der Nacht zu ihm, stellten ihm ihre Macht, die Einigkeit des Volkes vor, und machten ihn mit ihrem Waffenvorrathe, so wie mit ihrer Absicht, bekannt, die Stadt nicht nur allein der Ligue zu unterwerfen, sondern sich des Königs selbst zu bemächtigen, und dessen Lieblinge aus dem Wege zu schaffen, welche beständig die Hugonotten durch ihre Rathschläge bey Ihm unterstützten. Der Herzog von Mayenne, welcher niemals einerley Gesinnungen mit seinen Brüdern hegte, von den geheimen durch den Herzog von Guise und den Kardinal angezettelten Anschlägen nicht hinlänglich unterrichtet war, und zu heftige und gewaltsame Maasregeln verabscheuete, stand eine Weile unentschlossen,

A. D. 1586. da, und foderte eine Bedenkzeit bis zum Abend des folgenden Tages. Nach Verfluß dieser Zeit kamen die Abgeordneten der Ligue zurück. Er bat sie, ihn genauer und umständlicher von ihrem Vorhaben, ihrer Stärke, ihren Verständnissen, und Hülfsquellen zu unterrichten, worauf sie sich stützten, da er nicht gewohnt sey, irgend etwas zu unternehmen, wenn er nicht eines glücklichen Erfolges zum voraus versichert wäre. Die Abgeordneten nahmen keinen Anstand, seiner Foderung Genüge zu leisten: Zuerst sey ihre Absicht, sich der vornehmsten Plätze der Stadt, und zwar nach folgendem Plane zu bemeistern. Sie würden zuerst in der Nacht nach dem Hause des Chevalier du Guet, welcher in einem sehr entfernten Quartiere wohne, gehen, und demselben durch einen seiner mit ihnen einverstandenen Archers sagen lassen, daß er zum Könige kommen solle. Sobald derselbe die Thüre öffnete, würden hundert Bewaffnete in sein Haus einfallen, ihn gefangen nehmen, und zwingen, die Thore der Bastille zu öffnen. Zu gleicher Zeit sollten einige Archers, mit welchen sie ebenfalls einverstanden seyen, den Chatelet unter dem Vorwande eröffnen lassen, um einige Gefangene hineinzubringen, wie es oft der Fall sey, und sich desselben mit den Waffen in der Hand zu bemächtigen. Das Thor des Zeughauses, wo keine Wache sey, werde ihnen durch zwei unterlegte und in demselben wohnende Stückgießer zu jeder Stunde geöffnet werden.

den. Hernach werde man auf die Häuser des Groß- A. D. 1586.
kanzlers, des ersten Parlamentspräsidenten, des Ge-
neralprokurators La Gueſle, und der andern Rathge-
ber des Königs losgehen, und ſie ohne Widerſtand
in ihren Betten niedermachen. Hernach ſollten alle
Straßen geſperrt, das iſt, mit Fäſſern voll Erde
und Miſt und mit Ketten barrikadirt werden, damit
ſich keine Truppen verſammeln könnten. Die Bürger
eines jeden Quartiers bewachten ihre Straßen, wäh-
rend acht Tauſend auserwählte und bewaffnete Män-
ner unter der Anführung eines erfahrenen Haupt-
mannes, oder des Herzogs von Mayenne, wenn Er
das Kommando übernehmen wolle, den Louvre be-
lagerten, in welchem nur die gewöhnlichen Wachen
und die Höflinge ſich befänden. Es werde alſo ſehr
leicht ſeyn, denſelben mit Gewalt einzunehmen, oder
durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, da derſelbe
mit Lebensmitteln nicht verſehen ſey. Man werde
alsdann die Mignons und die übrigen Rathgeber des
Königs niedermachen, und den König ſelbſt in ein
Kloſter ſo lange einſperren, bis die Häupter der Ligue
die künftige Regierungsform beſtimmt hätten. In
dieſer Abſicht werde der Herzog von Mayenne mit
einem neuen Heere nach Guienne marſchiren, und
der katholiſche König ein mächtiges dieſſeits der Py-
renäen auftreten laſſen, um den König von Na-
varra und die ganze Parthey der Hugonotten auf-
zureiben.

A. D. 1586. Da der Herzog von Mayenne ein Mann von gesetzter Gemüthsart war, so machten ihn diese Abscheu erweckende Vorschläge nur noch unentschlossener, weil es ihm gefährlich schien, eine solche Unternehmung auf die Neigung eines so veränderlichen Volkes zu gründen. Er antwortete also den Abgeordneten, sie sollten auf eine bessere Grundlage ihrer Unternehmung denken: er werde gleichfalls darauf denken, und, im Falle, daß er sich zur Theilnahme entschlösse, für gute Anführer, und für andere Mittel sorgen. Es mochte nun Unentschlossenheit seyn, oder er wollte mehr Zeit gewinnen, um über eine so wichtige Sache nachzudenken, so stellte er sich krank, verschloß Jedem seine Thüre, und gieng nicht aus seinem Hause.

Indeß saß der Lieutenant Poulain, welcher von dieser Verschwörung Wissenschaft hatte, nicht stille, und begab sich in der folgenden Nacht zum Großkanzler, um ihn noch frühzeitig genug von Allem zu unterrichten: er fand ihn aber im Begriffe, früher als gewöhnlich auszugehen, um sich in den Staatsrath zu verfügen. Da er ihn von vielen Menschen umgeben sah, so beschloß er, seine Anzeige bis auf den Nachmittag zu verschieben. Der Zufall wollte es, daß einige seiner Gläubiger (er war voll Schulden) einen Verhaftsbrief gegen ihn ausgewirkt hatten, und ihn den nämlichen Morgen einziehen, und in den Chatelet bringen ließen. Poulain gab sogleich dem

dem Kanzler von seinem Arreste sowohl als der Nothwendigkeit Nachricht, ihm Dinge von der größesten Wichtigkeit zu entdecken. Der Kanzler ließ ihn sogleich zu sich bringen, gleichsam als wenn er ihn um die Ursache seines Arrestes befragen wollte. Poulain theilte ihm einen genauen Bericht von dem, was bey dem Herzog von Mayenne vorgegangen war, so wie von der Verschwörung der Pariser mit. Der Kanzler stellte sich sehr zornig gegen ihn, um die Umstehenden zu täuschen, befahl ihm, seine Stelle zu verkaufen, um seine Gläubiger befriedigen zu können, und ließ ihn zum Staatssekretär Villeroi führen, welcher die Aussagen desselben schriftlich aufsetzte. Um aber die ganze Sache zu verhüllen, und den Poulain der Ligue nicht verdächtig zu machen, fuhr er ihn sehr hart an, und ließ ihn in das Gefängniß zurückbringen, aus welchem er nach einigen Tagen auf eine vom Könige selbst in einem erborgten Namen ausgestellte Bürgschaft wieder in Freyheit gesetzt wurde. Villequier versicherte noch immer den König, daß alles dies nur Lügen und Erfindungen Poulain's seyen, welchen er schon mehrmals mit Verachtung von sich gewiesen, und der, durch die Zerrüttung seiner Finanzen zur Verzweiflung gebracht, dieselben durch eine Denunciation wieder zu verbessern suchte. Nichts desto weniger befahl der König, daß der Chevalier du Guet in der Bastille wohnen solle; ließ die zwei Stückgießer aus

A. D. 1586.

dem

A. D. 1586. dem Zeughause jagen, und dasselbe durch den Prevot Rapin und dessen Archers bewachen. Er verstärkte seine Wachen am Eingange des Louvres, und ließ auf eine halbe Meile von der Stadt einige Kompagnien Kavallerie und Infanterie des Herzogs von Epernon herbeykommen, welche bey jeder Erfoderniß durch den Garten der Thuillerien, deren Thüre auf das Feld gehet, eingelassen werden konnten.

Die Liguisten wurden durch diese Vorkehrungen nicht wenig betroffen, da sie alle ihre Geheimnisse verrathen sahen: sie wußten aber nicht, wem sie die Schuld zuschreiben sollten. In den Lieutenant Poulain konnten sie kein Mistrauen setzen, weil seine Verhaftnehmung ihn gegen allen Verdacht schützte. Niemand war aber misvergnügter, als der Herzog von Mayenne, welcher das Vorhaben der Pariser nie ganz gebilligt hatte, und doch demungeachtet sich in die Verschwörung verwickelt, so wie in der Gewalt des Königs sah, welchem es ein Leichtes gewesen wäre, ihn gefänglich einzuziehen, wenn Er nicht nach gewissen Rücksichten, langsam, und mit Verstellung zu Werke gegangen wäre, um seinen Endzweck zu erreichen. Hatte sich der Herzog vorhin krank gestellt, um mit Muße über die Vorschläge der Liguisten nachzudenken, so mußte er sich jetzt so stellen, um nicht nach dem Louvre zu gehen, und dort auf Befehl des Königs gefänglich eingehalten oder umgebracht zu werden. Als er nach Verfluß

fluß einiger Tage sah, daß der König keine weitere Vorkehrungen traf, und sich hinlänglich gesichert glaubte, so faßte er wieder Muth, und beschloß, die Stadt zu verlassen, und sich nach seiner Statthalterschaft von Burgund zu begeben. Er gieng also nach dem Louvre, und stellte sich, als wenn ihn seine schwächliche Gesundheit zur Abreise nöthige, und bat den König um die Erlaubniß, welcher aller seiner Verstellungskunst ungeachtet sich nicht enthalten konnte, ihn zu fragen: wie könnt Ihr doch, Herzog, euere Freundinn die Ligue verlassen? Der Herzog stellte sich, als wenn er den König nicht verstünde, und erwiederte demselben: er wisse nicht, was Er sagen wolle. Er reisete auf der Stelle ab, und war eben so froh, sein Leben geborgen zu haben, als sich der König Glück wünschte, daß dessen Entfernung die Pariser eines Anführers beraubt habe. A. D. 1586.

Der Herzog von Guise nahm es den Parisern sehr übel auf, daß sie sich an seinen Bruder gewendet, weil er sich sowohl mehr Muth, Gewandtheit, und Klugheit zutrauete, und die erste Triebfeder und die Seele aller Unternehmungen seyn wollte, als weil er wußte, daß die Gesinnungen seines Bruders mit seinen Absichten nicht ganz übereinstimmten. Die Pariser entschuldigten sich aber, daß sie aus Furcht, ihr Vorhaben möchte schon entdeckt seyn, und der König ihnen zuvorkommen, zu dem Herzog von Mayenne ihre Zuflucht genommen

hätten,

A.D. 1586. hätten, um ohne längeren Aufschub zum Werke zu schreiten. Sie hätten es für gleichgültig gehalten, ob sie sich an den einen oder den andern Bruder wendeten, da der eine gegenwärtig, der andere aber weit entfernt, und mit andern Unternehmungen beschäftigt gewesen wäre. Der Herzog von Guise hatte, um nicht müßig zu seyn, und seinen Ruhm nicht zu verdunkeln, aus eigenem Antriebe und ohne hinreichende Ursache den Herzog von Bouillon angegriffen, welcher als Besitzer von Sedan und Jametz, zweier sehr wichtiger Festungen, und anderer minder beträchtlicher Plätze an den Gränzen von Lothringen und Champagne, Herr von eben so vielen Pässen war, durch welche die deutschen Heere in Frankreich eindringen, und den Hugonotten zu Hülfe kommen konnten. Der Herzog von Guise wünschte also, denselben diese Pässe abzuschneiden, und den Herzog von Bouillon aus diesen Plätzen zu vertreiben. Er beklagte sich sehr, daß die Besatzungen der unter Sedan liegenden Plätze, wo sich eine große Anzahl von Hugonotten versammle, Streifereyen in die Dörfer machten, welche zu seiner Statthalterschaft von Champagne gehörten. Er griff also Donzi an, und nahm es ein. Der Besitz dieses Platzes würde die Belagerung von Sedan sehr erleichtert haben, und er würde sie auch sogleich vorgenommen haben, wenn ihn nicht andere Unternehmungen daran verhindert hätten.

Der

Der Gouverneur von Auxonne, einer der vornehmsten Festungen von Burgund, weigerte sich, sie dem Herzog von Mayenne zu übergeben, welchem sie als ein besonderer Sicherheitsplatz war angewiesen worden. Da derselbe abwesend war, und in Guienne lange Kriegsarbeit zu haben schien, so wurde der Gouverneur nur noch muthiger. Obschon der Generallieutenant der Provinz, ein getreuer Anhänger des Königs, sich stellte, als wenn er diese Festung mit Gewalt zur Uebergabe zwingen wolle, so verzögerte er doch listiger Weise, es zu thun, und wollte nicht wissen, auf welche Art der Gouverneur zum pflichtmäßigen Gehorsam zu bringen sey. Der Herzog von Guise, welcher keine Widersetzlichkeit in den Statthalterschaften seines Hauses, und vorzüglich in dem an Champagne und Deutschland gränzenden Burgund zu dulden gewohnt, und auf die Ehre seines Bruders so wie auf die seinige eifersüchtig war, gab die Belagerung von Sedan auf, marschirte unvermuthet mit der ganzen Macht der Ligue nach Burgund, und fieng ohne die Erlaubniß des Königs jene von Auxonne an. Da diese Festung mit einer starken Besatzung versehen war, so zeigten die Belagerten einen solchen Muth, daß sie in dem ersten Ausfalle das Infanterieregiment des Obristen Saint-Paul übern Haufen warfen, von welchem sieben Hauptleute und drey hundert Gemeine auf dem Platze blieben. Die Belagerten A. D. 1586.

machten

A. D. 1586. machten hernach mehrere wüthende Ausfälle: sie wurden aber immer mit großem Verluste zurückgeschlagen. Nachdem die Festung anhaltend aus drey und zwanzig Kanonen, welche der Herzog von Lothringen größtentheils dargeliehen hatte, beschossen, die Belagerten durch wiederholte Stürme ermüdet worden, und von keiner Seite Hülfe erwarten konnten, so entschlossen sie sich, zu kapituliren, weil einige wenige in Montbelliard und Genf von Clervant zusammen gebrachte Kavallerie und Infanterie durch den Herrn von Rene, Mestre de Camp des Herzogs von Guise war geschlagen worden. Sie erhielten freyen Abzug nach Sedan und Jametz, und übergaben (den 17ten August) die Festung in die Hände des Herzogs von Guise, welcher den Baron von Seneçay zum Gouverneur derselben bestellte, sich eilends wieder in seine Statthalterschaft von Champagne, und von da nach Soissons begab, wo in einer Versammlung der Häupter der Ligue die Fortsetzung des Kriegs gegen den Herzog von Bouillon beschlossen wurde.

Da der Herzog von Guise standhaft in seinen Entschlüssen, und geschwind in der Ausführung derselben war, brachte er sein Heer in kurzer Zeit wieder in Ordnung, und griff Rocroi an, einen nach der modernen Art befestigten Platz, welchen Montmarin standhaft vertheidigte. Durch die wiederholten Stürme und vielfältigen Angriffe, bey welchen

chen sich der Herzog von Guise sowohl durch Kriegs- A.D.
erfahrung als seine Tapferkeit auszeichnete, wurden 1586.
die Belagerten endlich gezwungen, die Festung zu übergeben, da sie keine Hülfe und keinen Entsatz zu hoffen hatten. Einer derselben, Namens Perceval und zwei andere Hauptleute, welche sich durch den Herzog von Guise hatten bestechen lassen, stellten sich, als wenn sie sich nach Sedan und Jametz zurückzögen, und versprachen, eins der Thore von jeder Stadt, wann die Wache derselben an sie käme, ihm zu überliefern. Obschon er zu schwach war, diese so wichtige Festungen anzugreifen, so lagerte er sich doch in dieser Hofnung bey Mouzon, einer Sedan nahe liegenden Stadt, um unter diesem Scheine den Erfolg der ihm gemachten Versprechungen abzuwarten.

Indeß der Herzog von Guise mit diesen Unternehmungen in Champagne beschäftigt war, hatte die Königinn-Mutter mit dem Könige von Navarra den Ort ihrer Zusammenkunft verabredet, und sich nach Cognac in Begleitung des Ludewig Gonzaga Herzogs von Nevers, welcher die Ligue verlassen, und sich gänzlich ihrem Schutze unterworfen, des Marschalls von Retz, der Herren von Abin und Rambouillet, des Abbe' Guadagni, des Staatssekretärs Pinart, des Herrn von Lansac und verschiedener anderer sowohl durch ihre Geburt als ihre Staatsklugheit ausgezeichneter Männer begeben.

A. D. 1586. Der König von Navarra kam in Begleitung des Vicomte von Türenne, des la Forçe, Montguion, des Barons von Salignac und mehrerer Baronen seiner Parthey mit einer solchen Bedeckung (Er hatte 800 Mann Kavallerie und nicht weniger als 2000 Mann Infanterie bey sich) nach Jarnac, daß Er dadurch der Königinn-Mutter das größeste Mistrauen einflößete. Es mangelte nicht an jenen, welche befürchteten, und auch das Gerücht verbreiteten, als wenn Er nur in der Absicht gekommen wäre, um sie gefangen zu nehmen, und mit Gewalt nach la Rochelle zu führen. Nachdem es aber bekannt worden, daß der König von Navarra nur wegen seiner eigenen Sicherheit mit einer so starken Begleitung gekommen, und wegen älteren Vorfällen befürchtete, überlistet zu werden, und seine Aufrichtigkeit, so wie die Abgeschmacktheit dieser Sage, jeden Verdacht entfernt hatte, so hielten sie zu Saint-Bris, einer von Jarnac und Cognac gleich weit entfernten Stadt, den zehnten Oktober eine Zusammenkunft. Nebst dem gewöhnlichen Hofgefolge hatte die Königinn-Mutter den Hauptmann ihrer Leibwache sammt funfzig Reutern, und der König von Navarra den Hauptmann Lomeau mit eben so viel Reutern bey sich. Die Thore der Stadt wurden durch zwei Kompagnien Infanterie, die eine von der katholischen, und die andere von der Parthey der Hugonotten bewacht. Die Kavallerie

beyder

beyder Theile stand in zwei abgesonderten Schlacht- A.D.
ordnungen auf dem Felde: jene des Königs von 1586.
Navarra unter dem Kommando des Grafen von Laval und La Noue's, und die der Königinn-Mutter unter jenem von Malicorne und einiger Edelleute der Provinz. Die öffentliche Unterredung bestand in Klagen von beyden Seiten. Die Königinn-Mutter beklagte sich, daß der König von Navarra so hartnäckig auf seiner Religion bestehe, sich vom Hofe entfernt halte, und dadurch den König in die Nothwendigkeit versetze, Ihn zu bekriegen. Der König von Navarra beklagte sich im Gegentheile sehr, daß der König, während er den Befehlen desselben Gehorsam leiste, und seine Edikte befolge, das Friedensedikt wiederrufen habe, um den Herren von Guise und den andern Feinden der öffentlichen Ruhe Genüge zu leisten. Als sie zur geheimen Konferenz schritten, legte sie ihm die vom Könige gemachten Bedingnisse vor, nämlich die Scheidung von seiner Gemahlinn der Königinn Margaretha, und die Vermählung mit der Prinzessinn von Lothringen, welche die Königinn bey sich hatte, sich in mannbarem Alter befand, und einen vortrefflichen Charakter und einen reifen Verstand besaß. Die Königinn-Mutter stellte Ihm vor, daß mit dieser Ehe die Erklärung zum ersten Prinzen vom Geblüte und zum rechtmäßigen Thronfolger verbunden sey, und die Trennung des Herzogs von Lothringen,

A. D. 1586. des Vaters der Prinzessinn, von der Ligue und den Herren von Guise zur nothwendigen Folge haben werde, welche dadurch ihre vornehmste Stütze verlöhren, und sich entweder von selbst zur Ruhe begeben müßten, oder, wenn sie sich nicht nach dem Willen des Königs fügen wollten, durch Hülfe des deutschen Heeres, welches auf dem Einmarsche in das Reich begriffen sey, sehr leicht unterdrückt, und zu Grunde gerichtet werden könnten. Man fodere von dem Könige von Navarra, um sich eines so großen Vortheils theilhaftig zu machen, nichts anders als seine Bekehrung zur katholischen Religion und seine Erscheinung am Hofe. Was die Exkommunication und die Bulle des Pabstes, durch welche Er der Thronfolge unfähig erklärt worden, betreffe, so werde man, sobald Er in den Schooß der katholischen Religion zurückgekehrt sey, die Verfolgung der Guisen aufhöre, und die Ligue zerstört worden, die Wiederrufung derselben sehr leicht erhalten. Zur Erleichterung dieses habe der König, welcher sehr unzufrieden gewesen, daß Fabio Mirtho, ein Neapolitaner und Erzbischof von Nazareth statt des Hieronymus Ragazzoni, eines Venetianers, und Bischofs von Pergamo, war ernannt worden, sich anfänglich geweigert, ihn anzunehmen, und denselben hernach doch angenommen. Ueberdies sey der König gesonnen, seinen gewöhnlichen Gesandten am päbstlichen Hofe, den Herrn

von

von Saint-Goard Marquis von Pisain den Herzog von Luxemburg als außerordentlichen Gesandten beyzugesellen. Beyde seyen so kluge und geschickte Staatsmänner, daß sie an dem päbstlichen Hofe jede Schwierigkeit leicht überwinden würden. Dies war auch in der That das beste und kräftigste Mittel, die Herren von Guise und die Ligue zu Grunde zu richten, der königlichen Majestät ihren vorigen Glanz, Derselben ihre rechtmäßige Gewalt, und Frankreich die Ruhe wieder zu verschaffen. Dem Könige von Navarra waren auch diese Gründe so einleuchtend, daß Er zwei Tage Bedenkzeit sich ausbat, um einen Entschluß zu fassen. A. D. 1586.

Das Schicksal hatte es aber anders bestimmt: der König von Navarra sollte nicht durch den Weg des Vergleichens und des Friedens, sondern des Krieges und der Verheerung zur höchsten Stufe seiner Größe gelangen. Auf der einen Seite lag das Andenken der schrecklichen Bartholomäus-Nacht so tief in seiner Seele, daß er nichts mehr befürchtete, als von neuem überlistet, und aufgeopfert zu werden; auf der andern schien Ihm die Hofnung zur Thronfolge ungewiß, weil der König und die Königinn sich noch in der Blüthe ihres Alters befanden, und dieselbe mit der Länge der Zeit durch unendlich viele Umstände vereitelt werden könnte. Zu diesem gesellte sich noch das Gefühl der Schande,

A.D. 1586. die Parthey der Hugonotten zu verlassen, welcher Er doch Alles zu verdanken hatte, seine Religion so oft zu verändern, und sich selbst nicht nur allein der Unbeständigkeit, sondern auch des Atheismus zu zeihen, wenn man einsähe, daß er seinen Glauben dem Staatsinteresse anmodele. Er beschloß also, in die Vorschläge der Königinn-Mutter nicht einzuwilligen, und zu versuchen, ob nicht auf einem andern Wege die nämliche Absicht erreicht werden könnte. Diesem zu Folge hielt Er eine zweite Zusammenkunft an dem nämlichen Orte: man wiederholte öffentlich die nämlichen Klagen, und schritt dann zur geheimen Unterredung, in welcher Er der Königinn-Mutter vorstellte, daß sich das deutsche Heer und das seinige mit jenem des Königs vereinigen könnten, um die Ligue und das Haus von Lothringen zu Grunde zu richten, ohne daß Er geradezu seine Religion verändern, und am Hofe erscheinen müßte. Der König habe im Vergangenen seinen aufrichtigen Charakter und sein Verlangen kennen gelernt, Ihm nicht nur allein Gehorsam zu leisten, sondern auch jene zum Gehorsame zu zwingen, welche sich Ihm widersetzten, wozu Er Ihm nicht nur allein das deutsche Heer, sondern auch die ganze Macht seiner Freunde und Anhänger, und sogar sein eigenes Leben anbiete. Er sey bereit, dem König alle mögliche Sicherheiten zu geben, und hoffe, daß Er in kurzer Zeit durch

seine

seine Handlungen die besten Zeugnisse seiner Aufrichtigkeit und seiner Treue ablegen werde. Es sey also jetzt überflüßig, über seine Religionsveränderung zu unterhandeln, da dieselbe ein so wichtiger Gegenstand sey, daß Er sich dazu nur nach reifer Ueberlegung, nach einer Kirchenversammlung, nach erhaltenem Unterrichte und andern besondern Umständen entschließen könne, um sein Gewissen zu beruhigen, und seinen Entschluß zu rechtfertigen. Eben so halte Er es ganz außer der Zeit, nach Hofe zu kommen, wo Er sich so lange nicht ohne Gefahr aufhalten könne, als die Herren von Guise nicht gänzlich ausgerottet seyen. Mit welchem Herzen, mit welchem Muthe könne Er nach Paris gehen, und dort wohnen, wo die Macht der Ligue so überwiegend, und der Haß des Volkes gegen Ihn so groß sey, bevor nicht die Aufwiegler und Aufhetzer desselben auf die Seite geschafft seyen? Der König solle also solche Maasregeln ergreifen, wie sie die gegenwärtige Lage der Dinge erlaube, und sich überzeugen, daß, da die Nämlichen ihre gemeinsamen Feinde seyen, und sie Beyde für ein gleiches Interesse kämpften, Er so ehrlich und so nachdrücklich zu Werke gehen werde, als es die Umstände erfoderten. A. D. 1586.

Auf diese Gründe antwortete die Königinn-Mutter: seine Bekehrung sey eben so leicht und ehrbar; denn wenn sich der König mit Ihm vereinigte,

A. D. 1586. während Er noch von der römischen Kirche getrennt, und exkommunicirt sey, so würde Er seinen Namen durch eine solche Verbindung mit Schande bedecken, welche Er allzeit verabscheuet habe, und die niemals irgend Einer seiner allerchristlichsten Vorfahren eingegangen sey; nebst dem sey es auch dem bey seiner Krönung geleisteten Schwure entgegen, und Er würde dadurch nicht nur allein die Ligue zum Aufruhre autorisiren, sondern auch, was das Wichtigste sey, alle katholische Fürsten gegen sich aufbringen. Diesem Bündnisse werde der Aufruhr von Paris, welches schon über die mit Ihm gepflogene Unterhandlung aufgebracht sey, der vornehmsten Städte, des ganzen katholischen Adels, und des größten Theils des Reiches auf dem Fuße folgen. Dies sey der Weg, der Ligue den Beystand des katholischen Königs zu verschaffen, welcher alsdann seine gegen England geschärften Waffen unversehens gegen Frankreich kehren müßte. Der von Natur jähzornige und stürmische Pabst werde bey der ersten Nachricht davon sogleich Bannstrahlen und Interdikte schleudern, die Ligue kräftig unterstützen, und alle italiänische Fürsten einladen, sich mit Ihm zur Vertheidigung der katholischen Religion zu vereinigen. Der Herzog von Lothringen werde nie seine Einwilligung zur Vermählung seiner Tochter mit Ihm geben, so lange Er noch nicht in den Schooß der Kirche zurückgekehrt sey, noch die Generalstaa-

ten

ten es dulden, daß Er zum rechtmäßigen Thronfol- A. D.
ger erklärt werde. Ueberhaupt vermehre seine Hart- 1586.
näckigkeit nur die Schwierigkeiten, anstatt daß seine Bekehrung alle Wege ebenen, und seine Hofnungen fest gründen würde.

Der König von Navarra entschuldigte sich bald mit seiner Ehre, bald mit seinem Gewissen, bald äußerte Er die Furcht, von neuem in einem Netze gefangen zu werden: seine Entschuldigung war aber so beschaffen, daß seine Verlegenheit sowohl als die Wirkung sichtbar war, welche die Gründe der Königinn-Mutter auf sein Gemüth machten. Man kam also wegen einer neuen Zusammenkunft überein, bey welcher zur Erleichterung des Geschäftes von Seite der Königinn-Mutter der Herzog von Nevers, und von jener des Königs von Navarra der Vicomte von Türenne erschienen, die aber wider die Absicht ihrer Principalen neue Schwierigkeiten erregten, anstatt durch deren Beseitigung den Weg zu einem Vergleiche zu bahnen. Der Herzog von Nevers wollte seiner Gewohnheit nach seine Kenntnisse und seine Beredtsamkeit zeigen, und vermehrte dadurch nur den Argwohn des Königs von Navarra, welcher sich vor nichts mehr als den italiänischen Kunstgriffen fürchtete. Der Vicomte von Türenne, ein eben so feiner und scharfsichtiger als tapferer Mann, war der gemeinen Meinung, obschon er die Gründe der Königinn zu begünstigen

A. D. 1586. schien, daß der König von Navarra keinen Vergleich eingehen noch zur römischen Kirche zurückkehren solle; weil er und sein Verwandter, der Herzog von Montmorency (so nannte man den Marschall von Damville nach dem Tode seines Bruders), befürchteten, von Allen verlassen zu werden, und die Hofnung zu verliehren, sich zu einem hohen Grade von Macht unter den Hugonotten empor zu schwingen. So zerschlug sich auch diese dritte Konferenz, ohne daß man zu irgend einem Schlusse kommen konnte. Der König von Navarra wurde von mehreren Seiten gewarnt, vor der Politik des Königs und der Königinn-Mutter auf seiner Hut zu seyn, welche zur nämlichen Zeit, als sie mit Ihm in Unterhandlungen begriffen wären, den päbstlichen Nuncius, den Herzog von Guise und die Pariser versicherten: alles dies geschehe zum Vortheil der Ligue, und der Erfolg solle zeigen, daß diese Unterhandlung nur eine Mine sey, welche zum Besten der Religion springen werde. Dies vermehrte den Verdacht des Königs von Navarra: Er glaubte, daß Er sich auf die Unbeständigkeit des Königs und die überfeine Politik der Königinn-Mutter nicht verlassen dürfte, und beschloß endlich, bey der Parthey der Hugonotten standhaft zu beharren, und sich bey keiner Konferenz mehr einzufinden, sondern nur den Vicomte von Türenne zu derselben abzuschicken, welcher aber so geschickt zu unterhandeln wußte, daß man zu kei-

nem

nem Beschlusse kommen konnte. So endigte sich das Jahr Tausend fünf hundert und sechs und achtzig. A. D. 1586.

Drittes Kapitel.

Der König vereinigt sich mit der Ligue, um sich dem deutschen Heere zu widersetzen. Er schickt den Herzog von Joyeuse mit einem Heere gegen den König von Navarra, und gesellt ihm den Lavardin als Lieutenant bey. Der Graf von Soissons und der Prinz von Conti gehen zu Parthey des Königs von Navarra über.

Den ersten Tag des Jahres Tausend fünf hundert und sieben und achtzig hielt der König zu Paris ein Kapitel des heiligen Geistordens mit großer Feyerlichkeit, und legte den Schwur ab, keine andere als die römischkatholische Religion im Reiche zu dulden. Dieser Schwur war eben so unüberlegt, als nach dem Urtheile Vieler widersinnig und seinem Plane, so wie seinen Vergleichsunterhandlungen mit dem Könige von Navarra zu widerlaufend. Diejenigen, welche weiter hinaussahen, nahmen ihren Tadel zurück, sobald sie die Absicht des Königs oder den Inhalt der mit dem Könige von Navarra insgeheim gepflogenen Unterhandlungen erfuhren: denn der Herr von Rambouillet war mit Briefen der Königinn-Mutter aus Poitou (den A. D. 1587.

A.D. 1587. 27sten December) angekommen, und hatte seinen Bericht abgelegt, wie weit die Unterhandlung mit dem Könige von Navarra gediehen sey. Der König hielt einen jeden Vergleich für unmöglich, so lange derselbe nicht zur katholischen Religion zurückträte, und ein Bündniß ohne diese Bedingung vorschlüge. Der König that also aus guten politischen Gründen diesen Schwur, um dem Könige von Navarra jede Hofnung zu einem Vergleiche ohne diese Bedingniß abzuschneiden, und Ihn zur Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche zu zwingen, oder, um besser zu reden, im Weigerungsfalle sich mit der Ligue enger vereinigen zu müssen, und dem deutschen Heere Widerstand leisten zu können. Auf diese Art machte Er allen Beschwerden und Verläumdungen der Häupter der Ligue ein Ende, und besänftigte grösstentheils, wenigstens auf einige Zeit, die Gemüther der Pariser, welche, wie es bey Volksbewegungen der gewöhnliche Fall überhaupt ist, das leiseste Windchen verändert. Er konnte also nachher ohne den geringsten Widerstand die Hauptstadt verlassen, ein Heer versammeln, und den fremden Völkern entgegen gehen, obschon die gewöhnlichen Aufwiegler nicht ermangelten, ihre Maschinen mehrmals in Bewegung zu setzen. Ueberhaupt erkannte man nun ganz deutlich die wahren Gesinnungen des Königs. Wann Ihn der Strohm der Begebenheiten fortriß, den Hugonot-

ten

ten einige Vortheile zuzugestehen, so that Er es nur gleichsam wider Willen, und nach langer Ueberlegung; war aber die Rede, die katholische Parthey zu begünstigen, und sich mit derselben zu vereinigen, so that Er es mit der größten Bereitwilligkeit und Nachdrucke. Es schien unwidersprechlich, daß seine Thätigkeit für die katholische Religion aus einer natürlichen Neigung, und die Begünstigung der reformirten aus einer gezwungenen Handlung floß. A. D. 1587.

Der König von Navarra, welcher auf der Stelle die Nachricht von dem Schwure des Königs erhielt, beklagte sich, daß man arglistig, und ganz anders zu Werke gehe, als man mit Ihm unterhandle. Der Herzog von Nevers antwortete Ihm ganz passend: wenn Er sich aller mit Ihm gepflogener Unterhandlungen erinnere, so werde Er nicht finden, daß der König versprochen habe, die reformirte Religion zu dulden, oder sie anzunehmen, sondern daß man sich alle mögliche Mühe gegeben habe, um Ihn zur Rückkehr zur katholischen Religion zu vermögen, in welcher der König zu leben und zu sterben entschlossen sey, ohne daß Ihn irgend ein Unfall davon abwendig machen könnte.

Es mag nun seyn, wie es will, so ist es doch gewiß, daß die Königinn-Mutter, welche dem Könige die letzte Entschließung des Königs von Navarra durch den Herrn von Rambouillet hinterbringen lassen, den Auftrag erhielt, die Unterhandlung

zu

A. D. 1587. zu verändern, und statt der vorgeschlagenen Verbindung einen Waffenstillstand von einigen Monaten auszuwirken, damit Er Zeit gewönne, sich gegen das deutsche Heer in Verfassung zu setzen. Obschon der Vicomte von Turenne sehr oft zur Königinn kam, und der Herzog von Nevers und der Marschall von Biron öftere Konferenzen mit dem Könige von Navarra hielten, so kam doch nichts anders als ein Waffenstillstand von so kurzer Frist zu Stande, daß der König denselben nicht einmal genehmigte. Der König von Navarra, welcher den Marsch des deutschen Heeres nicht länger verzögern wollte, brach die Unterhandlungen ab, und begab sich nach La Rochelle. Die Königinn-Mutter kehrte mit der größten Geschwindigkeit, ihres Alters und der bösen Witterung ungeachtet, nach Paris zurück, wo man über alle gepflogene Unterhandlungen Berathschlagungen hielt, und vorzüglich auf Antrieb Villeroi's beschloß, daß der König mit den Häuptern der Ligue sich vereinigen, und mit gesammter Macht dem deutschen Heere sich widersetzen müsse, um diese Vereinigung des Königs von Navarra mit demselben auf alle mögliche Art zu verhindern, da man Ihn, selbst durch die vortheilhaftesten Bedingnisse, zu einem Vergleiche mit dem König nicht bewegen könne. Es bleibe dem Könige also nichts übrig, als den Fußtapfen seiner Vorfahren so lange zu folgen, bis Gelegenheit und Umstände andere Maasregeln an

die

die Hand gäben, und dem deutschen Heere zu wider- A. D.
stehen, damit das Reich nicht ein Raub der Frem- 1587.
den, die Majestät verächtlich, und Er selbst am
Ende das hülflose Spielzeug und der Feind beyder
Partheyen würde. Villeroi behauptete, daß die
Unthätigkeit des Königs und seine Abneigung gegen
Kriegsübungen der Person desselben allen Glanz nnd
Ruhm benommen, und die übermäßigen Steuern
und Auflagen Ihn verhaßt gemacht hätten. Er
solle sich also an die Spitze eines starken Heeres stel-
len, neue Proben seiner Tapferkeit und Geistes-
größe geben, durch einen vollkommenen Sieg dem
Kriegselende ein Ende machen, durch die Wieder-
herstellung des Glanzes seiner Majestät die Schat-
tenbilder seiner Gewalt wie eine Sonne verscheuchen,
und denjenigen seiner Unterthanen Schrecken einja-
gen, welche sich unterfiengen, Ihm Gesetze vor-
schreiben zu wollen. Dies sey der einzige Weg,
das Vorhaben der Ligue zu vereiteln: denn wenn Er
sich an die Spitze seiner Heere stellte, so würde der
Adel und der Kriegsstand viel lieber seiner Fahne,
als jener der Herren von Guise folgen, und ein
jeder viel lieber aus der Quelle als aus einem Bache
schöpfen. Durch seine Erklärung für die katholische
Parthey werde Er sich der Hülfe des Pabstes und
des Königs von Spanien versichern, welche es nie
wagen würden, gegen Ihn aufzustehen, wenn der
Vorwand der Religion einmal aufhöre. Schon

wisse

A. D. 1587. wisse man, daß der von der Wahrheit und Vernunft gezwungene Pabst dem Kardinal Pelleve', welcher Ihn um Hülfe für die Ligue ansuchte, geantwortet habe: Er begreife nicht, wie man gegen einen rechtmäßigen, katholischen und gottesfürchtigen König die Waffen ergreifen könne, wenn man Ihm nicht vorher augenscheinlich bewiese, daß der König die Hugonotten begünstige; der König von Spanien habe es selbst noch nicht gewagt, sich öffentlich gegen Ihn zu erklären, sondern nur unter dem Vorwande, England zu bekriegen, seine Truppen versammelt, um seine Waffen gegen denselben zu kehren, wann die Religion die Gelegenheit dazu geben werde. Villeroi versicherte ferner den König, daß alle andere Anschläge nur Träumereyen und politische Subtilitäten, Chimären und Trugbilder seyen; dies wäre der einzige Weg, welcher zum Siege und zur Ruhe führe. Sobald dieselbe hergestellt sey, so könne Er alsdann seinen Unterthanen die Last der Steuern und Auflagen erleichtern, und die allgemeine Liebe derselben wieder gewinnen. Villeroi schloß mit seinem gewöhnlichen Grundsatze, daß der König die Ligue nicht leichter zu Grunde richten könne, als wenn Er ehrlich und aufrichtig nach dem Beyspiele seiner Vorfahren zu Werke gienge: denn durch die Entfernung der Vorwände und die Entledigung der Beschwerden werde das ganze Gebäude seiner Feinde von selbst zusammen fallen.

Diese

Diese Gründe, aber noch mehr die Nothwendigkeit, bewogen den König zum Entschlusse, sich mit der Ligue zu vereinigen, und dem deutschen Heere mit gesammter Macht sich zu widersetzen. Er fertigte also eilends seinen Leibarzt Miron an den Herzog von Guise mit der Nachricht ab, daß die Unterhandlung der Königinn-Mutter mit dem Könige von Navarra aus der Absicht gepflogen worden, um die Sache in die Länge zu ziehen, und einen Waffenstillstand auszuwirken, damit das deutsche Heer nicht in Frankreich eindränge, sich von selbst zerstreuete, wie es schon oft geschehen, um nicht Alles auf die Spitze zu setzen. Da aber die Bedingnisse des Königs von Navarra zu hart gewesen, und sich die Zeit des Einmarsches der Deutschen herannähere, so habe Er beschlossen, sich demselben mit Gewalt zu widersetzen. Er werde den Herrn von Sancy nach der Schweiz schicken, um ein starkes Korps anzuwerben, und ein Heer unter dem Kommando des Herzogs von Joyeuse gegen den König von Navarra schicken, um Ihn zu verhindern, über die Loire zu gehen, und sich mit den Deutschen zu vereinigen. Er werde sich an die Spitze eines andern Heeres stellen, um nach Erforderniß an jenen Ort zu eilen, wo man der Hülfe am meisten bedürfe. Da das deutsche Heer zuerst in Lothringen, hernach in Champagne und Burgund eindringen werde, von welchen Provinzen er und

A. D. 1587.

A.D. 1587. sein Bruder der Herzog von Mayenne Statthalter seyen, so müßten sie sich auch in Verfassung setzen, ihre Freunde und Anhänger bescheiden, um ein Heer aufzurichten, und das feindliche bey seinem Einmarsche beobachten, und demselben schaden zu können. Miron fand den Herzog von Guise bey Mouzon, von wo er mit seinem Korps Sedan neckte, in der Erwartung, daß Perçeval und seine Spießgesellen, welche der Herzog von Guise durch Geld und Versprechungen bestochen hatte, ihm Gelegenheit verschaffen würden, Jametz oder Sedan selbst zu überrumpeln, weil Einige derselben in der einen, Andere in der andern Festung sich befanden. Miron entledigte sich des vom Könige erhaltenen Auftrages, und übergab ihm zugleich Briefe von der Königinn, welche nichts als Gewogenheit und Vertrauen athmeten. Der Herzog, welchem eben so viel daran lag als dem Könige, den Feinden Widerstand zu leisten, gab ihm sogleich die Versicherung, daß er die Befehle Seiner Majestät befolgen, die Freunde und Anhänger seines Hauses versammeln, und seiner Gewohnheit nach nicht ermangeln werde, der Krone in der Noth Dienste zu leisten. Er bitte aber den König, sich doch einmal von der Hartnäckigkeit der Hugonotten zu überzeugen, und zu erlauben, daß sein Reich von dem tödtlichen Gifte der Ketzerey befreyt werde.

Nach-

Nachdem der König die Erlaubniß dem Her- A. D.
zoge von Guise, welche er sich ohnedies selbst ge- 1587.
nommen haben würde, gegeben hatte, ein Heer auf die Beine zu stellen, und den Deutschen sich zu widersetzen, so war Er doch sehr verlegen wegen der Art, wie Er den König von Navarra hinhalten, und zugleich einem so starken Heere widerstehen könnte, welches sein Reich mit einem Einfalle bedrohete. Hätten sich alle seine Unterthanen einstimmig mit Ihm zum nämlichen Zwecke verbunden, so würde Er in seinem Reiche von dem feindlichen Heere zu befürchten gehabt haben, da die französische Nation so kriegerisch ist: aber in jeder Provinz befand sich eine starke Anzahl von Hugonotten, und die Katholischen selbst hatten verschiedene Absichten. Der Ausgang dieses Streites war also sehr zweifelhaft und ungewiß. Der König stellte sich den Sieg des Herzogs von Guise nicht minder schrecklich vor, als wenn denselben der König von Navarra und die Deutschen davon trügen. In jedem Falle war Er größeren Gefahren ausgesetzt, als jemals. Alles dies machte Ihm um so mehr Besorgniß, als Er alle diese Hindernisse und Unfälle im Geiste vorher sah. Er vergaß darüber nicht nur seine gewöhnlichen Vergnügungen, sondern brachte auch ganze Nächte in tiefen Betrachtungen zu. Oefters verließ Er in den stillsten Stunden der Nacht sein Gemach, begab sich in jenes der Kö-

A. D. 1587 niginn seiner Mutter, und hielt lange Berathschlagungen, zu welchen einigemal seine Vertrauten, und zwar vor allen andern bald der Marschall von Retz, bald der Abbé von Elbene gerufen wurden. Der Herzog von Epernon war zwar sein erster Liebling, aber auch ein zu erklärter Feind der Herren von Guise; Villeroi hingegen, welcher als ein sehr kluger und staatskündiger Mann den besten Rath in diesem Betreffe hätte geben können, schien wegen seiner Feindschaft gegen den Herzog von Epernon verdächtig; alle andere Männer vom größten Ansehen hiengen entweder von dem Einen oder dem Andern ab. Der Herzog von Nevers war dem Könige nicht sehr angenehm, weil er alles wie ein Schiedsrichter entscheiden wollte. Der geheime Rath bestand also nur aus vier Personen, wenn nicht die verwittwete Herzoginn von Uzés, eine Frau von großem Geiste und Verdienste, welche der König in seiner Jugend geliebt haben soll, an den Berathschlagungen, obschon nicht an den geheimsten, Theil nahm. Rambouillet, welcher sich durch seinen Scharfsinn, seine Beredtsamkeit und seine ausgebreiteten litterarischen Kenntnisse die Gnade des Königs und der Königinn erworben hatte, wurde öfters zu denselben gezogen: er hatte aber noch nicht in einem solchen Grade das Vertrauen erworben, daß sie ihm alle Geheimnisse eröfneten.

Nach-

Nachdem der König mit diesen seinen Vertrau- A. D.
ten alle gegenwärtige und künftige Hindernisse erwo- 1587.
gen, und über einige besondere Umstände das Gut-
achten der andern Kabinetsräthe vernommen hatte,
so wurde beschlossen: der Herzog von Joyeuse solle
mit einem kleinen Korps gegen den König von Na-
varra marschiren, und der Herr von Lavardin, auf
welchen sich der König verließ, ihm als Lieutenant
beygesellt werden, um zu verhindern, daß der Kö-
nig von Navarra nicht unterdrückt, sondern nur ab-
gehalten werde, sich mit dem deutschen Heere zu ver-
einigen. Dem Herzoge von Guise und den andern
Prinzen seines Hauses wolle man es überlassen, den
Deutschen den Einmarsch in das Reich zu verweh-
ren, und den ersten Stoß derselben auszuhalten.
Man könne versichert seyn, daß der Herzog von
Guise keine Gelegenheit versäumen werde, mit den
Deutschen zu schlagen, um sowohl sein Eigenthum
zu vertheidigen, als seinen, Partheyhäuptern so
nothwendigen, Ruf zu vermehren. Bey diesem
Kampfe werde der Muth und die Tapferkeit auf bey-
den Seiten gleich seyn, und der Vortheil daraus
entspringen, daß Sieger und Besiegte sich einander
aufrieben. Es sey auch wahrscheinlich, daß der
Herzog, welchem die Deutschen an Macht weit
überlegen, in einer oder der andern Aktion geschla-
gen, und sonach die Ligue zu Grunde gerichtet
würde. Um aber den Siegern das weitere Vor-

A. D. 1587. bringen zu verwehren, müsse der König ein aus schweizerischer Infanterie und dem größten Theile des Adels bestehendes Heer denselben entgegen stellen, damit Er die Gefahren abwenden, und nach seinem Wohlgefallen den Siegern und Besiegten Gesetze vorschreiben könnte; — ein Gedanke, welcher seiner Scheinbarkeit wegen sich so tief in die Seele des Königs eingeprägt hatte, daß Ihn oft seine Diener, wenn Er allein spatzieren gieng, in folgende Worte ausbrechen hörten: ich werde mich an meinen Feinden durch meine Feinde rächen.

Diesem Entschlusse zu Folge schickte Er den Herrn von Sancy eilends nach der Schweiz, um 8000 Mann Infanterie anzuwerben, und ließ das Heer versammeln, welches unter dem Kommando des Herzogs von Joyeuse nach Poitou und Saintonge marschiren sollte. Der König von Navarra hatte nach der Abreise der Königinn-Mutter sogleich mit Kapitulation Chizai und Fontenai, Sassai und Saint-Mairant mit Sturm eingenommen, und Mauleon überrumpelt. Als Herr des ganzen Landes brachte Er so viele Truppen als möglich zusammen, berief seine Freunde und Anhänger, nahm neue Infanterie in Sold, und strengte Alles an, um ein starkes Heer auf die Beine zu bringen. Da seine Gegenwart in La Rochelle nothwendig war, um Geld und Munition zusammen zu bringen, so ließ Er zwei Regimenter Infanterie zur Besatzung

in

in den neu eroberten Plätzen unter den Befehlen der Obristen Debori und Charbonnieres zurück. Der Ruf von diesen neuen Eroberungen des Königs von Navarra und die Klagen der Katholiken, welche laut sagten, daß man diese Provinzen unbesetzt gelassen habe, um dessen Macht zu vermehren, zwangen den König, die Abreise des Herzogs von Joyeuse zu beschleunigen, dessen aus 8000 Mann theils Infanterie, theils leichter Kavallerie bestehendes Heer im marschfertigen Stande war. Eine große Anzahl von Adel folgte seiner Fahne, welchen er durch Großmuth und Freygebigkeit gewonnen hatte. Vor dessen Abreise berief der König den Herrn von Lavardin zu sich, ein Mann, welcher wegen seiner alten Verbindungen der Parthey des Königs von Navarra nicht so sehr abgeneigt war. Der König unterrichtete ihn von seiner Absicht, nämlich mit Mäßigung bey der Führung dieses Krieges zu Werke zu gehen, die Hugonotten im Zaume zu halten, ohne in der gegenwärtigen kritischen Lage einen entscheidenden Schlag zu wagen, die katholische Armee aufs Spiel zu setzen, und dadurch den Operationsplan zu verrücken. Er machte ihm nach einer weitläuftigen Instruction große Hofnungen und Versprechungen, wenn er Alles derselben gemäß ausführen würde. Lavardin muß entweder in einer oder zwei Unterredungen nicht gehörig unterrichtet worden seyn, oder die Absicht des Königs nicht recht begriffen, oder

A. D. 1587.

A. D. 1587. auch sich durch irgend ein Interesse für den König von Navarra haben hinreißen lassen: denn er wurde gleichsam das unverständige Werkzeug, durch welches nachher dieses ganze Heer zu Grunde gieng. Der Herzog von Joyeuse, welcher von diesem geheimen Auftrage nichts wußte, und sich durch seinen hochstrebenden Geist und den Stolz, einen so zahlreichen Adel in seinem Dienste zu haben, blenden ließ, gieng eilends über die Loire, und stürzte so hitzig in die von den Hugonotten besetzten Gegenden, daß die Regimenter von Debori und Charbonnieres, welche in dem ganzen umliegenden Lande Streifzüge machten, abgeschnitten, in dem Flecken Saint-Eloi eingeschlossen, und ihres stundenlangen tapfern Widerstandes ungeachtet überwunden, und bis auf den letzten Mann ohne Gnade und Barmherzigkeit zusammengehauen wurden. Debori wurde gefangen genommen; Charbonnieres rettete sich durch die Flucht nach Saint-Mairant. Der Herzog von Joyeuse benutzte seinen Sieg, belagerte diese Stadt, welche sich nach einigen Tagen ergeben mußte, aber doch so unglücklich war, daß sie von den wüthenden Soldaten, der Kapitulation ungeachtet, verwüstet wurde. Ein gleiches Schicksal erfuhr die Abtey Maillezais und Tonnai-Charente. Der Herr von Lavardin konnte sich dem Herzog von Joyeuse nicht geradezu widersetzen, welcher nach Ruhme dürstete, die Absichten der Ligue begünstigte, oder, wie er sagte,

nach

nach dem Lobe der pariser Prediger geizte, und den- A. D.
selben Gelegenheit verschaffen wollte, seine Thaten 1587.
zu preisen, und seinen Namen berühmt zu machen. Zugleich hatte er die Absicht, das Glück, welches ihn zu einer so hohen Stufe von Größe erhoben, zu rechtfertigen. Lavardin suchte also das durch einen Kunstgriff (so schien es ihm am besten) zu bewerkstelligen, was er nicht durch offenbaren Widerspruch zu erhalten hofte: nämlich er gestattete den Soldaten alle Freyheiten, und verschaffte denselben alle Gelegenheiten zum Plündern. Dies veranlaßte viele zur Desertion, weil der größte Theil sich mit seiner Beute in Sicherheit bringen wollte. Die durch die Strapazzen eingerissenen Krankheiten, aber noch mehr die schlechte Disciplin verminderten ausserordentlich das Heer. Als man sich dessen durch die Musterung versichert hatte, so riethen die Generale und Lavardin zuerst dem Herzoge, nicht weiter vorzudringen, sondern sein Korps vorher durch frische Infanterie zu verstärken; ohne dieses sey es nicht möglich, Belagerungen vorzunehmen, noch in einem so durchschnittenen und sumpfigten Lande wie Saintonge Krieg zu führen. Nebst dem kamen täglich Nachrichten von dem großen Ansehen des Herzogs von Epernon am Hofe an, welche den Herzog von Joyeuse nicht wenig ängsteten. Er beschloß also, nach Hofe zu eilen, um sich sowohl in dem Gedächtnisse des Königs wieder aufzufrischen, als um fri-

A. D. 1587. sche Truppen zu erhalten. Aber das Schicksal hatte ihm bey seiner Ankunft Gegenstände des Schmerzes und des Misvergnügens bereitet, welche in der Abwesenheit nicht so sehr auf ihn gewirkt hatten. Die Gemahlinn seines Bruders des Grafen Heinrich von Bouchage war so eben gestorben. Da sie eine Schwester des Herzogs von Epernon war, so erhielt dieses Band der Verwandtschaft dem Anscheine nach jene Freundschaft, welche die beyderseitige Eifersucht in ihren Herzen getödtet hatte. Zu diesem Verluste gesellte sich noch der Unfall, daß der Graf, entweder aus Schmerz über den Tod seiner Gattinn, die er innigst liebte, oder aus Ueberdruß des Irrdischen, oder wie man sagte, weil er derselben es bey ihrem Leben versprochen hatte, ein Kapuziner wurde, und sich, zum größten Leidwesen seines Bruders, Frater Angelus von Joyeuse nennen ließ. Hier stand aber das Schicksal noch nicht stille: denn die Vermählung des Herzogs von Epernon mit der Gräfinn von Candales, der Erbinn eines sehr reichen und alten Hauses wurde zur nämlichen Zeit vollzogen. Der König beehrte die Hochzeitfeyer mit seiner Gegenwart, und zeichnete sich bey derselben nicht sowohl durch einen prunkvollen Aufzug, wie Er es bey jener des Herzogs von Joyeuse gethan hatte, als durch reiche Geschenke aus, die Epernon sehr gut aufzusparen verstand. Mit diesen ernsthaften Auftritten verbanden die Höflinge einige Jugendstreiche. Der Her-

zog von Epernon liebte die Mademoiselle von Sta- A. D.
vai, eine Gesellschaftsfräulein der Königinn, und der 1587.
Herzog von Joyeuse die Mademoiselle von Vitri
gleichen Charakters, welchen sie kostbare Geschenke
zu machen pflegten. Man sagte, der Herzog von
Joyeuse habe bey seiner Rückkunft dieselbe ganz ver-
ändert gefunden. Sie hatte sich der weiblichen Un-
beständigkeit gemäß durch die Geschenke des Her-
zogs von Epernon, oder durch die Hofnung einer
Vermählung mit dem Herrn von Saint-Goard,
eines Anhängers desselben, gewinnen lassen, und
sich auf diese Seite gewendet. Dieser Vorgang
schlug den Herzog von Joyeuse ganz nieder, weil er
dieselbe entweder sehr liebte, oder von Neid und Ei-
fersucht geplagt wurde. Was aber seinen Gram
noch vermehrte, war, daß er in der Gnade des Kö-
nigs gesunken, welcher ihm öffentlich sagte, daß ihn
der Hof für einen Feigherzigen halte, und daß er
sich schwerlich diesen Flecken aus dem Gesichte wa-
schen werde. Er kehrte zum Heere mit der gerin-
gen Verstärkung zurück, welche er hatte erhalten
können. Seine Eifersucht und sein Misvergnügen
vermochte, wie es gewöhnlich der Fall ist, mehr
über ihn, als das Andenken der erhaltenen Wohl-
thaten, und er beschloß, sich der Ligue gänzlich an-
zuschließen, um den Haß gegen seinen Nebenbuhler
zu befriedigen, und es sogleich mit dem Könige von
Navarra zu einer Schlacht kommen zu lassen. Er

hofte

A. D. 1587. hofte durch einen vollkommenen Sieg sein Glück zu befestigen, und sich dadurch bey der katholischen Parthey und dem Volke ein gleiches Gewicht und Ansehen wie die Herren von Guise zu verschaffen. Ein kühnes Unternehmen, jenes Ziel, zu welchem die Herren von Guise erst nach langem Harren und vieljährigen Arbeiten, Schritt vor Schritt, gelangt waren, mit einem Fluge erreichen, und die Natur der Begebenheiten gleichsam zwingen zu wollen! Der Sturz oder Untergang ist das gewöhnliche Loos solcher Waglinge. Während der Herzog von Joyeuse mit verhängtem Zügel auf dasselbe loßstürzte, war der mit mehr Vorsicht zu Werke gehende König von Navarra darauf bedacht, Truppen von allen Seiten zusammen zu ziehen, um bis an die Loire dem deutschen Heere entgegen zu gehen. Er hatte den Prinzen von Condé, den Vicomte von Türenne, den Herzog de la Trimouille, den Grafen von Montgommery, den Marquis von Galerande, und den Baron von Salignac bey sich. Das Heer bestand aus Veteranen, sowohl Infanterie als Kavallerie, und war unter den Befehlen vieler berühmter Edelleute und erfahrener Officiere nicht sowohl durch seine Anzahl als durch seine Tapferkeit und Entschlossenheit fürchterlich.

Zur nämlichen Zeit hatte der König von Navarra mittelst seiner Vertrauten mit dem Grafen Karl von Soissons, und dem Prinzen von Conti, den Brüdern des Prinzen von Condé, welche bis auf

diese

dieſe Stunde der katholiſchen Religion getreu, und am Hofe geblieben waren, ein geheimes Verſtändniß errichtet, und denſelben vorſtellen laſſen: jetzt ſey nicht mehr die Rede von Religion, ſondern von der Vertheidigung und Erhaltung ihrer Familie und der Thronfolge, zu welcher Erbſchaft Er nicht allein, ſondern nach und nach das ganze Haus Bourbon berufen ſey; es erfodere alſo ihre Pflicht, ſich mit einander zu verbinden, um denjenigen einen ſtärkern Widerſtand leiſten zu können, welche ſie von derſelben auszuſchließen, und zu Grunde zu richten ſuchten. Sie ſollten ein Beyſpiel an ihren eigenen Feinden nehmen, unter welchen der Herzog von Mercoeur und ſeine Brüder, obſchon ſie Verwandte des Königs ſeyen, und demſelben ſo viele Wohlthaten und ihre Erhöhung zu verdanken, die Parthey der Herren von Guiſe ergriffen hätten, und Feinde ihrer eigenen Schweſter und ihres Schwagers wegen ihrer Verwandtſchaft mit dem Hauſe von Lothringen wären. Wenn dies zur Ausführung ihrer ungerechten Abſichten denſelben erlaubt ſcheine, um wie vielmehr müßte ſich das Haus von Bourbon zur Vertheidigung ſeiner gerechteſten und älteſten Vorrechte vereinigen, welche daſſelbe mit allgemeiner und rechtmäßiger Einwilligung der ganzen Nation beſitze. Sie ſollten ſich vor keinem Gewiſſenszwange fürchten, weil diejenigen, welche die Gewiſſensfreyheit Andern geſtatteten, ſie ihren eigenen

A. D. 1587.

Ver-

A.D. 1587. Verwandten nicht rauben würden, sondern nur das Beyspiel so vieler katholischer Baronen und Edelleute beherzigen, welche seiner Parthey folgten.

Diese Prinzen, welche sich am Hofe verachtet, und unterdrückt sahen, wurden durch diese Gründe bewogen, zur Parthey der Hugonotten überzugehen. Der Prinz von Conti sollte sich zu dem deutschen Heere, sobald es in Frankreich einmarschirt sey, der Graf von Soissons aber in das Lager der Hugonotten in Saintonge begeben. Der König von Navarra befahl dem Herrn von Colombierre, und dem Herrn von Sainte-Marie du Mont, welche in der Normandie Truppen für die Hugonotten angeworben hatten, den Grafen bis an die Loire zu begleiten, wo ihn der Vicomte von Turenne mit acht hundert Mann Kavallerie empfangen sollte. Es gieng Alles so glücklich von statten, daß der Graf von Soissons und die Truppen aus der Normandie mit der größten Geschwindigkeit das Heer des Herzogs von Joyeuse vorbey passirten, ohne das Geringste zu leiden, und sich mit jenem des Königs von Navarra zur größten Freude vereinigten. Derselbe war durch die gegen Zwei seiner Regimenter in Poitou ausgeübte Grausamkeit sehr aufgebracht: Er rückte mit dem Entschlusse, sich zu rächen, immer aber vorsichtig weiter, indeß der Herzog von Joyeuse, als wenn er seines Sieges versichert wäre, demselben entgegen gieng.

Vier-

Viertes Kapitel.

Die protestantischen Fürsten Deutschlands brechen mit einem starken Heere aus Elsaß nach Lothringen auf. Zusammenkunft des Königs und des Herzogs von Guise. Letzterer zieht seine Truppen bey Troyes zusammen. Gefecht des Herzogs von Guise mit den Deutschen bey der Brücke von Saint-Vincent, welche den Weg durch Champagne und Burgund einschlagen, um sich mit dem Könige von Navarra zu vereinigen. Unordnung, Ausschweifungen, und deren Folgen bey dem deutschen Heere. Der König besetzt mit einem Heere die Ufer der Loire. Der König von Navarra schlägt den Herzog von Joyeuse bey Coutras aufs Haupt.

Nachdem die Gesandten der protestantischen Fürsten mit der Erklärung des Königs nach Deutschland zurück gekehrt waren, so gab der König von Dännemark, der Herzog Christian von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg, der Prinz Kasimir, die protestantischen Kantons der Schweiz, und mehrere andere Fürsten von der nämlichen Religion, vorzüglich auf die dringenden Vorstellungen des Theodor von Beza, gemessene Befehle, ein Heer auf die Beine zu stellen, zu dessen Anwerbung die reformirten Kirchen in Frankreich dem Prinzen Kasimir ihre freywillige Beysteuer überschickten, und die Königinn von England sechzig A.D. 1587.

A. D. 1587. zig Tausend Dukaten beytrug. Mit diesem Gelde und dem Beystande aller protestantischen Fürsten Deutschlands war es leicht, bey dieser eben so volkreichen als kriegerischen Nation ein zahlreiches Heer auf die Beine zu bringen, welches sich unter den Auspicien des Prinzen Kasimir im Anfange des Julius im Elsaß versammelte. Es bestand aus zwölf Tausend Mann Reuterey, vier Tausend Mann deutscher Infanterie, und ein und zwanzig Tausend Schweizern, wovon vier Tausend nach Dauphiné giengen. Dieses Heer befehligte der Baron Fabian von Dohna, als Generallieutenant dieses Prinzen, ein Preuße von Geburt, und ein gemeiner Edelmann, welcher sich durch die Gunst des Königs von Dännemark und des Pfalzgrafen bey Rhein emporgeschwungen hatte, und für einen kühnen und unerschrockenen Mann gehalten wurde. Er besaß aber weder die für eine so wichtige Stelle erfoderliche Klugheit noch Erfahrung. Im Anfange des Augusts stieß Wilhelm de la Mark, Herzog von Bouillon, mit zwei Tausend Mann Infanterie und drey hundert Mann französischer Reuterey zu demselben, welchem der König von Navarra die Oberfeldherrnstelle übertragen hatte. Obschon er bey seiner Ankunft die weiße Fahne aufpflanzte, ein den Oberfeldherren gebührendes Ehrenzeichen, so überließ er doch demselben das Oberkommando, weil er ein Deutscher war, und behielt sich nur die Ehre desselben

vor.

vor. Der Herzog von Bouillon hatte seinen Bru- A. D.
der, den Grafen Robert de la Mark, die Herren 1587.
von Guitry, Montlouet, La Noele und viele an-
dere französische Edelleute bey sich. Die Herren
von Moui und Cormont brachten ihm aus Genf drey
hundert Mann Kavallerie und acht hundert Mann
Infanterie zu. Täglich vergrößerte sich das Heer
durch jene, welche aus Dauphiné und den andern
Gränzprovinzen von Frankreich kamen, so sehr, daß
es sich auf vierzig Tausend Mann belief, ehe das-
selbe aus Elsaß aufbrach.

Ehe sich dieses Heer in Bewegung setzte, erhielt der Baron von Dohna vom Kaiser Rudolph II einen Befehl, dasselbe sogleich aus einander gehen zu las-sen, und von seiner Unternehmung unter Strafe der Reichsacht abzustehen, welche er ohne seine und des Reichs Erlaubniß wider Frankreich unternommen habe. Der Baron von Dohna antwortete auf das kaiserliche Dekret in einem Manifeste: seine Unter-nehmung sey weder gegen das Reich noch gegen Frankreich gerichtet, sondern ziele dahin ab, den Alliirten der protestantischen Fürsten gegen ihre Un-terdrücker beyzustehen. Die deutsche Nation habe immer die Freyheit gehabt, sich in Sold zu bege-ben, an wen sie wolle, wenn es nicht gegen das Reich gehe: er halte sich also nicht gebunden, weder von seiner Unternehmung abzustehen, noch seine Leute zu verabschieden, sondern er wolle, ohne der

A. D. 1587. kaiserlichen Majestät zu nahe zu treten, das fortsetzen, und ausführen, wozu ihn seine Fürsten bevollmächtiget hätten. Da der Kaiser nichts darauf erwiederte, noch sich weiter widersetzte, so trat das Heer in der Mitte des Augusts unter der Anführung des Herzogs von Bouillon und des Baron von Dohna den Marsch an. Der Graf de la Mark kommandirte die Avantgarde, der Baron von Bock die deutsche Kavallerie, und der Herr von Clervant die Schweizer. Der Herr von Moui erhielt das Kommando der französischen Infanterie; der Herr von Guitry, ein Franzose, und Ludewig Rumpf, ein Deutscher, wurden als Generalquartiermeister angestellt.

Der Herzog von Lothringen, welcher in allen andern Kriegen immer die Neutralität beobachtet, jetzt aber sich für die Ligue und die Prinzen seines Hauses erklärt hatte, war in der größten Furcht, weil die ganze Schwere der deutschen Waffen zuerst auf sein Land fiel, und derselbe nicht im Stande war, denselben Widerstand zu leisten. Er drang also sowohl durch Schreiben als Bothschaften in den Herzog von Guise, und alle seine Freunde und Verbündeten, ihm jetzt zu Hülfe zu eilen, da sie ihn einer solchen Gefahr ausgesetzt hätten. Der Herzog von Lothringen hatte zwei Tausend in den Staaten der katholischen Fürsten Deutschlands angeworbene Reuter unter dem Kommando des Baron von Schwarzenberg, und

acht

acht hundert Mann italiänische Kavallerie in Sold genommen, und noch überdies vier Tausend Mann eigener Truppen auf den Beinen. Zu diesem Korps ließ der Prinz von Parma, Statthalter der Niederlande, dem Traktate der Ligue mit dem katholischen Könige gemäß, acht hundert Mann burgundische Kavallerie unter den Befehlen des Marquis von Havre', und zwei Tausend Mann wallonisches Fußvolk unter jenen des Marquis von Varambon stossen. Da er Nancy, die Hauptstadt von Lothringen, so wie mehrere andere minder beträchtliche Plätze, mit Besatzungen versehen mußte, so blieb ihm keine hinlängliche Macht übrig, um weder dem Durchmarsche des deutschen Heeres sich widersetzen, noch sein eigenes Land schützen zu können. Der Herzog von Guise, welcher die Seele und die Grundveste seiner Parthey war, zog von allen Seiten Truppen und seine Anhänger zusammen, um dem Herzoge zu Hülfe zu kommen. A. D. 1587.

Der König von Frankreich machte nicht geringere Kriegsrüstungen, und hatte sich entschlossen, auf die Bühne zu treten, und sich als allgemeiner Schiedsrichter darzustellen. Nebst den acht Tausend von den katholischen Kantons der Schweiz in Sold genommenen, und vierzehen Tausend Mann französischer Infanterie, berief Er alle Ordonnanzkompagnien und den ganzen Adel zu sich. Dieses Heer wollte Er selbst kommandiren, woran Ihn

A. D. 1587. nichts hinderte, als die Besorgniß vor den Parisern. denn der Rath der Sechzehner reizten unaufhörlich das Volk zum Aufstande, und erregten öfters so großen Aufruhr in der Stadt, daß das königliche Ansehen und die Gewalt der Magistratspersonen fast gänzlich zu Füßen getreten wurde. Eine allgemeine Explosion war zu befürchten, welche die Liguisten hervorzubringen suchten. Der König konnte in der gegenwärtigen Lage die Aufrührer nicht bestrafen, um nicht den Ausbruch zu beschleunigen, und die Hauptstadt bey einer so großen Gefahr zu verliehren, welche allzeit so zu sagen die Festung und Schutzwehre der königlichen Parthey war. Diese Nachgiebigkeit vermehrte so sehr ihre Kühnheit, daß sie ihren Zweck nach den Absichten der Häupter der Ligue erreicht haben würden, wenn nicht die Furcht vor dem sich annähernden deutschen Heere, und der Schwur und die Erklärung des Königs gegen die Hugonotten, so wie seine Bereitwilligkeit, sich zur allgemeinen Vertheidigung zu rüsten, und ein gewisses Gefühl von Ehrfurcht das Volk vom Aufruhre abgehalten hätte. Nachdem der König mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit und Nachsicht mehrere ohne Ursache entstandene Empörungen gedämpft hatte, ohne sein Misvergnügen gegen die Urheber derselben an Tag zu legen, so ließ Er den Herrn von Villequier als Gouverneur, und die Königinn seine Mutter als Regentinn in Paris zurück,

und

und reiſete nach Meaux, einer zehen Meilen davon entfernten Stadt, in deren umliegenden Gegend Er für ſein Heer Quartiere beſtellen laſſen. Dort beſuchte Ihn der Herzog von Guiſe, weil Meaux in ſeiner Statthalterſchaft lag: beyde logen ſich in ihrer Unterredung große Liebe und Zutrauen gegen einander auf. Der König machte in Gegenwart des Herzogs von Guiſe die Repartition ſeiner Truppen, überließ demſelben zwanzig Fahnen Kavallerie, und vier Regimenter Infanterie, und behielt den übrigen Theil des Heeres für ſich, deſſen Kommando Er ſelbſt übernahm. Faſt die ganze Gendarmerie wurde hernach unter allerhand Vorwänden zurückgehalten, und dem Herzog von Guiſe blieb nur die Infanterie übrig, welche unter ſeinen Anhängern ſtand. Da in den Konferenzen ſich das beyderſeitige Mistrauen mehr vermehrt als vermindert hatte, ſo wurde der König in ſeinem Plane um ſo mehr beſtärkt, vor dem Herzoge von Guiſe nicht weniger als vor dem deutſchen Heere auf ſeiner Hut zu ſeyn, und demſelben wenig Truppen zu laſſen, damit Er deſſen Untergang um ſo gewiſſer beſchleunigte, weil der Herzog nicht umhin könnte, ſein Heer mochte ſtark oder ſchwach ſeyn, dem Feinde entweder in dem Herzogthume Lothringen oder an den Gränzen ſeiner Statthalterſchaft entgegen zu gehen, und denſelben anzugreifen. A. D. 1587.

A.D. 1587. Nach einigen Tagen reisete der Herzog von Guise ab, und zog seine Truppen zu Saint-Florentin nicht weit von Troyes zusammen. Sein Heer bestand aus sieben hundert Küraſſieren (lauter Edelleute seiner Parthey), sechs hundert leichten, theils albanischen, theils italiänischen Reutern, und zum Theil aus jenen, die ihm der Gouverneur von Cambrai, Balagni, zugeschickt, und aus zwei Tausend Mann französischer Infanterie unter den Befehlen des Johannés, du Clûseau, Gie', und Saint-Paul, mit welchem der Herzog nach Lothringen aufbrach. Zu Nançy, der Residenz des Herzogs von Lothringen, versammelten sich alle Prinzen dieses Hauses, und berathschlagten sich über die Art, dem deutschen Heere sich zu widersetzen. Die Meinungen waren sehr verschieden. Die französischen Herren, an deren Spitze der Herzog von Guise stand, wollten das Kriegstheater in Lothringen aufschlagen, dessen enge Päſſe und durch so viele Flüsse durchschnittener Boden ihnen die Gelegenheit verschaffen werde, das deutsche Heer an irgend einem Orte aufzuhalten, und dessen Vereinigung mit dem Könige von Navarra zu verhindern: wegen der Nähe seines Vaterlandes würde es alsdann bey der geringsten Ungemächlichkeit oder einem Verluste sich von selbst zerstreuen, oder den Rückzug nehmen. Da der Herzog von Guise einen unerschrockenen und entschlossenen Geist hatte, so frug er nicht nach der Stärke des Feindes,

sondern verachtete eine zusammengeraffte und undis- A. D.
ciplinirte Menge, und versprach sich Alles von sei- 1587.
nen tapfern und ungeübten Truppen. Der Herzog von Lothringen, der Marquis de Pont sein ältester Sohn, der Graf von Salm sein Minister, der Graf von Chaligni, ein Verwandter des Königs von Frankreich, und die Herren von Aussonville und Bassompierre waren der entgegen gesetzten Meinung, und wollten nicht zugeben, daß das Herzogthum der Gefahr und der Verwüstung ausgesetzt werde. Der Herzog glaubte schon genug gethan zu haben, daß Er sich für die Herren von Guise erklärt, und so vielen Unkosten und einer so großen Gefahr ihrentwegen unterzogen. Er wünschte also, daß man sich dem Durchmarsche des deutschen Heeres nicht widersetze, sondern die Festungen mit starken Besatzungen versehe, und dem Feinde mit einem fliegenden Korps immer zur Seite bleibe, damit derselbe das Land weniger verwüsten könne, und diesem wilden Strohme den Lauf lasse. Jemehr Er den Herzog von Guise geneigt fand, Alles auf eine entscheidende Schlacht ankommen zu lassen, um so größer ward seine Furcht. Da die Meinungen also verschieden waren, so erklärte Er zuletzt: Er könne nicht zugeben, daß man sein Herzogthum aufs Spiel setzen wolle. Wenn der Herzog von Guise und die französischen Herren eine so große Lust hätten, zu schlagen, so solten sie es thun, wann der Feind in das französi-

A.D. 1587. sche Gebiet eingedrungen sey: Er wolle sein Land so viel als möglich vor den Verheerungen eines so mächtigen Feindes bewahren. Diesem zu Folge berief Er alle an den Gränzen stehende Truppen zurück, und vertheilte sie in die Festungen. Der Herr von Aussonville, General der Armee des Herzogs, ritt in dem ganzen Lande herum, ließ die Backöfen und Mühlen zerstören, und überall die Lebensmittel aufheben, damit das deutsche Heer durch den Mangel derselben sich genöthigt sähe, weiter vorzudringen. Da der Herzog von Lothringen sehr befürchtete, der Herzog von Guise möchte sich durch seinen Muth verleiten lassen, mit einer geringeren Macht und ohne Nothwendigkeit ein Treffen zu liefern, so wollte Er, seines hohen Alters ungeachtet, das Heer selbst kommandiren, und überließ dem Herzog von Guise nur Ehrenhalber die Anführung der Avantgarde.

Ein gleicher Geist herrschte bey dem deutschen Heere. Der Herzog von Bouillon und der Graf de la Mark wünschten, daß das Kriegstheater in Lothringen aufgeschlagen würde, um nicht allein ihre an Lothringen gränzende Festungen, Sedan und Jametz, mit Lebensmitteln und Besatzungen zu versehen, sondern auch den Herzog von Lothringen zu Grunde zu richten, welchen sie im Verdachte hatten, als wenn er sich dieser Plätze bemeistern wollte, wie man aus dem vom Herzoge von Guise gegen sie geführten

führten Kriege gesehen, und wovon man vollkommen überzeugt worden. Der Herr von Montglas, Agent des Königs von Navarra, de Mons, Clervant, la Huguerie, und fast alle Franzosen drangen im Gegentheile darauf, daß man ohne Verzug in Frankreich eindringe, und den kürzesten Weg einschlage, um die Vereinigung mit dem Könige von Navarra zu bewerkstelligen, welcher, ihrer Versicherung nach, schon auf dem Marsche sey, um ihnen entgegen zu gehen. Unter den Deutschen gab es sogar Einige, welche wegen der Nähe ihres Vaterlandes und ihrer Ueberlegenheit ein großes Gefallen an einem leichten Kriege hatten. Der Baron von Dohna beschloß endlich, seinem vom Prinzen Kasimir erhaltenen Befehle gemäß, in Frankreich einzudringen, und sich in Lothringen nicht länger aufzuhalten, als es die Nothwendigkeit erfoderte, welches er aber doch so stark mitnehmen wollte, als es die Kürze der Zeit erlaubte, ohne jedoch Belagerungen vorzunehmen. A. D. 1587.

Diesem Entschlusse zu Folge setzte sich das deutsche Heer den 26sten August nach Lothringen in Marsch. Es herrschte bey demselben eine schlechte Disciplin, so wie unter den Anführern wenig Eintracht, da sich unter denselben keiner fand, welcher einer so großen Unternehmung sowohl durch sein Ansehen als Kriegserfahrung gewachsen war. Schon hatte der Herzog von Lothringen die zur Bewachung

A. D. 1587. der vornehmsten Päſſe ſeines Landes ausgeſtellten Truppen in die Feſtungen zurückgezogen. Die Deutſchen, welche nun die Wege offen und keinen Widerſtand fanden, fiengen an, zu plündern, zu ſengen und zu morden. Nichts deſto weniger war der Schaden nicht ſo beträchtlich, weil die Landleute Zeit genug gehabt hatten, ſich mit ſammt ihrem Viehe und ihren Habſeligkeiten in die Städte zu flüchten. Alles, was ſie nicht fortbringen konnten, hatten ſie verdorben und verbrannt. Es dauerte aber nicht lange, daß die Deutſchen die Waffen der Ligue fühlten. Der Herzog von Guiſe, welcher ſie rekognosciren, und ihre Disciplin und Tapferkeit prüfen wollte, ſchickte den Herrn von Rône und den Baron von Schwarzenberg mit zwei hundert Reutern und drey hundert Mann franzöſiſcher Kavallerie ab, um das vorderſte Quartier der Deutſchen anzugreifen. Beyde erreichten den 30ſten Auguſt das feindliche Lager, griffen das Quartier des Baron von Bock an, und brachten daſſelbe anfänglich in eine große Unordnung: ſie wurden aber durch den weit überlegenen Feind zurückgeſchlagen, brachten aber dem ungeachtet eine eroberte Fahne zurück, welche der Herzog von Lothringen dem Könige zum Zeichen überſchickte, daß ſich das deutſche Heer ſchon auf ſeinem Grund und Boden befände. Dieſer Ueberfall machte die Deutſchen nicht klüger: ſie fuhren fort, eben ſo unordentlich wie vorher zu kampi-

ren

ren und zu dekampiren, und eben so nachläßig in Ausstellung ihrer Vorposten zu seyn: denn die zu große Menge brachte von selbst Unordnung hervor. Sie hatten auch keinen Feldherrn, welcher ein aus so verschiedenen Nationen bestehendes Heer, deren jede sich nach ihrer besonderen Disciplin regierte, anzuführen verstand. Die Deutschen zeigten gegen den jungen Herzog von Bouillon wenig Gehorsam, welcher zwar viel Muth, aber fast gar keine Erfahrung besaß. Man konnte den Baron von Dohna, welcher sie kommandirte, und dem sie folgten, eher für einen tapfern Soldaten, als für einen Feldherrn halten, welcher sich sowohl durch den Glanz seiner Geburt als seine Klugheit das gehörige Ansehen zu verschaffen weiß. Die Unterbefehlshaber waren sowohl von Gesinnungen als von Nation verschieden, und vermehrten nur die Unordnung. Der Herzog von Guise, welcher von alle dem unterrichtet war, wünschte, bey irgend einer vortheilhaften Gelegenheit die Feinde entweder in ihren Quartieren, oder beym Aufbruche anzugreifen, bevor ihre Anführer, durch Zeit und Erfahrung belehrt, ihre Fehler verbesserten. Der Herzog von Lothringen bestand aber auf seiner Meinung, und wollte nicht zugeben, daß in seinem Lande ein Treffen geliefert würde. Der Herzog von Guise, welcher viel jünger war, ein geringeres Korps hatte, und noch überdies in eines Andern Lande nichts zu schalten hatte, mußte sich

A. D. 1587.

nach

A.D. 1587. nach derselben bequemen. Die Reuter kamen also ohne den geringsten Widerstand bis an die Brücke von Saint-Vincent, einem ansehnlichen Flecken, welcher auf dem Abhange eines Hügels liegt, und an dessen Fuße eine geräumige Brücke von alter Bauart über die Maaß geht. Der Herr von Rône war dort mit drey hundert Mann leichter Reuterey und hundert Büchsenjägern zu Pferde postirt. Der Herzog von Guise wollte diesen Posten in der Absicht rekognosciren, um denselben mit seiner Avantgarde zu besetzen, und dem Feinde den Uebergang streitig zu machen, damit derselbe gezwungen würde, in geschlossener Ordnung zu marschiren, und das Land weniger verwüsten zu können. Gerade in dem Augenblicke seiner Ankunft entdeckte man von der Spitze des Hügels das feindliche Heer, welches in Schlachtordnung durch eine kleine bis an den Fuß des Hügels sich ausdehnende Ebene auf die Brücke zu marschirte. Der Herzog von Guise, welcher die Anzahl und die Schlachtordnung der Feinde zu rekognosciren wünschte, postirte die drey hundert Reuter vor dem Flecken, und die hundert Büchsenjäger zu Pferde an das Ufer des Flusses: er selbst gieng mit La Chatre, Bassompierre, de Dünes, und zwei seiner Edelleute, welche den Dienst hatten, ohne Rüstung über die Brücke in der Hofnung, irgend eine Anhöhe zu finden, von welcher er die Bewegungen der Feinde, so wie ihre Anzahl, genau erken-

nen

nen und unterscheiden könnte. Kaum befand er A. D.
sich auf dem jenseitigen Ufer, als zwei Kom- 1587.
pagnien Reuter, welche die Gegend rekognoscirten, auf ihn losstürzten, und ihn zwangen, in dem stärksten Galopp über die Brücke zurück zu gehen. Als die Reuter an das Ufer des Flusses gekommen waren, dasselbe von den Büchsenjägern zu Pferde vertheidigt, und das Ende der Brücke durch den Herzog von Guise mit fünf und zwanzig Edelleuten besetzt sahen, so machten sie Halt, um den Vortrapp ihres Heeres zu erwarten. Während dieser Zeit ritt einer derselben in langsamem Trotte bis an das Ufer, stieg vom Pferde, legte seinen Karabiner an, und schoß denselben ganz furchtloß auf die Büchsenjäger ab. Obschon mehr als zwei hundert Schüsse auf ihn fielen, so wurde er nicht nur allein von keinem getroffen, sondern auch nicht einmal außer Fassung gebracht. Er stieg wieder zu Pferde, und kehrte zu den Seinigen unbeschädigt zurück.

Indeß war Guitry mit vier hundert Mann Reuterey herbeygekommen, und marschirte sammt den zwei andern Kompagnien gerade auf die Brücke loß, um sie anzugreifen. Der Herzog von Guise war viel zu schwach, um ihnen den Uebergang streitig zu machen: das Heer des Herzogs von Lothringen, so wie die Avantgarde, war noch weit entfernt. Er befahl also den Büchsenjägern, sich zu der von Rône kommandirten Kavallerie zurück zu ziehen, und

schickte

A. D. 1587. schickte den Bassompierre und la Chatre mit dem Befehle ab, das Heer in Schlachtordnung zu stellen, damit dasselbe ihn empfangen könnte, im Falle ihn die Feinde verfolgen sollten. Er zog sich also in den letzten Reihen scharmuzzirend zurück. Nachdem die Reuter über die Brücke gesetzt waren, so verfolgten sie ihn hitzig mit Pistolenschüssen: als sie aber an den Fuß des Berges, dessen Abhang sehr jäh, und schwer zu ersteigen war, kamen, so setzte die leichte Kavallerie des Herzogs und er selbst mit seinen Edelleuten, welche leichte und flüchtige Pferde hatten, sehr geschwind über denselben, anstatt daß die Reuter mit ihren schweren frießländischen Pferden mehr Zeit dazu brauchten, und auf der Spitze des Berges Halt machen mußten, damit dieselben wieder zu Athem kommen konnten. Der Herzog von Guise benutzte diese Zwischenzeit, gieng über einen kleinen Fluß, welchen er vor sich hatte, und erreichte in der besten Ordnung den Ort, wo schon die Feldmarschälle das ganze Heer in Schlachtordnung gestellt hatten, welche sich in Gestalt eines Halbmondes an einige Hügel lehnte. Die Kavallerie stand auf beyden Flügeln, und die Infanterie in der Mitte hinter Gräben und Weinbergen, und wurde durch die auf der Spitze eines kleinen Berges aufgepflanzte Artillerie vertheidigt. Die deutschen Feldherren fanden diese Stellung, als sie mit der Avantgarde angekommen waren, so vortrefflich, daß sie es nicht für rathsam

sam hielten, die Katholischen anzugreifen, und für viel zu gefährlich und fast unmöglich, dieselben aus ihrer Position zu vertreiben. Sie zogen sich also zu dem Hauptkorps zurück, und quartierten sich in den benachbarten Dörfern von Saint-Vincent ein. In der nämlichen Nacht warf sich La Chatre in das Schloß dieses Fleckens mit sieben hundert Büchsenjägern, damit die Feinde sich desselben nicht bemächtigten. A. D. 1587.

Der Herzog von Lothringen, welcher sein Land wider Willen aufs Spiel gesetzt hatte, um den Herzog von Guise aus der Gefahr zu retten, in welche ihn seine Hitze gestürzt hatte, entfernte sich von seinem Heere mehrere Meilen, um nicht wieder in die nämliche Gefahr zu gerathen, und öfnete den Feinden den Weg, welchen sie mit Brand und Verwüstung überall bezeichneten. Er lagerte sich immer unter die Kanonen der Festungen, damit die Feinde dieselben nicht einnehmen und verwüsten könnten, und hielt sich bloß vertheidigungsweise. Die Deutschen erreichten endlich die Gränzen von Frankreich den achtzehnten September, und lagerten sich zuerst bey Saint-Urbin, einer dem Herzog von Guise gehörenden Stadt, welche sie verbrannten. Hier blieben sie sowohl wegen anhaltendem Regenwetter als um auszuraften, vier Tage liegen. Franz von Chatillon, welcher mit hundert Küraßieren und acht hundert Büchsenjägern von dem äußersten Theile Langue-

A. D. 1587. Languedoks mit der größten Schwierigkeit seinen Weg durch Dauphiné und das angränzende Savoyen genommen hatte, um sich mit den Deutschen zu vereinigen, kam während dieser Zeit zu Griselle, einer an den Gränzen von Lothringen liegenden Stadt an. Hier wurde er unvermuthet von den Lothringern angegriffen, und gezwungen, sich in das Schloß dieser Stadt zu werfen. Er war wegen der Unhaltbarkeit desselben in der größten Gefahr, wenn nicht der Graf de la Mark mit der Avantgarde herbey geeilt wäre, um ihn aus derselben zu befreyen. Die Lothringer zogen sich sogleich bey dessen Ankunft zurück, und Chatillon vereinigte sich sogleich zu Saint-Urbin mit dem deutschen Heere den 22sten September. An dem nämlichen Tage ließ der Herzog von Guise zu Bar den Herzog von Lothringen, welcher nur auf eine Requisition des Königs den französischen Boden betreten wollte, zurück, und lagerte sich mit zwölf hundert Mann Kavallerie und zwey Tausend Mann Infanterie zu Joinville, zwei Meilen von Saint-Urbin.

Das deutsche Heer rückte nun in Frankreich ein, und führte nicht nur allein nach deutschem Brauche eine ungeheuere Menge Bagagewägen, sondern auch die beträchtliche in Lothringen gemachte Beute, und welche sie noch täglich machten, mit sich. Obschon sie sich jetzt in Feindes Land befanden, und also auf allen Seiten auf ihrer Hut hätten seyn sollen,

so

so hörte doch die Unordnung und Verwirrung nicht auf. Sie verließen sich auf die Stärke ihres Heeres, welches sich über vierzig Tausend Streiter belief, lagerten sich immer sehr weitläuftig, waren nur auf Beutemachen bedacht, und verrichteten mit äusserster Nachläßigkeit die Wachen. Da das Land, durch welches sie marschirten, voll Weinberge, und gerade die Zeit der Weinlese war, so stürzten sie aus Reih' und Glied auf die Trauben loß, um ihre Lüsternheit zu befriedigen. Sie verachteten das geringe Korps des Herzogs von Guise, und glaubten nicht, daß ein so zahlreiches und gut ausgerüstetes (aber sehr schlecht disciplinirtes und angeführtes) Heer irgend einen Widerstand finden könnte. Die zu große Zahl der Anführer brachte auch eine Verschiedenheit der Meinungen wegen dem Wege hervor, den man einschlagen solle. Einige riethen, jenen durch Champagne, La Brie und Isle de France wegen den guten Straßen und dem Ueberfluß der Lebensmittel zu nehmen, und geradezu auf Paris zu gehen, um die katholische Parthey gleichsam am Herzen zu verwunden. Man müsse sich nicht bey unbedeutenden Unternehmungen aufhalten, da die Erfahrung gelehrt habe, daß die Hugonotten niemals eher vortheilhafte Bedingnisse errungen hätten, als wann sie in das Innere von Frankreich eindrangen, und die Hauptstadt in Schrecken setzten. Die Andern, welche keinen einer sol-

A. D. 1587.

A. D. 1587. chen Unternehmung gewachsenen Anführer an ihrer Spitze sahen, und dieselbe also für gefährlich und schwer hielten, waren der Meinung, gerade nach den Quellen der Loire zu marschiren, um oberhalb La Charité oder einem andern Orte über dieselbe zu gehen, und sich ohne Verzug mit dem Könige von Navarra zu vereinigen, ohne dessen Anführung sie an der glücklichen Ausführung ihrer Unternehmung verzweifelten. Dieser Vorschlag behielt die Oberhand, und sie brachen demselben zu Folge zu Ende Septembers auf, und marschirten durch Champagne und Burgund gerade nach La Charité, um dort über die Loire zu gehen, wie es einige Jahre vorher der Herzog von Zweybrücken gethan hatte. Da zur nämlichen Zeit der Graf de la Mark gestorben, so erhielt Franz von Chatillon das Kommando der Avantgarde.

Der Herzog von Guise folgte den Deutschen auf dem Fuße nach. Obschon der Herzog von Mayenne sein Bruder mit den Truppen seiner Statthalterschaft von Burgund, und Marquis de Pont mit einer beträchtlichen Anzahl Edelleute zu ihm gestossen war, so befand sich doch sein Korps nicht stärker als funfzehen hundert Mann Kavallerie und etwas mehr als drey Tausend Mann Infanterie. Er nahm immer vortheilhafte Stellungen, und blieb dem Feinde immer mit der größten Wachsamkeit zur Seite, damit er keine Gelegenheit versäumte, denselben

selben mit Vortheil anzugreifen, wornach er sich so A. D.
sehr sehnte. Aber der Herzog von Mayenne und 1587.
der Marquis de Pont, der Eine seinen alten Grundsätzen getreu, der Andere der Ermahnungen seines Vaters eingedenk, seine zu große Hitze zu mäßigen, stellten ihm vor: das Heil des ganzen Hauses von Lothringen hange jetzt von einem kleinen Heere ab; er würde dasselbe in die augenscheinlichste Gefahr stürzen, wenn er sich erkühnte, ein so mächtiges Heer anzugreifen. Er könne seinen Feinden keine größere Freude machen, als wenn er das ganze Haus durch eine Niederlage einer solchen offenbaren Gefahr Preis gäbe. Der Ausgang möge seyn, welcher er wolle, so würden sie doch zu Grunde gerichtet werden. Man könne die Sache nicht lange und nicht reif genug überlegen, ehe man auf einmal die Früchte mühseliger Arbeiten, das gegenwärtige Glück, und die künftigen Hofnungen aufopferte. Mit welcher Kavallerie und Infanterie er doch ein Heer angreifen wolle, welches siebzehn Tausend Mann Kavallerie und zwanzig Tausend Mann Infanterie stark sey, und überdies noch durch vier Tausend der rüstigsten französischen Büchsenjäger unterstützt werde? Es sey schon genug, wenn es ihnen gelänge, die vornehmsten Plätze und die ummauerten Städte ihrer Statthalterschaft zu vertheidigen. Er dürfe dieses Geschäft nicht allein auf sich nehmen, sondern es komme vorzüglich dem Könige zu.

A. D. 1587. So hätten es in vergangenen Zeiten die Gränzstatthalter gemacht, welche bey den Einbrüchen deutscher Heere sich bloß darauf beschränkten, die vornehmsten Plätze zu vertheidigen, und dem Strohme den Lauf nach dem Orte ließen, wo die Hauptmacht versammelt gewesen sey.

Diese Gründe aber dämpften und löschten die Hitze des Herzogs von Guise nicht aus: er strebte nach einer viel höhern Unternehmung, die er in seinem Innern verschloß. Da er sich zum Beschützer der Ligue und der gemeinen Volkssache aufgeworfen, und Hofnung geschöpft hatte, seine Feinde zu Grunde zu richten, der Schiedsrichter und Mittler des Reichs zu werden, und was noch mehr ist, sich den glorreichen Titel eines Wiederherstellers der römisch-katholischen Religion zu erwerben, so sah er voraus, daß sein Ansehen und Kredit so wohl inner- als außerhalb dem Reiche verlieren würde, wenn der König und nicht Er den Sieg über die Deutschen davon trüge, und dadurch die Oberhand gewönne. Nebst dem hatte er den König eines geheimen Verständnisses mit den Hugonotten im Verdachte: er befürchtete, daß der König von Navarra, wenn Er sich mit den Reutern vereinigte, und Heinrich III, welcher an der Spitze eines starken Heeres stand, mit gesammter Macht auf ihn losstürzen würden. Er suchte also aus allen Kräften das deutsche Heer entweder zu Grunde zu richten, oder es doch zu schwächen,

ehe

ehe dasselbe die Vereinigung zu Stande brächte. A. D.
Endlich ließ ihn seine unbegränzte Ruhmbegierde 1587.
nicht einen Augenblick rasten, als bis er eine Groß-
that verrichtet hätte. Diesem zu Folge marschirte
er bald dem Feinde voraus, bald folgte er demsel-
ben auf dem Fuße nach, bald blieb er ihm mit der
unverdrossensten Wachsamkeit zur Seite, und
strengte Alles an, um dessen Quartiere zu beunruhi-
gen, seinen Marsch zu erschweren, und die Lebens-
mittel abzuschneiden.

Den Deutschen schadete der Ueberfluß an Le-
bensmitteln, welcher in diesen Provinzen herrschte,
mehr als alle Bewegungen und die Wachsamkeit des
Herzogs von Guise. Die Ausschweifung, der
Rausch, und das von dem ihrigen verschiedene Kli-
ma brachten so viele und so gefährliche Krankhei-
ten bey dem Heere hervor, daß sich die Anzahl desselben
täglich verminderte, und der Marsch dadurch verzö-
gert wurde. Zu diesem gesellten sich noch die Herbst-
regen, welche im Anfange des Oktobers außeror-
dentlich stark und häufig fielen, vermehrten die Anzahl
der Sterbenden, und machten die Wege auf einem
so fetten und leimichten Boden so unbrauchbar, daß
der Marsch einer so übel angeführten und schlecht
disciplinirten Menge dadurch äußerst erschwert wurde.
Das Korps des Herzogs von Guise litt eben so stark
durch den Regen, und zwar um so mehr, als das-
selbe beständig in Bewegung war. Obschon seine

A. D. 1587. Soldaten keine Schuhe, und fast keine Kleidung hatten, und die Pferde strapazzirt und halb zu Grunde gerichtet waren, so ertrugen sie doch alle Unbilden der Witterung und alle Strapazzen freywillig, weil sie das größte Vertrauen auf ihren General setzten, welcher ihnen mit seinem Beyspiele voran-gieng. Da es überdies lauter alte und abgehärtete Soldaten waren, so griffen die Krankheiten bey denselben nicht so sehr um sich, wie bey den Feinden. So marschirten beyde Heere unter beständigen Scharmützeln bis nach Chatillon für Seine. La Chatre hatte sich in diese mehr volkreiche als feste Stadt geworfen, um sie zu vertheidigen. Während die Deutschen über diesen Fluß giengen, wurde vier ganze Stunden lang nicht ohne einigen Verlust von beyden Seiten scharmuzzirt. Von Chatillon wendeten sich die Deutschen rechts nach La Charité, um dort auf der Brücke über die Loire zu gehen. Sie setzten den Befehl des Königs von Navarra, an den Quellen dieses Flusses den Durchgang zu nehmen, ganz hintan, obschon dessen Agenten darauf drangen. Dieser Entschluß rührte nicht von den Feldherren, sondern von dem tumultuirenden Heere her, welches nicht in ein eingeschränktes, unfruchtbares und gebirgigtes Land wie jenes, wo dieser Fluß entspringt, geführt seyn, sondern sich in die fruchtbarsten Provinzen Frankreichs ausdehnen wollte, um nach seiner gewöhnlichen Art zu leben, und zu plündern.

Der

Der König von Frankreich hatte sich von Meaux nach Gien begeben, wo Er sein Heer versammelte, und kam von da nach Etampes mit einem Heere von acht Tausend Schweizern, zehen Tausend Mann französischer Infanterie und vier Tausend Mann Kavallerie. Der Herzog von Nevers kommandirte als Generalfeldmarschall, und der Herzog von Epernon die Avantgarde. Auf ihren Rath näherte sich der König der Loire, ließ alle Brücken abbrechen, alle Schiffe hinwegnehmen, legte in die Festungen starke Besatzungen, und lagerte sich längst den Ufern dieses Flusses, um den Deutschen den Uebergang durch eine Furth oder auf einer Schiffbrücke zu verwehren. Diese Vorkehrungen machten sie stutzen: denn die französischen Feldherren hatten denselben vor ihrer Anwerbung und nach ihrem Einmarsche in das Reich vorgespiegelt, als wenn der König ihrer Vereinigung mit dem Könige von Navarra nicht die geringste Hinderniß entgegen setzen, und sie keinen andern Feind zu bekämpfen haben würden, als den Herzog von Guise, welchen sie gar nicht zu fürchten hätten. Als sie aber den König an der Spitze eines starken Heeres, und nach allen Vorkehrungen entschlossen sahen, ihrem weiterem Vordringen Schranken zu setzen; als der Herzog von Epernon, den man allgemein für einen Freund der Hugonotten hielt, einige Kompagnien Reuter, welche das Land plünderten, angriff, viele zusammen hieb, und eine ihrer Fah-

A. D. 1587. nen eroberte: so entstand ein solcher Tumult in dem ganzen Heere, daß die Feldherren denselben kaum stillen konnten. Die deutsche Reuterey foderte aufrührisch den ihnen beym Einmarsche in das Reich versprochenen Sold. Auch war bis jetzt noch kein Geld von irgend einem Orte zu ihrer Bezahlung angekommen. Die Schweizer, welche ihre Landsleute bey dem Heere des Königs, und die Fahnen ihrer Kantons sahen, droheten schon ganz laut, zu demselben überzugehen. Alle beklagten sich, daß man ihnen einen Prinzen vom Geblüt zum Anführer versprochen habe, und sie doch keinen erscheinen sähen. Fast jeden Augenblick warfen sie stürmisch den französischen Feldherren vor, daß man sie absichtlich hieher auf die Schlachtbank geführt habe, und fälschlich vorgebe, als wenn sie mit dem Könige im Verständnisse stünden. Während diesem Tumulte und dem Geschrey der Soldaten berathschlagten sich die Feldherren in Gegenwart des Heeres, und faßten den übereilten Entschluß, auf dem nämlichen Wege zurück zu kehren, und zu suchen, in Beausse einzudringen, welche Provinz in dem Kriege die gewöhnliche Brodkammer sey, und während dieser Zeit von dem Könige von Navarra Geld und einen Feldherrn zu begehren, und zu hören, auf welchem Wege sie sich mit Ihm am leichtesten vereinigen könnten.

Der König von Navarra hatte damals mit dem größten Theile seiner Truppen, welche Er zusammenbrin-

menbringen können, die Provinzen seiner Parthey verlassen, und marschirte geraden Weges nach der Loire, um auf irgend eine Art seine Vereinigung mit dem deutschen Heere zu Stande zu bringen. Der Herzog von Joyeuse, welchen die Ruhmbegierde anspornte, und der sich nun der Ligue ganz hingegeben hatte, verließ eilends Seaumür, und gieng den Hugonotten mit seinem ganzen Heere entgegen, vollkommen entschlossen, denselben ein Treffen zu liefern, es koste, was es wolle. Beyde Heere trennten nur zwei kleine Flüsse, die Isle, und die Droune. Der Herzog von Joyeuse hatte den einen, und der König von Navarra den andern vor sich, welcher aber etwas stärker war. Zwischen beyden Flüssen liegt La Roche-Chalais, eine Stadt nicht weit von der Isle, und etwas näher der Droune zu das von dem durch die italiänischen Kriege berühmten General Lautrec gebaute Schloß Coutras [1]). Der eine Feldherr wie der andere hielt mit Grunde dafür, daß bey dem Uebergange der Feind mit großem Vortheile angreifen könne. Der Herzog von Joyeuse gieng also Abends den neunzehnten Oktober eilends

A. D. 1587.

1) Nach dem Verfasser der Remarques sur Davila ist 1) die Droune kleiner als die Isle, in welche sie sich mit sammt ihrem Namen verliert; 2) liegt Roche-Chalais an der Droune; 3) hatte der Herzog von Joyeuse, welcher aus Saintonge und Angoumois kam, nicht nöthig, über die Isle zu gehen, um den König von Navarra anzugreifen.

A.D. 1587. über die Isle, lagerte sich bey La Roche-Chalais in der Absicht, Coutras zu besetzen, dem Könige von Navarra entgegen zu gehen, und Ihn beym Uebergange über die Droune anzugreifen. Diesem zu Folge schickte er den Mercurio Bua mit den Albanesern ab, um Coutras zu besetzen, und die Quartiermeister, um die Quartiere zu bereiten. Der König von Navarra, welcher ein aus Veteranen bestehendes Heer anführte, und nichts mehr wünschte, als mit dem Feinde auf freyem Felde ohne allen Vortheil der Stellung sich zu messen, war beym Anbruche des Morgens über die Droune gegangen, und hatte den Herzog de la Trimouille abgeschickt, um sich gleichfalls von Coutras zu bemächtigen, und folgte demselben mit dem ganzen Heere nach. Die leichten albanesischen Reuter wurden von der größeren Anzahl ohne sonderlichen Widerstand aus Coutras verjagt: sie kamen noch den nämlichen Abend zurück, und hinterbrachten dem Herzoge von Joyeuse, welcher an einer herrlichen Tafel mitten unter einem zahlreichen Adel saß, daß der König von Navarra über die Droune gegangen sey, und mit seinem ganzen Heere Coutras besetzt habe. Der Herzog wandte sich an seine Gäste, und sagte ganz laut: **Wir haben nun den Feind zwischen zwei Flüsse eingeschlossen, und er kann unsern Händen nicht mehr entgehen. Ein jeder bereite sich also auf Morgen frühe zur Schlacht.** Das Heer des Herzogs

war

war nebst der großen Anzahl von Adel zehen Tau- A. D.
send Mann stark: aber der größte Theil desselben 1587.
bestand aus Freywilligen, die mehr Muth als Erfahrung hatten, den Sieg für gewiß hielten, und sich wenig um die Disciplin und jene Ordnung bekümmerten, welche immer den Sieg in Schlachten hervorzubringen pflegt. Es befand sich auch kein General von Ansehen und Erfahrung bey dem Heere, welcher die Hitze des Adels hätte mäßigen können, der sogleich angreifen wollte, weil er fest glaubte, daß der Feind nun zwischen zwei Flüssen eingeschlossen sey. Den folgenden Morgen (20. Okt.) zwei Stunden vor Tages Anbruch marschirte Alles in der größten Unordnung einer nach dem andern auf das Schlachtfeld. Lavardin stellte sie so gut als möglich in Schlachtordnung, und bildete zuerst eine lange Reihe von Gendarmerie in der Ebene, deren Flanken er durch zwei Bataillons Infanterie deckte. Er selbst setzte sich mit der von Montigni und Mercurio Bua kommandirten leichten Reuterey an die Spitze des ganzen Heeres, und ließ die Artillerie an der Spitze des linken Flügels aufführen. Die Truppen brachten durch ihre Unerfahrenheit die Reihen der Eskadrons und Bataillons in Unordnung; auch war der Weg, der nach dem Schlachtfelde führte, sehr eng und waldigt, wodurch er viel Zeit verlohr, die Seinigen in Schlachtordnung zu stellen.

Der

A. D. 1587. Der König von Navarra, welcher von der Bewegung des Feindes benachrichtigt worden, benutzte diese Zeit, um seine Artillerie, welche Er den Abend vorher jenseits des Flusses bey seinem eilfertigen Uebergange gelassen hatte, herbey zu bringen. Ohne die Langsamkeit der Feinde würde Er gezwungen gewesen seyn, ohne Kanonen zu schlagen, welches für Ihn den größten Nachtheil gehabt hätte. Nachdem Er seine Artillerie erhalten, so stellte Er sein Heer in Schlachtordnung, welches aus zwei Tausend und fünf hundert Mann Kavallerie, und vier Tausend Mann Infanterie, oder aus sieben kleinen Abtheilungen, nämlich vier von Kürassieren, einer von leichter Reuterey, und zwei von Infanterie bestand. Er ließ die Feldschlangen und die Feldstücke an dem Ufer des Flusses auf einem etwas über die Ebene erhabenen Orte aufpflanzen. Die zwei Eskadrons, welche das Centrum des halben Mondes bildeten, kommandirte Er und der Prinz von Condé, der Graf von Soissons den rechten, und der Vicomte von Türenne den linken Flügel, der Herzog de la Trimouille und Vivans die leichte Reuterey. Das eine Bataillon Infanterie auf dem rechten Flügel stand unter dem Befehle des Baron von Salignac, von Kastelnau und von Parabere, und lehnte sich an einen sehr dicken Wald und einen sieben Schuhe tiefen Graben; das andere auf dem linken Flügel unter jenem von Lorges, Préaux und Charbonnieres, lau-

ter

ter erfahrnen und alten Obristen dieser Parthey: die Flanke desselben wurde durch die Mauern und eine Wolfsgrube des Thiergartens von Coutras gedeckt. Der Marquis von Clermont-Galerande befehligte die Artillerie. Das Gepäcke war entweder zufällig oder absichtlich zu Coutras ohne Bedeckung zurück geblieben. A. D. 1587.

Beyde Heere boten einen verschiedenen Anblick dar. Jenes des Herzogs von Joyeuse war reich gekleidet, und mit Federn und galanten Sinnsprüchen geziert: aber die wellenförmige Bewegung desselben verkündigte seine Unerfahrenheit. Bey jenem des Königs von Navarra sah man nichts als Eisen, und kein anderes Zierrath, als durch Regen rostige Waffen. Der feste Stand und der vollkommene Schluß ihrer Reihen und Glieder, so wie der kriegerische Anblick desselben zeugte von seiner Tapferkeit. Das Treffen begann um neun Uhr auf beyden Seiten mit dem Kanonenfeuer, aber mit einem ungleichen Glücke oder Geschicke: denn die Artillerie des Königs von Navarra beschoß die Mitte der katholischen Gendarmerie und die Infanteriebataillons, richtete ein großes Blutbad an, und brachte Alles in Verwirrung. Die Kanoniers des Herzogs richteten ihre Kanonen so tief, daß alle Kugeln in den Boden giengen, und nur einen Edelmann des Prinzen von Condé tödteten. Als Lavardin dies bemerkte, und einsah, daß das ganze Heer, welches

sich

A. D. 1587. sich kaum in Reih' und Gliedern halten konnte, zu Grunde gehen würde, wenn man dem Feinde gestattete, neue Ladungen zu geben, so ließ er zum Angriffe blasen, und stürzte mit der leichten Reuterey auf jene des Feindes, welche ihm, zwei hundert Mann stark, gerade gegen über stand, mit einer solchen Heftigkeit, daß Montigni dem Herzog de la Trimouille das Pferd unterm Leibe tödtete, und der Hauptmann Mercurio Bua dem Feldmarschall Vivans eine tödtliche Wunde beybrachte. Nachdem Montigni die leichte Reuterey übern Haufen geworfen, so griff er die Eskadron Kürassiers, die der Vicomte von Türenne kommandirte, in der Flanke so heftig an, daß er dieselbe von einem Ende bis zum andern gleichsam durchschnitt, und mit verhängtem Ziegel nach Coutras eilte, wo das Gepäcke des Feindes sich befand. Da die Reuterey durch die Länge des Laufes außer Athem gekommen war, und die Albaneser sich zerstreueten, um zu plündern, so war es nicht mehr möglich, dieselbe wieder in Ordnung zu bringen. Sie zog sich also, ohne weiter Theil an der Schlacht zu nehmen, in Sicherheit zurück. Dieser Vorfall gab nachher zu verschiedenen Muthmassungen Anlaß.

Der König von Navarra, welcher die Seinigen in einer kurzen Rede ermahnt hatte, für das gemeine Wohl zu streiten, schickte dreyßig Edelleute mit kurzen Lanzen voraus, und fieng erst zehen

Schritte

Schritte vor der feindlichen Kavallerie an zu rennen, um sie anzugreifen. Diese hatte sich zu frühe in Bewegung gesetzt, und stieß in solcher Unordnung wegen der Länge des Laufes auf jene des Königs von Navarra, daß die Lanzen die gewöhnliche Wirkung nicht hervorbrachten: die Katholischen mußten also dieselben von sich werfen, und den Kampf mit gleichen Waffen beginnen. Da die Eskadrons des Königs von Navarra, ohne einmal ihre gewöhnliche Tapferkeit in Anschlag zu bringen, viel schwerer zu durchbrechen waren, als die langen und schwankenden Reihen des Herzogs, so wurde die ganze katholische Kavallerie in weniger als einer halben Stunde übern Haufen geworfen und geschlagen. Eine große Anzahl von Edelleuten blieb auf dem Platze: der Herzog von Joyeuse selbst wurde niedergeworfen, und durch drey Pistolenschüsse getödtet, obschon er hundert Tausend Thaler Ranzion anbot. Kein besseres Glück hatte auch die Infanterie: sie wurde von allen Seiten mit dem wiederhallenden Geschrey angegriffen, daß ein jeder sich des Massacre von Saint-Eloi erinnern solle. Die Soldaten konnten auch nicht eher ihre Rache sättigen, als bis sie den größten Theil derselben hatten über die Klinge springen lassen. Die Hauptleute konnten ihrer Wuth eben so wenig Einhalt thun, als der König von Navarra, welcher mit der Verfolgung des Ueberrestes der feindlichen Kavallerie beschäftigt war.

A. D. 1587.

Das

A. D. 1587. Das Niedermetzeln und Verfolgen dauerte drey ganze Stunden. Die Artillerie, alle Fahnen, das ganze Fuhrwerk und Gepäcke fiel den Siegern in die Hände, welche als abgehärtete Krieger mit dem größten Gelächter alle jene Artikel des Luxus und der Weichlichkeit betrachteten, die nur am Hofe gebräuchlich sind. Auf Seite der Katholischen blieben drey Tausend fünf hundert Mann nebst dem Herzog von Joyeuse, dem Grafen von Saint = Sauveur seinem Bruder, Brezé dem Fahnenträger des Generals, dem Grafen von Suze, von Aubijoux, von Gavello, dem Obristen Tiercelin und vielen Andern auf dem Platze. Die Anzahl der Gefangenen war viel größer: denn außer Lavardin, Montigni und dem Hauptmann Mercurio, welche sich schon vorher durch die Flucht gerettet, geriethen alle Uebrige in die Hände der Feinde. Auf Seite des Königs von Navarra belief sich die Anzahl der Todten nicht auf zwei hundert, unter welchen sich kein Mann vom Range befand. Vivans, Favas, und der Vicomte von Turenne wurden verwundet. In dieser Schlacht leuchtete eben so sehr die Milde des Königs von Navarra als seine Klugheit in seinen Dispositionen hervor: denn als Er auf das Schlachtfeld zurück kam, so that Er dem Niedermetzeln Einhalt, nahm die Gefangenen gütig auf, lobte jene, welche sich tapfer gehalten, und bedauerte die Andern, welche in der Hitze des Treffens umgekommen. Er ließ

ließ den Leichnam des Herzogs von Joyeuse auf eine ehrenvolle Art in einen bleyernen Sarg legen, und denselben nachher den Verwandten ausliefern, welche denselben nach Paris brachten, wo er mit einem prächtigen Begängnisse beygesetzt wurde. A. D. 1587.

Der König von Navarra legte durch diesen Sieg den Grund zu seiner künftigen Größe: derselbe war um so glorreicher für Ihn, als er der Erste war, welchen die Hugonotten in einer so langen Reihe von Kriegen davon trugen. Der König von Frankreich empfand kein großes Misvergnügen bey dieser Niederlage: erstens sah Er die Unterdrückung des Königs von Navarra nicht gerne, damit die Parthey der Herren von Guise nicht einen Zuwachs von Macht gewänne, und die Schiedsrichterinn des Reichs würde; zweitens, weil der Herzog von Joyeuse, welcher Ihm doch seine Erhöhung zu danken hatte, aus Eifersucht gegen den Herzog von Epernon und auf die undankbarste Art sich auf die Seite der Ligue geworfen, und wo nicht offenbar, doch insgeheim, die Machinationen der Herren von Guise unterstützt hatte. Er befürchtete nicht, daß der siegreiche König von Navarra sich mit dem deutschen Heere vereinigen möchte, weil Er mit einem starken Heere die Ufer der Loire und alle Uebergänge derselben besetzt hielt. Er hofte nicht nur allein die Deutschen zu verjagen, sondern noch vorher durch dieselben das ganze Haus von Guise und die Ligue zu zerstören.

Fünftes Kapitel.

Unordnungen und Krankheiten bey dem deutschen Heere. Der Herzog von Guise überrumpelt das Hauptquartier der Deutschen zu Vimori. Muthlosigkeit der Deutschen. Der Prinz von Conti kömmt bey dem Heere an. Der Herzog von Guise überfällt abermal die Deutschen zu Auneau. Der Baron von Dohna, General derselben, rettet sich mit Hülfe einer Frau über eine Mauer. Die Schweizer trennen sich vom Heere, und kapituliren mit dem Könige. Die Deutschen ergeben sich, und erhalten freyen Abzug.

A. D. 1587. Die Unordnung und Zwietracht war indeß bey dem deutschen Heere auf den höchsten Grad gestiegen, weil dasselbe weder seinen Sold erhielt, noch einen Prinzen vom Geblüt sah, welchen man ihm doch zum Anführer versprochen hatte. Die Hofnung, mit dem Könige von Navarra sich zu vereinigen, verminderte sich täglich. Der Herzog von Epernon, welcher die Avantgarde des königlichen Heeres anführte, griff mehrmals ihre Quartiere an. Die Deutschen überzeugten sich dadurch vollkommen, daß der König wider die Versicherung ihrer Feldherren feindlich gegen sie verfahre, welcher ihnen auf dem Fuße folgte, als sie der Loire den Rücken gekehrt hatten. Vor allen waren die Schweizer am meisten aufrührisch, weil sie sich nicht entschließen konn-

konnten, gegen ihre Landsleute, welche unter den Fahnen ihrer Kantons bey dem königlichen Heere dienten, zu streiten, obschon sich dieselben zu einer andern Religion bekannten, und die Verbindung und Freundschaft mit dem Könige aufzugeben. Man hatte bey ihrem Abmarsche verbreitet, als wenn sie mit dessen Einwilligung und zum Vortheile des Reichs dienen sollten. Der plötzliche Tod des Obristen Thielmann, welcher unter Clervant die Schweizer kommandirte, setzte sie in die größte Verwirrung, weil sich kein Hauptmann von solchem Ansehen unter demselben befand, um ihrer Wuth Einhalt zu thun. Sie beschlossen also tumultuarisch, Deputirte an den König von Frankreich zu schicken, und mit demselben zu kapituliren. Als der Baron von Dohna und die französischen Generale dies erfuhren, so beschleunigten sie den Marsch, um sich von dem königlichen Heere zu entfernen, und nach Beausse zurück zu ziehen, wo die Schweizer im Ueberflusse der Lebensmittel und der Beute ihren in der Uebereilung gefaßten Entschluß vergessen könnten. Aber das Heer gerieth dadurch in eine noch größere Verwirrung, weil dasselbe eine Menge Kranke mit sich führte. Ein Theil derselben, welche zurück blieben, wurden von den Landleuten in ihren Wohnungen niedergemacht; der andere, welcher dem schnellen Marsche des Heeres nur sehr langsam folgen konnte, verursachte eine große Unordnung und A. D. 1587.

A.D. 1587. Ausdehnung der Quartiere. Von allem diesem war der Herzog von Guise sehr gut unterrichtet, welcher nach dem Rückzuge der Reuter von der Loire sich sehr vortheilhaft zwischen Paris und das deutsche Heer setzte, um diese Stadt in seiner Ergebenheit zu erhalten, und die Gewogenheit des Volkes immer mehr, so wie den Ruhm zu erwerben, als wenn er ganz allein die Deutschen verhindert hätte, die Hauptstadt anzutasten, und die umliegende Gegend zu verwüsten, anstatt daß der König dasselbe nur schwach verfolgte, und die Pariser gleichsam sich selbst überlassen hatte. Der Herzog von Guise postirte sich immer sehr vortheilhaft in der Nähe des Feindes, und schickte beständig den Hauptmann Thomas Fratta und den De Vins, welcher die leichte Reuterey kommandirte, auf Kundschaft aus, die ihm stündlich von den Bewegungen und dem Marsche der Feinde Nachricht gaben.

Die Deutschen kamen den 26sten Oktober in der Gegend von Montargis, einer fünf und zwanzig Meilen von Paris entfernten Stadt an. Der Baron von Dohna quartierte sich zu Vimori, zwei starke Meilen von Montargis, mit dem größten Theile der Kavallerie ein. Die Schweizer kampirten unter den Mauern von Montargis; der übrige Theil des Heeres wurde in verschiedene Quartiere in der umliegenden Gegend von Vimori vertheilt, deren Eins eine, das Andere zwei Meilen von dem

Haupt-

Hauptquartier entfernt war. Der Hauptmann Thomas hinterbrachte dem Herzoge von Guise, welcher zu Courtenai eben mit dem Marquis de Pont und den Herzogen von Mayenne, Nemours, Aumale und Elboeuf zu Tische saß, die Nachricht und eine Zeichnung von der Lage der feindlichen Quartiere. Er dachte eine Weile nach, ohne ein Wort zu reden, ließ den Generaltrompeter rufen, und befahl, daß er zum Aufbruche blasen, und ein jeder innerhalb einer Stunde zum Marsche bereit seyn solle. Der Herzog von Mayenne fragte ihn, wohin, und in welcher Absicht er zu marschiren gedenke? Die Feinde zu bekämpfen, war seine Antwort. Der Herzog von Mayenne, welcher die Ueberlegenheit des Feindes kannte, lachte laut auf, und sagte, daß er wohl scherzen möge. Der Herzog von Guise versetzte darauf, daß es sein vollkommener Ernst sey: diejenigen, welche nicht Muth genug hätten, zu streiten, könnten zurück bleiben. Er legte sogleich ohne weiteres seine Rüstung an, ertheilte die nöthigen Befehle, und setzte sich zu Pferde. Seine Soldaten hatten ein solches Zutrauen auf ihn, daß bey der im Lager verbreiteten Nachricht: es gehe nun gerade auf die Reuter loß, keiner derselben wegen der Ueberlegenheit des Feindes die geringste Furcht äußerte, sondern die Kavallerie und Infanterie sich, des Sieges gleichsam schon gewiß, um die Wette beeiferte, wer zuerst marschfertig seyn werde. A. D. 1587.

A.D. 1587. Der Herzog von Mayenne und der Marquis de Pont, waren die einzigen, welche, in Erwägung der Stärke des feindlichen Heeres und der offenbaren Gefahr, welcher das ganze Haus Lothringen und ihr gemeinsames Wohl ausgesetzt werde, dem Herzoge von Guise Gegenvorstellungen machten, und sich bloß stellten, als wenn sie nicht glauben könnten, daß er als ein so kluger und vorsichtiger Mann sein ganzes Glück aufs Spiel setzen wollte. Er bestand aber auf seinem Vorsatze, und erwiederte, daß er ihnen sein ganzes Vorhaben mittheilen wolle, damit sie ihn nicht für einen Wagehals hielten: es bestehe nämlich darinne, mitten in der Nacht das feindliche Hauptquartier anzugreifen, wo, wie er wisse, die ausgestellten Wachen sehr nachläßig ihre Pflichten erfüllten, und nicht mit jener Vorsicht verfahren werde, wie es doch die militärische Disciplin erfodere. Er sey versichert, daß die übrigen Quartiere, welche in dem Lärmen und dem Dunkel der Nacht die Stärke des angreifenden Theiles nicht kenneten, dem Hauptquartiere wegen der Nähe des königlichen Heeres nicht zu Hülfe kommen, sondern vielmehr auf ihrem Posten bis zu Tages Anbruch den Feind erwarten würden. Die Schweizer, welche noch weiter entfernt lägen, würden noch weniger zur gehörigen Zeit ihren Kameraden zu Hülfe eilen können. Da er also das Hauptquartier, wo man in aller Sicherheit und Gemächlichkeit im

Schlafe

Schlafe begraben liege, unvermuthet angreife, so sey er versichert, den Sieg davon zu tragen, und das ganze feindliche Heer in Unordnung zu bringen. Wenn auch der Ausgang der Unternehmung ganz anders ausfallen sollte, als man mit Grunde erwarten könnte, so werde es ihm nicht schwer seyn, sich mit seinem Korps zurück zu ziehen, welches mit keinem Gepäcke beladen sey. Als auf dieses der Herzog von Mayenne die Bemerkung machte, daß das Unternehmen dem Scheine nach auszuführen sey, daß man aber doch erst darüber nachdenken müsse, so erwiederte er in einem zornigen Tone, daß die Gedanken, welche ihm nicht in der ersten Viertelstunde einfielen, in seinem ganzen Leben ihm nicht einfallen würden. Da also Alle dem Ansehen eines so grossen Mannes weichen mußten, so fieng man an, gegen Anbruch der Nacht zu marschiren, um in der Mitte derselben bey Vimori einzutreffen. [2])

A. D. 1587.

Der Herzog von Guise marschirte an der Spitze mit dreyßig Edelleuten und sechzig leichten Reutern. Die Infanterie folgte in zwey Abtheilungen: die eine bestand aus den Regimentern von Ponsenac

2) Da von Courtenai nach Vimori sieben starke Meilen, und zwei Flüsse zu passiren sind, so ist es wahrscheinlicher, wie De Thou vorgiebt, daß sich der Herzog von Guise zuerst nach Montargis begab, dort seine Dispositionen machte, und gegen Abend auf Vimori loßgieng.

A. D. 1587. und Chevrieres, die andere aus den Regimentern von Gie' und du Boury. Die erste führte du Clüseau, und die zweite der Obrist Saint-Paul an. Hernach kam die Kavallerie, deren aus fünf hundert Mann bestehende Avantgarde der Herzog von Mayenne, das Treffen von vier hundert der Marquis de Pont, bey welchem sich die Herzoge von Nemours und Elboeuf befanden, und die eben so starke Arrieregarde der Herzog von Aumale und der Chevalier sein Bruder kommandirte. In dieser Ordnung kamen sie nach Mitternacht auf die an Vimori stoßende Ebene, ohne auf einen Vorposten oder Runden zu stoßen. Der Herzog von Guise stellte sich an die Spitze der Infanterie, und führte sie so still in den Flecken, welcher eine halbe Meile lang ist, daß sie in der nämlichen Ordnung, wie sie marschirte, schon längst der Straße stand, bevor die in dem tiefsten Schlaf begrabenen Deutschen es gewahr wurden. Schon hatte sich die Kavallerie auf dem Felde in Ordnung gestellt, und den ganzen Flecken wie eingeschlossen, um jenen den Weg zu verlegen, welche der Wuth der Infanterie entgiengen. Der Herzog von Mayenne stand auf der rechten, der Herzog von Aumale auf der linken Seite, und der Marquis de Pont in der Mitte.

Nachdem der Herzog von Guise seine Dispositionen getroffen hatte, so gab er dem Obristen Saint-Paul das Zeichen, welcher nach einigen Salven

die

die benachbarten Häuser in Brand stecken ließ. A. D.
Das Nämliche that der Obriste dü Clüseau auf sei- 1587.
ner Seite, so daß in kurzer Zeit der Brand den Kampfplatz erleuchtete, wenn man den Ort einen Kampfplatz nennen kann, wo die Deutschen unvermuthet überfallen wurden, und ohne allen Widerstand durch Feuer und Schwerdt und einen fürchterlichen Kugelregen zu Grunde giengen. Der Baron von Dohna, dessen Quartier an dem äußersten Ende des Fleckens sich befand, hatte allein Zeit, zu Pferde zu steigen, und der Infanterie zu entwischen. Da er die Hauptstraße in Feuer, und von den Feinden besetzt sah, so wandte er sich mit hundert Kavalleristen links, und erreichte durch einen sehr engen Weg im Galopp die Ebene. Der Herzog von Mayenne stürzte sogleich auf ihn loß: aber der Baron von Dohna drang mit einer solchen Unerschrockenheit und Tapferkeit mit den Seinigen in die Feinde, daß er sich auf den Herzog von Mayenne selbst warf, und seine Pistole demselben ins Visier schoß. Der Schuß fiel zu tief, und war von keiner Wirkung. Als der Herzog von Mayenne den Baron mit unbedecktem Haupte sah, (derselbe hatte nicht Zeit gehabt, die ganze Rüstung anzulegen), so gab er ihm einen Säbelhieb auf die Stirne. Dies hinderte ihn aber nicht, in die Eskadron weiter einzudringen, und den Fahnenträger des Herzogs mit einem Pistolenschusse zu erlegen. Da die ganze

A. D. 1587. Avantgarde von allen Seiten auf ihn einhieb, so blieben mehr als achtzig der Seinigen auf dem Platze: er machte sich aber endlich durch die ganze Eskadron Luft, und flüchtete sich unter Begünstigung der Nacht nach Chateau-Landon, einem anderen Quartiere der Deutschen.

Indeß hatte die Infanterie den Ueberrest der Deutschen aufgerieben, welche fast alle im Brande umkamen, ohne daß sie sich einander hätten beystehen können. Die Sieger hatten keine Todten, sondern nur einige Verwundete, und machten eine außerordentlich reiche Beute: sie eroberten nebst sieben Fahnen zwei Kameelthiere, die das Gepäcke des Generals trugen, zwei erzene Paucken, welche der Fahne desselben zu folgen pflegten, mehr als zwei Tausend Pferde, viele goldene Ketten, eine große Anzahl Silber- und Pferdegeschirre, kostbare Kleider, und viel Geld bey den Todten. Der Antheil der Beute war um so größer, als die Zahl der Ueberwinder kleiner war. Der Herzog von Guise, welcher seinem Bruder dem Herzog von Mayenne zu Hülfe eilte, wohin ihn das Geschrey und der Lermen der Streiter rief, fand, daß die Feinde schon geschlagen, und der Baron von Dohna die Flucht ergriffen hatte. Der Verlust des Herzogs von Mayenne bestand in siebzehn Edelleuten: vier wurden verwundet. Da der Herzog von Guise Alles überwältigt sah, so ließ er noch vor Tagesan-

bruch

bruch zum Rückzug blasen, und kehrte mit seiner ganz berittenen Infanterie in der vorigen Ordnung in sein Standquartier zurück, um den übrigen Quartieren der Deutschen keine Zeit zu geben, sich in Bewegung gegen ihn zu setzen. Vielleicht war bey keinem Vorfalle die Anzahl der Todten ungewisser als bey diesem. Obschon die eine Parthey sich bestrebte, dieselbe zu vergrößern, und die andere, sie zu vermindern, so ist es doch gewiß, daß man sie nicht genau bestimmen konnte, weil der größte Theil der Deutschen im Feuer umgekommen. A. D. 1587.

Diese Niederlage machte das deutsche Heer sehr muthloß, welches die Thätigkeit und Wachsamkeit des Herzogs von Guise eben so sehr bewunderte als fürchtete: noch mehr aber befürchteten die Deutschen für die Zukunft von der Nachläßigkeit des Barons von Dohna, welcher durch seine schlechte Mannszucht den Feinden zu diesem Ueberfalle Gelegenheit gegeben habe. War die Unordnung vorher sehr groß, so nahm sie jetzt auf eine solche Art sowohl wegen Furcht vor den Katholischen als dem geringen Ansehen des Feldherrn so sehr zu, daß sie ihren Untergang selbst beschleunigten. Die Schweizer schickten eilends Deputirte an den König von Frankreich: der Herzog von Nevers führte sie demselben vor, welcher sie aber mit einem finstern Gesichte und in zornigen Ausdrücken empfieng. Nicht als wenn Er denselben die Kapitulation abschlagen wol-

len,

A. D. 1587. len, sondern Er wünschte, daß die Sache sich mehr in die Länge zöge, und das deutsche Heer sich nicht eher auflöfete, als bis Kühnheit und Ruhmbegierde den Herzog von Guise an den Abgrund irgend einer gefährlichen Unternehmung verleitet hätte. Auch die Reuter, und vorzüglich jene, welche bey der Niederlage von Vimori ihr Gepäcke eingebüßt, foderten tumultuarisch ihren rückständigen Sold. Die französischen unter sich uneinigen Generale konnten kaum die Infanterie zurückhalten, welche durch die anhaltenden Herbstregen sehr übel zugerichtet war. Alles neigte sich zum offenbaren Untergange.

Ein glücklicher Zufall war es, daß Franz von Bourbon Prinz von Conti bey dem Heere ankam, welcher vom Anfange an zum Befehlshaber desselben bestimmt war. Obschon er ein geringes Gefolge und gar kein — Geld mitbrachte, und an sich selbst zu einem Feldherrn wenig taugte, so erfüllte doch seine Erscheinung das ganze Heer mit Freude, weil er ein Prinz vom Geblüte, und ein Sohn des Prinzen von Conde' war, dessen Andenken bey der Parthey der Hugonotten sehr hehr war. Die Generale faßten also wieder Muth, und bewirkten durch ihre Bitten und Vorstellungen so viel bey den Schweizern, daß diese beschlossen, das Heer nicht zu verlassen, und erst Nachrichten von dem Könige von Navarra abzuwarten, ehe sie eine Kapitulation mit dem Könige von Frankreich eingien-

gen.

gen. Der Ruf von der Schlacht bey Coutras und dem Tode des Herzogs von Joyeuse, welcher durch das feindliche Land bis zu den Deutschen drang, richtete ihren Muth und ihre Hofnungen wieder ganz auf. Sie glaubten, der siegreiche König von Navarra werde nun Mittel und Wege finden, um über die Loire zu gehen, und sich mit ihnen zu vereinigen. Aber dieser Anschein des Glückes wurde durch die großen Hindernisse wieder aufgewogen, welche sich ihrem Entschlusse entgegen setzten. Da das Heer den Weg nach Vendome eingeschlagen hatte, so besetzte der König von Frankreich die Ufer der Loire, und rückte vor, um demselben den Weg zu verlegen. Er befahl dem Herzog von Epernon, mit seiner Avantgarde den Feind auf dem Marsche zu beunruhigen. Der Herzog von Guise, welcher den Deutschen auf dem Fuße folgte, setzte dieselben durch beständige Scharmützel bald in ihren Quartieren, bald bey ihrem Aufbruche in Bewegung und Allarm. Die Freude über die Ankunft des Prinzen von Conti beschäftigte das Heer so sehr, daß dasselbe bey Auneau, in dem Lande von Chartrain Halt machte, um sowohl auszuraſten, als Lustbarkeiten anzustellen. Auneau ist ein großer Flecken, welcher sowohl geräumige Wohnungen als Ueberfluß an Lebensmitteln hat. Da auf dem seiner Lage wegen sehr festen Schlosse ein Gouverneur und eine königliche Besatzung war, so verrammelten die Deutschen alle A.D. 1587.

Wege,

A. D. 1587. Wege, welche zu demselben führten, und errichteten Barrikaden mit an einander geketteten Wägen, Fässern, und Balken. An dem Ausgange einer jeden Straße stellten sie starke Posten; und rundherum Schildwachen auf. Nach diesen Vorkehrungen glaubten sie sich so sicher, daß sie sich entschlossen, drey oder vier Tage hier auszuraften, und sich zu berathschlagen, was sie thun sollten: denn die Generale waren in ihren Meinungen sehr verschieden. Obschon Auneau ein sehr weitläuftiger Flecken war, so konnte er doch eine solche Menge nicht in sich fassen: viele quartierten sich also in den umliegenden Dörfern ein, und feyerten überall mit Schmauß und Trinkgelagen die Ankunft des Prinzen, und den Sieg des Königs von Navarra. Die Deutschen tranken sich um so stärker zu, als das Sankt-Martinsfest und die reiche Weinlese dieses Jahres sie zur Ausschweifung einluden.

Der Herzog von Guise, welcher jede sich darbietende Gelegenheit auffaßte, wurde von dem Entschlusse der Deutschen, sich einige Tage zu Auneau aufzuhalten, benachrichtigt. Er schickte also insgeheim den De Vins an den Gouverneur, und machte demselben große Versprechungen, wenn er ihm nächtlicher Weile den Durchmarsch durch das Schloß gestattete, um die Feinde unvermuthet zu überfallen. Der Gouverneur war eine Zeitlang unentschlossen, weil die umliegende Gegend ihre Habseligkeit in daselbe

selbe geflüchtet, und er den Landleuten gegen eine Geldabgabe versprochen hatte, keine Truppen einzulassen, welche sie plündern könnten. Er weigerte sich also, das Korps des Herzogs von Guise einzunehmen, erklärte aber doch, es nicht verhindern zu wollen, daß der Herzog durch einen sehr engen Wegdamm, welcher zwischen einem sehr großen Teiche und dem Thorwalle längst den Mauern hinzieht, an der Festung vorbeyschleiche. De Vins hielt es aber nicht für rathsam, sich der Willkühr eines feilen Menschen Preis zu geben, und für nothwendig, Truppen in dem Schlosse zu haben, damit sich die Infanterie in jedem Falle sicher zurückziehen könnte. Er bewirkte also, daß der Gouverneur zuerst eine Unterredung mit La Chatre und zuletzt mit dem Herzog von Guise selbst hielt, welcher ihn durch Geld und große Hofnungen bewog, ihn in die Festung unter der Bedingniß einzulassen, daß er die Habseligkeit der Landleute vor den Soldaten schützen wolle. A. D. 1587.

Der Herzog von Guise brach den eilften November aus seinem Standquartiere von Dourdan gegen Abend auf, und machte einen so forçirten Marsch, daß er nach Mitternacht bey dem Schlosse von Auneau ankam, ohne daß seine Truppen dadurch viel strapazzirt worden. Nachdem der Ravelin eröfnet worden, so legte er in der größten Stille hundert Büchsenjäger in die Festung, um sich derselben

A. D. 1587. selben zu versichern, und schickte den Obristen Saint-Paul mit der übrigen auf drey Tausend Mann sich belaufenden Infanterie längst dem unter den Mauern des Schlosses sich hinziehenden Wegdamme ab, um die Verschanzungen der Deutschen anzugreifen. Zur nämlichen Zeit hatte die Kavallerie den Teich umgangen, und sich in drey Eskadrons getheilt, welche die Auswege auf das Feld besetzten, um jene zurückzutreiben, welche es versuchen würden, sich auf dasselbe zu retten. Der Obriste Joannés nahm den nämlichen Weg mit sieben hundert Büchsenjägern, welche die Kavallerie aufgenommen hatte, und setzte sich vor dem Eingange des Thores von Auneau, welches dem Schlosse gegen über liegt, und auf das Feld geht.

Der Tag brach eben an, als die Infanterie die Barrikaden der Feinde mit der größten Heftigkeit angriffen. Obschon viele noch im Rausche und Schlafe begraben lagen, so erfüllten doch die Wachen ihre Pflichten, und hielten den Angriff der Katholischen mit großer Tapferkeit eine Zeit lang aus, bis die Infanterie die Wägen und Fässer in Brand steckte, und sich durch dieselben den Weg öfneten. Die Wachen der Deutschen, welche zum längeren Widerstande zu schwach waren, wurden in Stücke gehauen. Der Obriste von Saint-Paul rückte mit dem ersten Bataillon in die Straße, welche linker Hand führt, und der Obriste Ponsenac mit dem

zwei-

zweiten in jene rechter Hand, und umzingelten eine geringe Anzahl Reuter, welche sich zu Fuße mit ihren Pistolen vertheidigten. Der Kampf war aber sehr ungleich: denn die Büchsenjäger feuerten von Ferne auf sie, und die Pikenträger warfen Alles um, was sich ihnen entgegen stellte. Die Deutschen ergriffen also in kurzer Zeit die Flucht, weil sie sich auf das Feld retten zu können glaubten. Als sie aber das Thor besetzt fanden, und überdies noch durch ein fürchterliches Büchsenfeuer von dem Obristen Joanne's zurückgetrieben wurden, so geriethen sie in einen solchen Schrecken und eine solche Verwirrung, daß sie ohne Widerstand von der Infanterie zusammen gehauen wurden. Einige Wenige, welche über die Mauern stiegen, und sich queer über's Feld retten wollten, wurden von der Kavallerie eingeholt, und entweder niedergehauen oder gefangen genommen. Nur allein der Baron von Dohna, welcher glücklicher im Entfliehen als im Kämpfen war, ließ sich mit Hülfe einer Frau von einer Mauer herunter, rettete sich durch die sumpfigten Wege des Teiches, und erreichte das nur eine Meile entfernte Quartier der Schweizer. Da der Obriste Joannés durch das Feldthor ebenfalls in den Flecken eindrang, so wurden die Deutschen von allen Seiten umzingelt, und unter einem fürchterlichen Geheule niedergemetzelt. A. D. 1587.

A. D. 1587. Der Baron von Dohna, welcher in dem Quartiere der Schweizer angekommen war, ermahnte, bat, und beschwor die ebenfalls herbeygeeilten französischen Generale, ihm zu folgen, und versicherte sie des Sieges über Soldaten, welche in der Verwirrung, mit Morden und Plündern beschäftigt, und durch den nächtlichen Marsch und das Gefecht ermüdet und schläfrig, der größeren Anzahl keinen Widerstand leisten würden, mit der man sie in einem Augenblicke von allen Seiten angreifen könnte. Aber alle hatte ein solcher Schrecken befallen, daß er sie nicht bewegen konnte, ihm zu folgen. Die französischen Generale stellten vor, daß die katholische Infanterie einen sichern Rückzug in das Schloß habe, und die Kavallerie, welche noch nicht Antheil an dem Gefechte genommen, den Ausgang auf das Feld besetzt halte. Sie brachten endlich den Baron von Dohna von diesem Vorhaben ab, und stellten den Ueberrest des Heeres in Schlachtordnung, um sich vor einem Ueberfalle zu sichern.

Nachdem sich die Katholischen mit Blut und reicher Beute gesättigt hatten, so zog der Herzog von Guise mit seiner beritten gemachten Infanterie, zwölf eroberten Fahnen und dem ganzen Gepäcke nach Etampes zurücke, wo er öffentliche Dankgebete anstellte, sogleich dem Könige die Fahnen überschickte, und demselben einen prahlerischen Bericht

von

von seinem über die Deutschen erhaltenen Siege Nachricht geben ließ, welcher ihn fast gar nichts gekostet habe. A. D. 1587.

Da der König sah, daß der Erfolg seinen Absichten nicht entsprach, so beschloß Er, die Ueberbleibsel des deutschen Heeres zu verfolgen, und an dem Ruhme ihrer Niederlage Theil zu nehmen. Er schickte also den Herzog von Epernon den Deutschen eilends auf den Rücken, und folgte mit dem ganzen Heere nach, um sie anzugreifen. Der Herzog von Epernon nahm sich den Herzog von Guise zum Muster, und versuchte mehrmals, die Quartiere der Deutschen zu überrumpeln: aber es gelang ihm nicht. Die Erfahrung dieser Generale, die Tapferkeit ihrer Soldaten, und das Glück waren sich sehr ungleich, — Umstände, welche bey gleichen Ursachen und gleichen Entschlüssen eine ganz verschiedene Wirkung hervorbringen. Der Herzog von Epernon fieng also auf Befehl des Königs neue Vergleichsunterhandlungen mit den Schweizern mittelst des Herrn von Cormont, eines hugonottischen Edelmanns, an, welcher einige Tage vorher in einem Gefechte war gefangen genommen worden. Die Schweizer waren durch die beständigen Märsche übel zugerichtet, wegen ausbleibendem Solde ohne Geld, wegen der Niederlage der Reuter muthloß und mißvergnügt, daß sie gegen ihre eignen Landes-

A. D. 1587. leute streiten mußten, und keinen Feldherrn an ihrer Spitze sahen, welcher durch sein Ansehen und seine Erfahrung im Stande sey, sie anzuführen, und sie in der Mannszucht zu erhalten. Letzteres hielten sie für die Ursache ihrer so schrecklichen Niederlagen. Die Kapitulation der Schweizer war also keinen Schwierigkeiten unterworfen. Der König behandelte ihre an Ihn abgeschickten Deputirten aufs schmeichelhafteste, aus Furcht, Er möchte diese Nation zur Erbitterung reizen, und der Herzog von Epernon bewirthete sie aufs prächtigste. Die Schweizer erhielten freyes Geleite, um in ihre Heymath zurückzukehren. Diese Kapitulation wurde pünktlich beobachtet: aber der größte Theil derselben kam durch die erlittenen Strapazzen und Krankheiten um.

Die Reuter, die Generale, und die französischen Soldaten, welche durch diese Niederlagen muthloß geworden, und sich auch von den Schweizern verlassen sahen, beschlossen, sich aus Frankreich durch Burgund zurückzuziehen, in der Hofnung, die deutschen Städte oder das Gebiet von Basel zu erreichen. Dieses Vorhaben war aber schwer auszuführen, weil der Herzog von Mayenne nach Burgund zurückgekommen war, und die Gränzen bewachte. Mandelot und der Graf von Tournon giengen denselben aus Lyon mit den Provincialtrup-

pen

pen entgegen, um ihnen den Weg zu verlegen. A. D.
Der König war nur einen halben Tagmarsch mit sei- 1587.
nem Heere entfernt, und folgte ihnen auf dem Rücken. Der Herzog von Guise hörte nicht auf, mit seiner gewöhnlichen Geschwindigkeit bald ihre Flanke, bald ihre Avantgarde, bald ihre Arrieregarde zu beunruhigen. Die französische Infanterie war gänzlich strapazzirt, und verlief oder verbarg sich in den Städten und Dörfern, durch welche der Marsch gieng. Der Verlust der Bagage, der Mangel an Geld und Lebensmitteln (denn die Einwohner hatten Alles in Sicherheit gebracht), die anhaltenden Regen, Krankheiten und die herrschende Unordnung brachten das Heer auf den höchsten Grad der Verzweiflung. Der Herr von Cormont legte sich ins Mittel bey dem Könige, und die Deutschen faßten den Entschluß, sich auf Gnade und Ungnade Demselben zu ergeben. Er gestand ihnen unter der Bedingniß ein freyes Geleite zu, wenn sie Ihm ihre Fahnen übergeben und versprechen würden, nicht mehr gegen Ihn zu dienen.

Der Prinz von Conti, der Herzog von Bouillon, Clervant, Chatillon und die übrigen französischen Generale suchten diesen Entschluß zu hintertreiben, und machten den Deutschen Hofnung, daß der König von Navarra ihnen bald zu Hülfe kommen, und den rückständigen Sold bezahlen werde:

A. D. 1587. sie sollten sich nicht mit der Schande beladen, sich Unterjochte und Ueberwundene zu nennen; das Korps, welches sich ihnen von Lyon aus entgegen stelle, sey nicht so stark, um ihnen von dieser Seite den Weg nach Genf zu verlegen. Während diesen Vorstellungen benachrichtigte man sie, daß die Reuter auf ihrem Entschlusse bestünden, und noch die Absicht hätten, sie gefangen zu nehmen, um sich die Gnade des Königs zu erwerben, und dadurch sich der Zahlung ihres rückständigen Soldes zu versichern. Sie beschlossen also, ganz insgeheim das Heer zu verlassen, und sich auf verschiedenen Wegen durch die Flucht zu retten, ehe die Deutschen ihr Vorhaben ausführten. Der Herzog von Bouillon schlug mit einer geringen Begleitung von Kavallerie den Weg durch Rouanne und das Lyon'sche ein, vermied aber sorgfältig die Hauptstraßen, und erreichte, nicht ohne Mühe und Gefahr, Genf, wo er durch den Schmerz über die fehlgeschlagene Unternehmung und die erlittenen Strapazzen in eine Krankheit fiel, und von derselben hinweggerafft wurde. Er hinterließ seine Schwester als Erbin seiner Staaten unter der Vormundschaft des Herzogs von Montpensier. Chatillon schlug sich mit hundert Küraſſiers und zwey hundert Büchsenjägern zu Pferde eben so glücklich als tapfer durch, erreichte Languedok, und begab sich in seine Statthalterschaft von Vivarez. Clervant verbarg sich unter

die

die Schweizer, welche mit freyem Geleite abzogen, A. D.
und begab sich mit denselben nach Basel. Der 1587.
Prinz von Conti verbarg sich mit einigen wenigen
Kavalleristen in abgelegenen Orten, und rettete sich
unbekannter Weise in seine Heymath. Die übri-
gen Generale hatten ein verschiedenes Schicksal.

Nachdem die Reuter von dem Könige die Er-
laubniß zum Abzuge, aber mit gesenkten Fahnen,
erhalten hatten, so theilten sie sich in zwey Korps:
das Erste von fünfhundert Mann unter dem Kom-
mando des Baron von Dohna und des Obersten
Damartin gieng durch Savoyen, wo ihnen die
Truppen des Herzogs das noch übrige Gepäcke ab-
nahmen. Das andere, welches unter dem Baron
von Bock den Weg durch Burgund nach der Graf-
schaft Montbelliard nahm, wurde von dem Mar-
quis de Pont und dem Herzog von Guise verfolgt,
über den Gränzen Frankreichs eingeholt, und größ-
tentheils zusammengehauen. Aber damit waren die
Feldherren der Ligue nicht zufrieden, sondern plün-
derten und verbraunten in ihrer Wuth die Dörfer
und Schlösser dieser Grafschaft, um sowohl wegen
dem Sengen und Plündern der Reuter in Lothrin-
gen Repressalien zu brauchen, als sich an dem Gra-
fen von Montbelliard zu rächen, welcher das Mei-
ste zur Aufrichtung dieses Heeres beygetragen hatte.
Die durch Fieber und Dyssenterie zu Skeletten ab-

A. D. 1587. gezehrte Deutschen fielen auf den Straßen und Dörfern nieder, und wurden von den Bauern auf die grausamste Art niedergemeßelt. Unter vielen Andern brachte in Burgund eine Bauersfrau achtzehn kranke Deutschen, welche sich in eine Strohhütte verkrochen hatten, mit Messerstichen wie die elendesten Thiere um, um sich wegen dem verübten Schaden zu rächen. Auch die dreyhundert Schweizer, welche unter der Anführung des Herrn von Cugi nach Dauphiné marschirt waren, um sich mit dem Herrn von Lesdiguieres zu vereinigen, hatten kein besseres Schicksal. Da Lezterer nur wenig Infanterie, und bloß den Hugonottischen Adel des Landes bey sich hatte, so konnte er keine beträchtliche Fortschritte machen, sondern beschäftigte sich nur mit der Einnahme kleiner und unbedeutender Oerter. Die Schweizer, welche mit vierhundert französischen Büchsenjägern durch die engen Päße passirt waren, und dem Lesdiguieres entgegen giengen, wurden beym Uebergange über die Isere von la Valette, dem Bruder des Herzogs von Epernon mit der provenzalischen Kavallerie, und dem Obristen Alfons Ornano mit der Infanterie von Dauphiné mit einer solchen Wuth angegriffen, daß Alle auf dem Platze blieben, sechzig ausgenommen, welche der Metzeley entgiengen. Lesdiguieres zog sich in die Gebirge zurück.

Dies

Dies war das Loos des fürchterlichen Heeres der Deutschen, nach dessen Niederlage der König nach Paris zurückkehrte, und den drey und zwanzigsten December wie im Triumphe in die Hauptstadt einzog. Das Volk empfieng Ihn dem Anscheine nach mit festlicher Freude: aber alle Katholiken, und besonders die Pariser schrieben dem Herzog von Guise den Ruhm des ganzen Feldzuges zu; alle seine Anhänger erhoben seinen Namen mit Zung' und Feder in den Himmel. A. D. 1587.

Ende des achten Buches.

Neuntes Buch.

Erstes Kapitel.

Entwürfe des Herzogs von Guise und der Liguisten. Die Pariser machen Anstalten, sich der Person des Königs zu bemächtigen, welcher davon unterrichtet wird, und Anstalten trift, um sie zu bändigen.

A. D. 1587. Durch die Niederlage des deutschen Heeres wurde das Ansehen und die Macht der Ligue eben so sehr vergrößert, als die Hugonotten der Unterdrückung ausgesetzt. Obschon der König von Navarra jenseits der Loire Sieger war, so fürchtete Er doch, die Katholischen möchten mit ihrer ganzen Macht auf ihn unvermuthet loßstürzen: er zog sich also, ohne weiter etwas zu unternehmen, nach La Rochelle zurück. Die übrigen Herren seiner Parthey warfen sich in die Festungen, und erwarteten das, was man, wie sie vorhersahen, gegen sie beschließen werde. Der Herzog von Guise begab sich nach der Verwüstung der Grafschaft Montbelliard mit seinen vornehmsten Anhängern nach Nancy. Er hielt sogleich Berathschlagungen über die Art, wie man aufs kürzeste den Endzweck der Ligue erreichen,

reichen, und die Früchte des erhaltenen Sieges in vollem Maaße einärndten könnte. Der größte Theil der Herren von Lothringen vergaßen, wie nothwendig die Mäßigung im Glücke sey, und sprachen in der, mehrere Tage lang dauernden, Berathschlagung von nichts, als die Hugonotten auszurotten, den König des Thrones zu entsetzen, denselben in ein Kloster einzusperren, wie man es mit Chilperichen in vergangenen Zeiten gemacht habe, das Haus von Bourbon zu Grunde zu richten, die Mignons aus dem Wege zu schaffen, sich selbst mit allen Würden und Aemtern des Reichs zu bekleiden, und dasselbe nach ihrer Weise zu verwalten und zu beherrschen. Sie waren von ihren Hofnungen und Ansprüchen so aufgeblaßen, daß sie weder auf die Gerechtigkeit noch die Möglichkeit in der Voraussetzung Rücksicht nahmen, als seyen sie nun Herren von Allem, und durch ihre Verdienste zu jeder hohen Unternehmung berechtigt. A. D. 1587.

Diesen kühnen Vorschlägen widersezte sich der Herzog von Lothringen, welcher, als ein Fürst von sanftem Charakter und gemäßigten Gesinnungen, und eben so weit entfernt von den Gefahren als den Ansprüchen der Herren von Guise durch sein Ansehen als Haupt dieses Hauses sie von ihren hochtrabenden und kühnen Entwürfen abzubringen, und zu billigern empfänglich zu machen suchte. Der Herzog von Mayenne stimmte größtentheils seiner Mei-

nung

A. D. 1587. nung bey, und unterstützte sie, welcher seinem alten Systeme gemäß dafür hielt, daß man nicht ohne die größte Nothwendigkeit fast jeden Augenblick das ganze Wohl ihrer Familie aufs Spiel setze. Aber der Herzog und der Chevalier d'Aumale, der Herzog von Nemours, von Elboeuf, der Graf von Chaligni und vor Allen der Herzog von Guise waren der entgegen gesetzten Meinung, welcher sowohl durch sein hitziges Temperament und hohen Geist, als durch die glücklichen Erfolge seiner Unternehmungen hingerissen, es nicht ertragen konnte, daß man sich der Erfüllung seiner Hofnungen widersetzte: er behauptete, und nicht ohne Grund, je länger man zögere, desto mehr Zeit räume man dem Könige ein, auf ihren Untergang zu denken, und das schon angefangene Werk ihrer Unterdrückung zu vollenden.

Diese Verschiedenheit der Meinungen war die Ursache, daß man sich gleichsam einer Mittelstraße

A. D. 1588. verständigte. Zu Ende des Februars Tausend fünfhundert und acht und achtzig beschlossen sie, daß der Herzog von Lothringen mit seiner ganzen Macht und den spanischen Hülfsvölkern die Städte des Herzogs von Bouillon angreifen solle, um die Hugonotten in dieser Gränzgegend auszurotten, und die Waffen der Ligue in Thätigkeit zu erhalten. Der Herzog von Guise und die übrigen verbündeten Herren sollten nicht geradezu den König angreifen, sondern

einstim-

einstimmig mit dem Kardinal von Bourbon, um ihre Ansprüche zu bekräftigen, und zu zeigen, als wenn die Natur der Sache es selbst so mit sich brin- ge, Demselben eine Bittschrift überreichen, welche viele für sie vortheilhafte Foderungen enthielte, und Denselben zwängen, seine letzte Entschließung von sich zu geben. Willigte der König in ihre Fode- rungen ein, so erreichten sie ihren Endzweck, ohne sich der Waffen bedienen zu müssen; willigte Er nicht ein, so gab Er ihnen Gelegenheit, das mit Gewalt zu erzwingen, was Er ihnen nicht gutwillig einräumen wollen. Zu keiner schicklichern Zeit konnte das Herzogthum Bouillon angegriffen wer- den. Der Herzog und sein Bruder, der Graf de la Mark, waren gestorben; Charlotte, ihre Schwe- ster und einzige Erbin stand unter der Vormund- schaft des Herzogs von Montpensier, welcher als ein Katholik den Städten Sedan und Jametz, so wie den andern Oertern dieses Herzogthums ver- dächtig war. La Noue, welchen der Herzog zum Vollstrecker seines Testaments ernannt hatte, war nicht nur allein abwesend, sondern hatte auch ver- sprochen, um sich aus der Gefangenschaft der Spa- nier zu befreyen, in welche er im flandrischen Krie- ge gerathen, weder gegen den katholischen König, noch gegen den Herzog von Lothringen die Waffen zu führen. Es schien nun, als wenn die eines mächtigen Schutzes beraubte, und nebst dem noch von ihrem Oheime, A. D. 1588.

A. D. 1588. Oheime, dem Grafen von Maulevrier beunruhigte Charlotte, welcher auf diese Erbschaft Anspruch machte, nicht im Stande seyn werde, der Macht des Herzogs von Lothringen zu widerstehen, der selbst auf mehrere Orte seine alten Ansprüche geltend machen wollte. Der Herzog ließ sogleich ein Heer unter dem Kommando des Marquis de Pont seines Sohnes versammeln, welcher, in Begleitung der Herren von Rone und Ossonville, zuerst das platte Land verwüstete, und hernach Jametz in der sichern Hofnung belagerte, diese Festung zu erobern. Er fand aber einen tapfern Widerstand: denn der Herr von Schelandre, Gouverneur derselben, hatte die besten Vertheidigungsanstalten getroffen. La Noue, welcher in einer weitläuftigen Schrift bewieß, daß er, ohne sein Wort zu brechen, die Vertheidigung einer verlassenen Mündel übernehmen könne, kam nach Sedan, und rüstete sich zu einem tapfern Widerstande. Die Belagerung von Jametz zog sich so sehr in die Länge, daß sie bis zu Ende dieses Jahres dauerte, wo die Ligue ihre Macht zu viel wichtigeren Unternehmungen aufbot.

Der Herzog von Guise begab sich von Nancy in seine Statthalterschaft von Champagne, und ließ dem Könige in seinem, des Kardinals von Bourbon und der anderen Herren Namen eine weitläuftige Vorstellung überreichen, in welcher sie nach vielen Umschweifen und mehreren künstlich zusammen-

gehäuften

gehäuften Rechtfertigungsgründen in der Hauptsache begehrten: Er solle sich aufrichtig und wahrhaft mit ihnen vereinigen, sich zum Haupte der Ligue erklären, damit die Hugonotten gänzlich ausgerottet würden, jene aus seinem Staatsrathe und vom Hofe entfernen, und sie ihrer Würden und Aemter entsetzen, welche die katholischen Prinzen als verdächtige und gegen die Religion übelgesinnte Personen benennen werden; die Satzungen des Kirchenrathes von Trient, mit Ausnahme einiger den gallikanischen Kirchenfreyheiten zuwiderlaufenden Artikeln annehmen, und im ganzen Reiche beobachten lassen; den verbündeten Prinzen einige Plätze einräumen, welche sie für ihre Sicherheit wählen würden, und in denen sie auf Kosten des Reichs Besatzungen halten, und die nöthigen Fortifikationen vornehmen könnten; an den Gränzen von Lothringen ein Heer unterhalten, um den Einfällen fremder Völker zu widerstehen, und das Kommando desselben einem Prinzen ihres Hauses übertragen; die Güter der Hugonotten einziehen und verkaufen, aus deren Erlöße die Unkosten des letzten Krieges sowohl bezahlt, als die Ligue bey ihren künftigen Unternehmungen unterstützt werden sollte. A. D. 1588.

Dies waren die vornehmsten Punkte, welche die Vorstellung nebst vielen andern minder beträchtlichen enthielt. Sie wurde dem Könige im Anfange des Februars überreicht, welcher sie mit

seiner

A. D. 1588. seiner gewöhnlichen Verstellung aufnahm, und wie gewöhnlich mit seiner Entschließung zögerte. Der Herzog von Guise drang auch nicht sehr darauf, um dieselbe zu erhalten, weil der Zweck seiner Vorstellung allein war, den König verächtlich, dem Volke gehässig und verdächtig zu machen, als wenn Er die Hugonotten begünstige; der Ligue Gelegenheit und einen Vorwand zu leihen, um Ihn zu bekriegen, und das Glück zu benutzen, um das angefangene Werk zu vollenden. Diese Kunstgriffe waren nicht einmal nothwendig, um den König verhaßt und verächtlich zu machen. Die Auflagen, welche der Krieg und die Unterhaltung so vieler Heere, so wie die gewöhnliche Verschwendung des Königs von Tag zu Tage vermehrten, hatten Ihm den Abscheu des Volkes zugezogen; der Wiederhall und der Glanz der Siege des Herzogs von Guise verdunkelte die Majestät seines Namens; die standhafte Gunst, welche Er seinen Lieblingen erzeigte, entfremdete Ihm seine ältesten und getreuesten Anhänger; das durch den Ehrgeiz des Rathes der Sechzehen geleitete Pariser Volk konnte nicht länger das Joch seiner Regierung tragen. Die Stadt wurde mit Schmähschriften, politischen Diskursen, satyrischen Versen und fabelhaften Erzählungen überschwemmt, deren Gegenstand größtentheils der Herzog von Epernon war. Die Lästerungen, womit man seinen Namen überhäufte, fielen auf den König zurück,

zurück, und machten dessen Majestät verächtlich. A. D.
Alle Straßen, alle Quartiere von Paris ertön- 1588.
ten im Gegentheile von dem Lobe des Herzogs von Guise, welcher in Prose und in Versen von tausend Schriftstellern besungen, und mit dem Namen eines neuen David, eines Moses, eines Befreyers des katholischen Volkes, einer Säule und Stütze der heiligen Kirche belegt wurde. Die Prediger unterhielten wie gewöhnlich das Volk, und zwar jetzt mit größerer Kühnheit, von den Zeitumständen, und erfüllten die Ohren desselben von den wunderbaren Thaten, ja sogar von den Wunderwerken dieses neuen Gideons, welcher zum Heile von Frankreich auf die Welt gekommen sey. Alle diese Produkte und Deklamationen ergossen sich aus der Hauptstadt wie aus dem Herzen in die Provinzen, welche schon eben so stark gegen den König als für die Ligue eingenommen waren.

Der König ernannte den Herzog von Epernon entweder aus blinder Neigung, oder um andere Unterthanen, welchen Er nicht trauen konnte, zu erhöhen, zum Admiral des Reichs und Statthalter der Normandie, welche Würden durch den Tod des Herzogs von Joyeuse erledigt worden. Der Herzog von Guise fühlte sich dadurch aufs äußerste gekränkt: er sah, daß der König das alte Geleiße nicht verließ, sondern die vornehmsten Würden auf

A D. 1588. das Haupt eines Einzigen zusammenhäufte, indeß er, sein Bruder und die übrigen Herren seines Hauses, ihrer Verdienste ungeachtet, niemals etwas erhielten. Er setzte also die zu Nancy gefaßten Schlüsse, und jene kluge Mäßigung, welche ihm der Herzog von Lothringen angerathen hatte, bey Seite, und dachte nun darauf, sich ohne Verzug mittelst der Pariser der höchsten Staatsgewalt zu bemächtigen, welche, nicht weniger aufgebracht als er, in ihn drangen, zur Ausführung zu schreiten. Diesem zu Folge überschickte ihm der Rath der Sechzehen eine umständliche Beschreibung von der Lage der Sachen, und versicherte, daß ihnen zwanzig Tausend Bewaffnete in der Hauptstadt zu Gebote stünden, welche zu jeder Unternehmung bereit, und in sechzehen Bataillons abgetheilt seyen, deren jedes seinen Anführer habe: der übrige Theil des Volkes, welcher eben so sehr gegen den König und den Herzog von Epernon aufgebracht, als für die Sache der Religion entflammt sey, werde ohne Zweifel dem Beyspiele der Ersten folgen. Da der Herzog von Guise in Erwägung zog, daß bey einer solchen Menge leicht Unordnung und Verwirrung entstehe, und die Abtheilung der bewaffneten Mannschaft zu sehr ins kleine gehe, als daß sie sich geschwind in einen Körper vereinigen könnte, wann es die Noth erfoderte, so schrieb er dem Rathe, die Anzahl derselben auf fünf Quartiere einzuschränken,

und

und einem Jeden einen Ort anzuweisen, wo sich A. D.
dasselbe auf ein gegebenes Zeichen versammeln soll- 1588.
ten, und Alles so einzurichten, daß bey der Ausfüh-
rung keine Verwirrung und Unordnung entstünde.
Um vollkommen versichert zu seyn, daß Alles in der
vorgeschriebenen Ordnung vor sich gehen möchte, so
schickte er ihnen fünf Hauptleute, weil er auf die
von den Parisern gewählten Anführer wenig Ver-
trauen setzte, welche die fünf Quartiere kommandi-
ren, und die Bewegungen der bewaffneten Volks-
menge leiten sollten. Diese waren der Graf von
Brissac, Bois-Dauphin, Chamois, D' Esclavo-
les, und der Obriste Saint-Paul, welchen er noch
den Herrn von Menneville zugesellte, der schon seit
dem Anfange der vornehmste Unterhändler und Be-
förderer dieser Verschwörung war. Sie giengen
einzeln unter dem Vorwande von Privatgeschäften
nach Paris, mietheten sich in die ihnen angewiese-
nen Quartiere der Stadt ein, besuchten den Hof,
unterhandelten dies und jenes, und überließen dem
Menneville die Sorge, die Sache zu vollenden.
Um ihn desto besser darinne zu unterstützen, befahl
der Herzog von Guise dem Herzog von Aumale,
fünf hundert Mann guter Kavallerie bereit zu hal-
ten, um im Nothfalle den Parisern zu Hülfe kom-
men zu können. Letzterer stand in der Pikardie un-
ter den Waffen, um mehrere Gouverneurs, die,
von dem Herzog von Epernon unterstützt, ihn nicht

A. D. 1588. als Statthalter anerkennen wollten, zum Gehorsam zu bringen. Die von dieser Vorkehrung benachrichtigten Pariser ersuchten den Johann Conti, Einen der Stadthauptleute, ihnen die Schlüssel zum Sanct Martins Thor, welche ihm gewöhnlich überliefert wurden, anzuvertrauen, um durch dasselbe die ihnen versprochene Unterstützung einzulassen. Da er sich aber weigerte, so gewannen sie den Peter Brigard, Hauptmann des nächsten Quartiers, welcher ihnen die Schlüssel zum Thore Saint-Denis versprach, durch welches man eben so gut wie durch das andere den Sukkurs einlassen konnte, und weil sie befürchteten, Conti möchte die ganze Sache dem Könige entdecken, so fielen sie auf den Gedanken, denselben wegen Ketzerey und mehrerer anderer Verbrechen anklagen zu lassen, und ihn dadurch in einen bösen Ruf zu setzen, damit man seiner Anzeige keinen Glauben beymäße.

Es war nun nichts mehr übrig, als die Art der Ausführung zu bestimmen. Die Hauptleute des Herzogs von Guise, und der größte Theil der Sechzehner hielten die Belagerung des Louvre's, wo der König wohnte, und von seinen Leibwachen und dem Adel seines Anhanges umgeben war, für eine viel zu gefährliche, und gewaltthätige Unternehmung, welche noch überdies keinen guten Erfolg verspreche. Sie sahen voraus, daß sie nicht nur allein den übrigen Theil des Reichs gegen sich aufbringen, sondern

auch,

auch, wenn man nur im geringsten wankte, oder die Sache sich in die Länge zöge, viele Unordnungen entstehen, und der König Zeit und die Oberhand gewinnen würde. Sie beschlossen also einmüthig, denselben gefänglich einzuziehen. Sie wählten hierzu die Fastenzeit, wann Er seiner Gewohnheit nach mit dem Herzog von Epernon den Processionen der Flagellanten in der Kleidung eines Büßenden ohne Begleitung seiner Leibwache und der Höflinge beywohnte. Der Vorwand dazu sollte ein Aufstand seyn, welchen das durch die drückenden Auflagen und das übermäßige Ansehen der Mignons aufgebrachte Volk erregte, und der König alsdann in ein Kloster eingesperrt, und scharf bewacht werden. Hernach wollten sie die fünf hundert Mann Kavallerie und die übrigen Truppen des Herzogs von Aumale herbey kommen lassen, um sich der vornehmsten Plätze zu bemächtigen, und sie bis zur Ankunft des Herzogs von Guise stark besetzen, welcher alsdann die Generalstaaten zusammenberufen, denselben die Unfähigkeit oder die bösen Absichten und die schlechte Regierung des Königs vorstellen, und die Regierungsform nach dem Willen und Wohlgefallen der Ligue einrichten lassen werde. Niklas Poulain, ein Mitbewußter und Theilnehmer dieser Verschwörung, benachrichtigte sogleich den König von diesem Entschlusse durch den Großkanzler. Obschon Er Poulain's Anzeige keinen Glauben beymaß, weil die A. D. 1588.

A. D. 1588. Sache so wichtig war, und die Gewißheit derselben nur auf der Versicherung eines Mannes beruhe, welcher in keinem guten Rufe stehe, und nur auf diesem Wege eine Belohnung und Gewinnst zu erhaschen suche, so hielt Er es doch für rathsam, auf seiner Hut zu seyn, und vermied, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, alle Andachtsübungen der Brüderschaften der Büßenden. Um sich von der Wahrheit noch besser zu versichern, ließ Er den Poulain eines Abends heimlich in sein Kabinet bringen, befragte denselben in Gegenwart des Großkanzlers, des Herrn D'O, und des Abbe D'Eibene umständlich über Alles, was er entdeckt hatte, stellte sich, als wenn Er nichts davon glaubte, und befürchtete, er möchte von der Parthey der Hugonotten angereizt und bestochen worden seyn, eine solche Anzeige zu machen. Poulain bekräftigte nicht nur dieselbe, sondern fügte auch noch alle besondere Umstände bey, nannte alle Mitverschworne, und stieg in seiner Erzählung bis zu dem Anfange der Verschwörung hinauf. Zuletzt erbot er sich sogar, so lange in einem Gefängnisse zu bleiben, bis er seine Aussagen werde bewiesen haben, und fügte noch hinzu, daß sich den folgenden Tag der Rath der Sechzehner in dem Hause des la Bruyere, Eines der Mitverschwornen, versammeln werde. Wenn der König ihm eine hinlängliche Wache geben, und irgend Einen mit ihm dorthin schicken wolle, so sollte

Er

Er Aller habhaft werden, ohne daß sich Einer derselben verbergen, oder sein Verbrechen läugnen könnte. A. D. 1588.

Der König entließ ihn in sehr gnädigen Ausdrücken, machte ihm die größten Versprechungen, begab sich noch in der nämlichen Stunde in die Wohnung des Herzogs von Epernon, und hielt mit ihm eine halbstündliche Berathschlagung. Von da gieng Er (es war schon Mitternacht) in das Gemach der Königinn-Mutter, welche im Louvre wohnte, weckte sie aus dem Schlafe, und erzählte Ihr sehr umständlich Alles, was Ihm war entdeckt worden, und befragte sie um ihren Rath, ob Er der Anzeige Poulain's folgen, und den folgenden Tag die Verschwornen in Verhaft nehmen sollte. Die Sache war dem Scheine nach sehr leicht, aber in der That mit den größten Hindernissen und Gefahren verbunden. Man konnte nicht zweifeln, daß alle Quartiere der Stadt nach der vorgeschriebenen Ordnung bey der geringsten Bewegung und unter den bestimmten Hauptleuten unter die Waffen treten, und nicht dulden würden, daß eine Kompagnie Garde ihre Häupter gefänglich einziehe. (Denn Mehrere als Eine konnte man für diesen Fall nicht brauchen.) Man hatte schon oft erfahren, daß das Volk, wenn Eins der Häupter desselben in bürgerlichen oder peinlichen Sachen in gefängliche Haft gebracht werden sollte, sogleich zu den Waffen griff, um denselben zu be-

A.D. 1588. freyen. Würde das Volk, welches unter dem scheinbaren Vorwande, als wenn man seine Häupter und Beschützer unterdrücken wollte, einen Aufruhr erregte, unvermuthet den Louvre belagern, so konnte der König und der Hof, welche nicht gerüstet, mit nichts versehen waren, und bloß die gewöhnlichen Garden zur Beschützung hatten, einer solchen Menge Volkes Widerstand leisten, welches erfahrene und entschlossene Hauptleute zu Anführern hatte, die eine so schöne Gelegenheit begierig ergreifen würden, um zu zeigen, daß sie nur Vertheidigungs- und nicht Angriffsweise gehandelt hätten. Sie zogen ferner in Erwägung, daß das Pariser Volk so mächtig und fürchterlich sey, daß man dasselbe nur durch zahlreiche und tapfere Truppen bändigen könne. Etwas unternehmen, und es hernach nicht ausführen können, heiße nichts anders, als den Aufruhr beschleunigen, und sich der Schande und Gefahr aussetzen. Sie sahen voraus, daß die Herzoge von Aumale und von Guise, welche sich in der Nachbarschaft mit Truppen befanden, den Verschwornen eilends zu Hülfe eilen würden, anstatt daß der König kein einziges Corps in der Nähe zu Gebote hatte, welches Ihn im Falle einer so großen Gefahr unterstützen konnte. Er wußte, daß sich auf die Parthey der Hugonotten nicht zu verlassen war, weil sie sowohl den König allzeit gefürchtet und für einen bittern Feind ihrer

Religion

Religion gehalten, als weil die Niederlage der Deutschen ihnen eine solche Furcht eingejagt hatte, daß ein jeder derselben eher darauf bedacht war, das Reich zu verlassen, und sein Leben durch die Flucht zu retten, als den Fahnen der Prinzen zu folgen, und ihr Heil mit dem Schwerdte zu erringen. Der Tod des Prinzen von Condé, welcher gerade zu dieser Zeit zu Saint Jean d'Angeli am Gifte starb, welches ihm, wie man sagte, seine Familiaren aus häuslichen Ursachen beybrachten, schlug diese Parthey gänzlich nieder. Man sah bey derselben kein anderes Hülfsmittel als die Standhaftigkeit des Königs von Navarra: aber die Entfernung, die gewöhnlichen Rücksichten, und besonders das Dringende der jetzigen Gefahr hielten den König ab, seine Zuflucht zu dieser Parthey zu nehmen. Da man sich also auf keiner Seite einer hinlänglichen Hülfe versichern konnte, um die Pariser zu bändigen, so entfiel der Königinn-Mutter das florentinische Sprichwort, daß man sich sein Gesicht vorher wohl bedecken müsse, ehe man in ein Wespennest stechen wolle; man müsse sich vorerst rüsten, und die nöthigen Vorkehrungen treffen; alsdann werde man wohl Mittel finden, die Verschworenen zu unterdrücken. A. D. 1588.

Nach einer langen Berathschlagung ließen sie den Abbe d'Elbene zu sich bescheiden, überlegten noch einmal mit ihm das Nämliche, und beschlossen, daß sich der Herzog von Epernon unter dem Vor-

A. D. 1583. wande, als wenn er seine Statthalterschaft in Besitz nehmen wolle, eilends nach der Normandie begeben, von Rouen und Havre de Grace, der vornehmsten Festungen dieser Provinz, und der Schlüssel der Seine und des Oceans, versichern, und bey dieser Gelegenheit eine gewisse Anzahl Truppen, mit welchen er im Nothfalle zu Hülfe kommen könnte, versammeln, und Alles anwenden sollte, den Herrn d'Entragues, Gouverneur von Orleans, auf die Seite des Königs zu ziehen, mit welchem man schon in Unterhandlung getreten war, um von der Seite von Berry und Beausse Paris einzuschließen. Die Schweizer, welche noch im Solde des Königs stünden, sollten ihre Standquartiere zu Lagni und auf den umliegenden Orten nehmen, um Meister des Marne-Flusses zu seyn, welche man gemeiniglich die Nährmutter des pariser Volkes nennt, und die Zufuhr aus Champagne abzuschneiden: denn da der König schon im Besitze von Chartres, wovon der Großkanzler das Gouvernement hatte, und von Pontoise war, wo d'Alincourt, der Sohn des Staatssekretärs Villeroi, kommandirte, so würde Paris von allen Seiten eingeschlossen werden. Legte man alsdann den größten Theil der Schweizer in die Stadt, verstärkte man das Leibgarderegiment durch Zurückberufung der auf Urlaub gegangenen Soldaten, so könnte man alsdann ganz sicher die Häupter der Verschwörung einziehen; sollte sich das Volk dagegen

gegen empören, so würde es sehr leicht seyn, dasselbe durch die Waffen der Schweizer, und einen noch stärkern Kappzaum, den Hunger zu bändigen. Bis zu diesem Zeitpunkte sey es rathsam, daß der König sich noch verstelle, bey öffentlichen Andachtsübungen so wie in gewissen verdächtigen Orten nicht erscheine, um den Verschworenen keine Gelegenheit zur Ausführung ihres Vorhabens zu geben. A. D. 1588.

Dieser auf die Nothwendigkeit gleichsam gegründete Entschluß wurde den folgenden Morgen von dem Staatssekretär Villeroi, dem Großkanzler, vorzüglich aber von Villequier gebilligt, welcher aber nichtsdestoweniger auf seiner Meinung beharrete, als wenn die Anzeige ungegründet sey; er behauptete, daß die Feinde des Herzogs von Guise und des pariser Volkes den Poulain unterlegt hätten, um diese verläumderische Anzeige zu machen, und den Hof zu scharfen Maasregeln zu reizen. Der König ließ also die Stadthauptleute Conti und Lugoli, welche mit den Verschworenen nicht einstimmten, rufen, um von denselben zu vernehmen, was sie in dieser Sache besonders wüßten. Conti entschuldigte sich, daß er wegen der vor einigen Tagen gegen ihn gemachten Anklage der Ketzerey und anderer Verbrechen es nicht gewagt, die Anzeige von dem zu machen, was ihm von der Verschwörung bekannt sey, und gefürchtet habe, als ein Verläumder behandelt zu werden. Er gestand nun frey heraus, was man ihm wegen den

Schlüsseln

A. D. 1588. Schlüssel zum Thore von Saint-Martin angesonnen habe: Lugoli erzählte viele ihm bekannt gewordene Umstände, und bestätigte das nämliche. Poulain's Anzeige war nun zum Theile bekräftiget, und man fuhr fort, den schon gefaßten Entschluß in Ausübung zu bringen.

Der Herzog von Epernon reisete nach zwey Tagen mit einer geringen Bedeckung ab, um nicht den Hof zu schwächen, begab sich nach Rouen, der Hauptstadt dieser Provinz, nahm von seiner Statthalterschaft Besitz, und gewann so wohl das Parlament als den Carouge, Gouverneur der Stadt, für den König. Eben so glücklich war er nicht zu Havre de Grace. Andreas Bramas Herr von Villars, ein Provenzale, welcher die Gouverneursstelle von dem Herzog von Joyeuse erhalten hatte, war schon zur Ligue übergegangen: denn der auf Alles wachsame Herzog von Guise hatte ihn wegen der Wichtigkeit des Platzes gewonnen, und demselben dreyßig Tausend Thaler unter dem Vorwande von den Parisern auszahlen lassen, daß diese Festung wegen ihrer Lage an der Mündung der Seine und dem Ocean für die Hauptstadt wegen dem Handel und der freyen Zufuhr der Lebensmittel von der größten Wichtigkeit sey, und also gut bewacht werden müsse. Dieses Geschenk so wohl als der Schutz des Herzogs von Guise machte, daß er sich der Ligue gänzlich anschloß. Da der Herzog von Epernon sah, daß er diese Fe-

stung

stung nicht auf seine Seite ziehen konnte, und durch Gewalt seinen Ruf gleich im Anfange nicht aufs Spiel setzen wollte, so ließ er das Land von Caux, und sonach Havre de Grace auf dieser Seite liegen, und begab sich auf das jenseitige Ufer der Seine nach Ponteau-de-Mer, Honfleur, und hernach längst dem Ocean nach Caen, wo er mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde, weil diese Stadt mit Hugonotten angefüllt, und eine erklärte Feindinn der Ligue war. A. D. 1588.

Indeß pflog der Staatssekretär Villeroi mit dem Herrn d'Entragues wegen der Stadt Orleans Unterhandlungen, welchen sich aber so große Schwierigkeiten entgegen stellten, daß der König die Beendigung derselben, so sehr Er auch darauf drang, nicht sehen konnte. Viele behaupteten, Villeroi habe als ein schon erklärter Feind des Herzogs von Epernon gewünscht, daß die Parthey des Herzogs von Guise die Oberhand gewönne, und jener erniedrigt würde: denn er konnte sich nie vorstellen, daß die Ligue ihre Kühnheit so weit treiben würde, gegen den König selbst eine Verschwörung anzuzetteln, sondern nur die Absicht habe, die Mignons vom Hofe zu verjagen, und den König zur Unterdrückung der Hugonotten zu zwingen. Diesem zu Folge habe er die Unterhandlung wegen Orleans durch Zögerungen und eingeschobene Schwierigkeiten so wie die Entschliessung d'Entragues hingehalten: man wurde in dieser

Muth-

A. D. 1588. Muthmaßung noch mehr bestärkt, als nachher der nämliche Handel zu einer weniger günstigen und kritischeren Zeit zu Stande kam. Villeroi suchte nachher in einer langen Apologie sein Betragen zu rechtfertigen, und zu zeigen, daß die Zögerung eines Theils die Unentschlossenheit d'Entragues, und andern Theils jene des Königs selbst zur Ursache gehabt habe, weil Er in die Trennung des Gouvernements der Stadt Orleans von jenem der Provinz nicht einwilligen wollen, wie es doch d'Entragues begehrt habe, um dem Großkanzler, Statthalter derselben, nicht vor den Kopf zu stoßen. Der König war auch zugleich in der Verlegenheit, wie er dem d'Entragues von dem Herzog von Epernon Genugthuung verschaffen sollte, von welchem er sich in der Person seines Sohnes für beleidigt hielt. Es mag nun seyn, wie es will: die Sache zog sich so sehr in die Länge, daß man Paris von der Seite von Orleans nicht einschließen konnte. Der König, welcher diesen Gegenstand nicht aus dem Gesichte verlohr, befahl dem Marschall von Biron, die Schweizer theils zu Lagni, einem der Hauptstadt nahe, und an der Marne liegendem Orte, einzuquartieren, theils in den benachbarten Orten aufs vortheilhafteste zu postiren. Die Anzahl der französischen Leibgarden vermehrte sich indeß, weil man den Hauptleuten den Befehl gegeben hatte, alle Soldaten zu ihren Fahnen zurückzuberufen, und keinem

mehr Urlaub zu ertheilen. Die Archers, welche nur drey Monate im Jahre Kompagnieweise zu dienen pflegen, wurden alle einberufen; die fünf und vierzig Edelleute, welche den König bewachten, entfernten sich weder im Tage noch in der Nacht aus seinen Gemächern und von seiner Person; viele andere Edelleute wurden unter dem Vorwande dieser und jener Geschäfte nach Hofe beschieden. A. D. 1588.

Zweites Kapitel.

Ankunft des Herzogs von Guise in Paris. Die Pariser ergreifen die Waffen, errichten Barrikaden, und blokiren den Louvre. Unterhandlungen. Flucht des Königs nach Chartres.

Der Rath der Sechzehner, welcher überall seine Spionen unterhielt, wurde von allen Vorkehrungen des Königs bis auf die genauesten Umstände benachrichtigt. Sie sahen, daß derselbe wider seine Gewohnheit den Andachtsübungen nicht mehr beywohnte, so wie auch seinen Vergnügungen entsagte: sie fielen also auf den Verdacht, daß Er von Johann Conti und Peter Lugoli gewarnt worden, und fiengen an, auf ihrer Hut zu seyn, und für sich selbst zu fürchten, ohne doch von ihrem Vorhaben abzustehen: sie trafen im Gegentheile alle Maasregeln, um dasselbe auszuführen. Als sie erfuhren, daß

die

A.D. 1588. die Schweizer zu Lagni einquartiert worden, so konnten sie nicht mehr zweifeln, daß ihre Verschwörung entdeckt sey: sie geriethen in die größeste Bestürzung; Allen entfiel der Muth, wie es bey Volksunternehmungen der gewöhnliche Fall ist, weil sich unter ihnen kein Mann von hinlänglichem Ansehen und Erfahrung befand, um eine so große Maschine zu regieren. Sie sahen ein, daß sie eines Hauptes bedürften, welches im Stande sey, durch seinen Geist, Muth, und sein Ansehen dieselbe in Bewegung zu setzen, und schickten also eilends den Peter Brigard an den Herzog von Guise ab, um ihre Bitte zu wiederholen, daß er nach Paris kommen möchte, und ihm vorzustellen, daß durch seine Gegenwart die Unternehmung glücklich von statten gehen werde; sollte er aber sie verlassen, so sähen sie kein Mittel, wie sie der Rache des Königs, und die Stadt dem gänzlichen Untergange entgehen könnten.

Der Herzog von Guise, welcher einiges von den Absichten des Königs von einer andern Seite erfahren, wollte die Hauptstütze der Ligue nicht zu Grunde gehen lassen, noch jene Preis geben, welche hauptsächlich zu ihm ihre Zuflucht genommen hatten. Er sah voraus, daß sein Untergang unmittelbar auf jenen der Pariser folgen werde, wenn er dem König Zeit gestattete, nach seinen getroffenen Maasregeln und Vorkehrungen zu Werke zu schreiten: er entschloß sich also, sich nach Paris zu begeben, entwe-

der

der um die letzte Hand an diese Unternehmung zu le- A. D.
gen, wie die Anhänger des Königs sagten, oder 1588.
wenigstens um die Stadt und den Rath der Sech-
zehner, welche sich in der offenbarsten Gefahr befan-
den, zu retten, wie er und die Seinigen sagten,
und sich wegen den Verläumdungen und Beschuldi-
gungen zu rechtfertigen, welche seine Feinde und die
Anhänger der Hugonotten gegen ihn ausgestreut hät-
ten. Um aber kein Aufsehen zu erregen, und die
nämlichen Kunstgriffe zu gebrauchen, mit welchen
der König zu Werke gieng, so schickte er seine Edel-
leute und eine starke Anzahl von Veteranen auf ver-
schiedenen Wegen voraus, welche den Befehl hatten,
sich zu verschiedenen Tagen Einer nach dem Andern
in Paris einzuschleichen, und in verschiedenen Quartie-
ren jeder besonders einzulogieren. Der Herzog schlug
mit einer Begleitung von sieben Reutern den Weg
nach Soissons ein, um sich dort mit dem Kardinale
von Bourbon zu unterreden, und sich alsdann nach
Paris zu begeben. Das Gerücht kam ihm aber
nichts desto weniger zuvor; die Sechzehner selbst ver-
breiteten unter dem Volke die Nachricht seiner An-
kunft, um demselben die Furcht vor den Vorkehrun-
gen des Königs zu benehmen, welche sich Aller be-
mächtigt hatte. Dies war die Ursache, daß der
König ihm bis nach Soissons den Herrn von Bel-
lievre entgegenschickte, um dem Herzoge seine Reise
nach Paris abzurathen, und ihm zu bedeuten, daß

A.D. 1588. der König dieselbe in einer so unruhigen und kritischen Zeit sehr übel aufnehmen würde. Der Herzog von Guise, welcher sich in seinem Vorsatze durch gewisse eitle Betrachtungen nicht erschüttern ließ, wie es bey weniger starken Seelen der gewöhnliche Fall ist, sondern wünschte, unvermuthet in Paris zu erscheinen, damit man ihm nicht zuvorkommen, oder nachstellen möge, gab dem Abgeordneten des Königs eine zweydeutige Antwort: er verlange nichts mehr, als Seiner Majestät und der Religion zu dienen; er wisse, daß ihn seine Feinde verläumdet hätten, und wolle sich also rechtfertigen. Er reise wie ein Privatmann ohne Begleitung, welche Verdacht erregen könnte, und wünsche, bey jeder Gelegenheit den König zu beruhigen und zu befriedigen: auch werde er seine Befehle befolgen. Der Herzog fügte noch einige andere Aeußerungen hinzu, welche aber so allgemein und so zweydeutig waren, daß man aus denselben gar nicht folgern konnte, ob er den Willen des Königs befolgen, oder seine Reise fortsetzen wolle. Es schien so gar, als wenn er zu Soissons zu verweilen Sinnes wäre, um andere Verhaltungsbefehle zu erwarten. Bellievre war aber kaum mit dieser zweydeutigen Antwort abgereiset, als der Herzog zu Pferde stieg, den nämlichen Weg nahm, und die Hauptstraßen vermied, um nicht auf andere Abgeordnete des Königs zu stoßen. Philibert de la Guiche, und Karl Benoise, Kabinetssekretär, welche

Einer

Einer nach dem Andern abgeschickt wurden, um ihm zu bedeuten, nicht nach Paris zu kommen, konnten ihn nirgendswo auffinden als gerade am Thore von Saint-Denis, zu einer Zeit, wo es überflüßig war, zu unterhandeln, daß er nicht komme. A. C. 1588.

Der Herzog von Guise ritt den neunten Mai gegen Mittag in Paris ein, und hatte keine andere Begleitung als sieben Mann zu Pferde, theils Edelleute, theils Bediente. So wie ein kleiner Schneeball, welcher von einer Bergspitze herabrollt, und in seinem Laufe sich so sehr vergrößert, daß derselbe am Ende einen Berg bildet; eben so vermehrte sich sein Gefolge: das Volk verließ Häuser und Läden, und folgte ihm mit lautem Jubel. Der Herzog war kaum in der Mitte der Stadt, als sich hinter ihm mehr als dreyßig Tausend Menschen nachdrängten: er konnte kaum selbst fortkommen. Das Geschrey des Volkes erschallte bis in den Himmel, und man hatte nie mit solchem Beyfalle rufen hören: es lebe der König! als man jetzt schrie: es lebe der Herzog von Guise! Der Eine grüßte ihn, der Andere dankte ihm; dieser bog ihm sein Knie, jener küßte den Saum seines Kleides. Wer sich ihm nicht nähern konnte, legte durch empor gehobene Hände und Geberden seine Freude an den Tag. Man sah sogar Einige, welche ihn als einen Heiligen anbeteten, ihn mit ihren Rosenkränzen berührten, dieselben hernach entweder küßten, oder sich Augen und Stirne

A. D. 1588. damit rieben; sogar die Damen streuten von den Fenstern herab Blumen auf seinen Weg, und dankten dem Himmel für seine Ankunft. Der Herzog erwiederte alles dies mit einem volksmäßigen und freundlichem Gesichte: diesen koſete er mit Worten, jenen rückgrüßete er mit Geberden; Andere ermunterte er mit einem Blicke, durchschritt die wogende Volksmenge mit entblößtem Haupte, und unterließ nichts, um die Gewogenheit desselben und den allgemeinen Beyfall gänzlich zu gewinnen. Auf diese Art ritt er, ohne sich an seinem Hotel aufzuhalten, geraden Weges in das Quartier von Saint Eustache, um an dem Pallaste der Königinn-Mutter abzusteigen. Da Bellievre drey Stunden vor dem Herzoge gekommen war, und dessen Ankunft in Zweifel gesetzt hatte, so gerieth sie durch seine unvermuthete Erscheinung in eine große Bestürzung: sie empfieng ihn mit blassem Gesichte, und, wider ihre Gewohnheit, ganz zitternd. Der Herzog von Guise bezeigte Ihr seine tiefe Unterthänigkeit: die Königinn sagte ihm, daß sie ihn mit Vergnügen sehe, aber zu einer jeden andern Zeit viel lieber gesehen hätte. Er erwiederte Ihr mit der bescheidensten Geberde, aber mit stolzen Worten, daß er ein getreuer Diener des Königs sey, und, da er die gegen ihn ausgestreuten Verläumdungen und die gegen die Religion und die Gutgesinnten des pariser Volkes gemachten Entwürfe vernommen habe, gekommen sey, um das Uebel abzuwenden, und sich selbst

selbst zu rechtfertigen, oder das Leben im Dienste der heiligen Kirche und für das allgemeine Wohl aufzuopfern. A. D. 1588.

Die Königinn-Mutter brach die Unterredung ab, und schickte, während der Herzog den Hofdamen seine Komplimente machte, den Ludewig Davila, Einen ihrer Edelleute an den König ab, um Ihm anzukündigen, daß der Herzog von Guise angekommen sey, und sie denselben bald selbst nach dem Louvre führen werde. Der König, welcher sich in seinem Kabinette mit Villequier, Bellievre und dem Abbe' d'Elbene befand, wurde über diese Nachricht so bestürzt, daß Er sich mit seinem Ellbogen auf einen kleinen Tisch stützen mußte, mit der Hand das Gesicht bedeckte, den Davila über jeden besondern Umstand befragte, und ihm befahl, der Königinn ganz geheim zu sagen, so spät als nur möglich mit dem Herzoge zu kommen. Der Abbe' d'Elbene, und der Obriste Alfons der Corse, welcher in diesem Augenblicke ins Kabinett trat, ein sehr vertrauter Diener des Königs war, und sich große Verdienste um die Krone erworben hatte, riethen demselben, den Herzog von Guise in dem nämlichen Kabinette zu empfangen, und aus dem Wege zu schaffen. Der Abbe' ließ folgende Schriftworte entfallen: percutiam pastorem, et dispergentur oves. Villequier, Bellievre, und der Großkanzler, welche dazu kamen, waren einer andern Meinung, und sagten: das Volk sey in

A.D. 1588 einer so fürchterlichen Bewegung, daß es in diesem Falle die königliche Majestät hintansetzen, alle Bande der Gesetze durchbrechen, und ohne Rückhalt sich rächen würde. Ueberdies seyen die Vertheidigungsanstalten noch nicht vollendet, um die Wuth des pariser Volkes zu bändigen, dessen Macht viel zu fürchterlich sey, als um sie zu reizen.

Während der König in der Unentschlossenheit schwebete, kam die Königinn-Mutter mit dem Herzog von Guise an. Sie ließ sich in einer Sänfte tragen, und der Herzog begleitete sie immer zu Fuße: es folgte ihm aber eine so große Volksmenge, daß es schien, als wenn sich die ganze Stadt in dem Hofe des Louvre's und den benachbarten Straßen versammelt hätte. Sie giengen durch die Reihen Garde, welche der Obriste Grillon, ein gerader und tapferer Mann, und kein Freund des Herzogs von Guise, kommandirte. Indeß dieser jeden Soldaten sogar grüßte, begegnete ihm jener mit der geringsten Achtung, welches der Herzog wohl bemerkte, und etwas erblaßte. Seine Bewegung im Gesichte nahm beständig zu, als er die Schweizer in Reihen und unter Waffen an dem Fuße der Treppe, in dem Saale die Hatschiers, und in den Gemächern alle Edelleute versammelt sah, um ihn zu erwarten. Er trat mit der Königinn-Mutter in das Gemach des Königs, welcher ihm, indeß er eine tiefe Knieverbeugung machte, mit einem zornigen Gesichte sagte: Ich habe

euch

euch sagen lassen, nicht zu kommen. Auf dieses erwiederte der Herzog mit der nämlichen Unterwürfigkeit, wie vorher der Königinn, aber in gemäßigteren Ausdrücken, daß er gekommen sey, um sich in die Arme der Gerechtigkeit Seiner Majestät zu werfen, und sich gegen die Verläumdungen seiner Feinde zu rechtfertigen: er würde aber dem ungeachtet nicht gekommen seyn, wenn man ihm in bestimmteren Ausdrücken gesagt hätte, daß Seine Majestät befähle, nicht zu kommen. Der König wandte sich an den Bellievre, und fragte ihn in einem entrüsteten Tone, ob es nicht wahr sey, daß Er ihm den Auftrag gegeben habe, dem Herzog von Guise zu sagen, daß er nicht kommen solle, wenn er nicht der Urheber des Aufruhrs der Pariser seyn wollte. Bellievre näherte sich, um Rechenschaft abzulegen: er hatte aber kaum angefangen zu reden, als ihn der König unterbrach, und sagte: es ist genug; drauf wandte er sich an den Herzog von Guise: Er wisse nicht, daß man ihn verläumdet; seine Unschuld würde sich aber ganz klar gezeigt haben, wenn seine Ankunft nicht die geringste Bewegung veranlaßt hätte, wenn nicht Stürme die Regierung zu bedrohen schienen. Die Königinn, welche das Naturell ihres Sohnes nur zu gut kannte, und aus den Bewegungen seines Gesichtes irgend einen entschlossenen Schritt prophezeyhte, zog Ihn auf die Seite, benachrichtigte Ihn von dem Zusammenlaufe des Volkes, und warnte A. D. 1588.

A. D. 1588. Ihn vor einem übereilten Schritte, weil es außer der Zeit sey. Die Herzoginn von Uzés, welche bey Ihnen stand, sagte das nämliche. Als der Herzog, welcher den kleinsten Umstand beobachtete, diese schwankende Unentschlossenheit sah, so stellte er sich müde von seiner Reise, beurlaubte sich ganz kurz, um dem Könige keine Zeit zu einem Entschlusse zu lassen, und begab sich unter der nämlichen Begleitung des Volkes in seine Wohnung auf der Straße Saint-Antoine. Kein Höfling folgte ihm.

Viele tadelten den König, daß Er sich nicht entschließen können, sich des Herzog bey dieser Gelegenheit zu entledigen. Andere, welche die Stimmung und Macht der Pariser, so wie die Menge der Anhänger des Herzogs am Hofe kannten, lobten die Klugheit und Mäßigung des Königs. Der Herzog von Guise, welchem die Gefahr vor Augen schwebete, in welche er sich gestürzt, und sich selbst Vorwürfe über seinen verwegenen Schritt machte, versammelte eilends seine Anhänger und Freunde um sich, welche in den verschiedenen Quartieren der Stadt zerstreut waren, und zwar in solcher Menge, daß er sich Abends von mehr als vierhundert theils Edelleuten, theils Hauptleuten umgeben sah. Zur nämlichen Zeit beschied er den Rath der Sechzehner und alle Stadthauptleute zu

zu sich, und befahl nach einer langen Berathschla- A. D.
gung, in welcher er sich von den kleinsten Umstän- 1588.
den unterrichtete, in allen Quartieren gute Wache zu halten, bereit zu stehen, und bey der geringsten Bewegung nach der vorgeschriebenen Ordnung und unter den bestimmten Anführern nach den Hauptplätzen der Stadt und vorzüglich nach seinem Hause zu eilen. In der Nacht brachte man in dasselbe viele Rüstungen, Büchsen, Trommeln und andere Kriegswerkzeuge, um so wohl eine Menge Bürger zu bewaffnen, als ihn selbst zu vertheidigen, in und um dessen Hotel eben so Schildwachen standen, und die Runde giengen, wie bey einem Heere, wann der Feind in der Nähe ist. Im Louvre beobachtete man die nämliche Vorsicht. In dem Pallaste der Königinn-Mutter, wohin sie spät in der Nacht zurückkehrte, hielten ihre Edelleute fleißig die Wache. Die ganze Nacht stand man von beyden Seiten in Furcht und der größten Erwartung, was da kommen werde. Schon war Alles bekannt, und keiner, der nicht wußte, daß der König die Pariser bändigen, und den Herzog von Guise unterdrücken wolle; daß Letzterer aber gekommen sey, um sich der Hauptstadt zu bemeistern, seine Feinde von dem Hofe zu verjagen, und Mittel und Wege zu finden, wie er die ganze Staatsgewalt in sich vereinigen könnte.

A. D. 1588.

Während diesem wechselseitigen Mißtrauen und den öffentlichen Gerüchten wurde Poulain noch den nämlichen Abend in das Kabinet des Königs geführt, und bekannte, von dem Herzog von Guise öffentlich gehört zu haben, daß er sich wegen den gegen ihn gemachten Beschuldigungen rechtfertigen wolle. Er sey aufs neue bereit, in gefänglicher Haft so lange zu bleiben, bis sich seine Anzeigen bewahrheiten würden: denn er zweifle nicht, daß man sich vollkommen davon überzeugen könne, wenn man die Häupter der Verschwörung gefänglich einzöge. Vor der Ankunft des Herzogs von Guise sey man wegen den Vorkehrungen des Königs in großer Furcht gewesen, seine Gegenwart aber habe ihre Kühnheit aufs neue belebt; noch diese Nacht solle eine Berathschlagung in dem Hause des La Chapelle-Marteau gehalten werden, wo man sehr leicht die Verschwornen einziehen, und sich von ihrem Vorhaben vollkommen versichern könnte. Ueber diese Anzeige, so wie über diesen Vorschlag schwankte man rathschlagend die ganze Nacht hin und her. Endlich erschien der Morgen des zehnten Mai, welcher Unruhen und Schrecken verbreitete. Ueberall versammelte sich das Volk zu Haufen; der Louvre wurde von einer ungewöhnlichen Menge Soldaten bewacht; der Pallast des Herzogs von Guise war geschlossen, und mit Waffen angefüllt; der König hielt mit der Königinn seiner Mutter und seinen Vertrauten Berath-

rathschlagungen. Nichts desto weniger kam der A. D. 1588.
Herzog von Guise des Morgens nach dem Louvre, aber mit einem Gefolge von mehr als vierhundert Edelleuten und Hauptleuten, welche unter ihren Kleidern Panzer, und unter den Mänteln Pistolen trugen. Er begab sich nach dem Gemache der regierenden Königinn, um Ihr seine Ehrfurcht zu bezeigen, begleitete von dort den König in die Messe, und kehrte unter der gewöhnlichen Begleitung des Volkes nach seinem Pallaste zurück, wo er den übrigen Morgen in Berathschlagungen mit dem Erzbischoffe von Lyon zubrachte, welcher als der bitterste Feind des Herzogs von Epernon mehr als jeder Anderer, des gemeinsamen Interesse's wegen, sein Vertrauen besaß. Nach dem Mittagsmahle verfügte er sich in den Pallast der Königinn-Mutter, wo der König sich ebenfalls einfand: in dem Garten hielten sie eine lange Unterredung. Der Herzog von Guise, welcher sich hier an einem mitten in der Stadt liegenden Orte, wo er der Stärkere war, für sicher hielt, sprach sehr lange von den Ursachen seiner Ankunft, von dem, was die verbündeten Prinzen zu ihrer Befriedigung verlangten, von dem gegen den König von Navarra zu führenden Kriege; er beschuldigte den Herzog von Epernon und dessen Bruder La Valette als die Urheber aller Zwietracht und Partheyung; ihre Intriken seyen die Ursachen, warum die Hugonotten noch nicht ausgerot-

A. D. 1588. tet, und das Reich in seinen vorigen Glanz, so wie der Friede und die Ruhe noch nicht hergestellt sey. Zuletzt stellte er vor: die Katholischen könnten sich nicht beruhigen, so lange sie den König von verdächtigen, und im Punkte der Religion zweydeutigen Menschen umgeben sähen; so lange Er nicht die alte, von seinen Vorfahren beobachtete, Regierungsform wieder einführe; so lange Er seine Waffen, anstatt sie gegen die Parthey der Hugonotten zu brauchen, gegen das getreue Pariser Volk kehre, welches nichts sehnlicher wünsche, als die Sicherheit seines Gewissens. Wenn Er also in Ruhe und Frieden zu leben wünsche, so müßte Er sein System und die Regierungsform verändern, damit sich ein Jeder durch die Sicherstellung der katholischen Religion und der Gutgesinnten beruhigen, und den pflichtmäßigen Gehorsam leisten könnte.

Auf dieses erwiederte ihm der König sehr weitläuftig: Er sey nicht ungeneigt, die Hugonotten auszurotten, man müsse aber einen schicklichen Zeitpunkt, so wie seine Einwilligung, abwarten, und Ihn nicht mit Gewalt dazu zwingen. Die Ligue habe durch ihre Intriken und Machinationen Alles verdorben, und sich sogar erkühnt, die bestehende Regierungsform anzutasten. Hier sey man nicht stehen geblieben, sondern die ausschweifenden Zungen der Bößgesinnten hätten seine Geduld fast ganz erschöpft, und sich wider alle Wahrheit und Vernunft

nunft versündiget; Er sey aber, vermöge seiner A. D.
Ihm angebornen Milde, bereit, allen jenen zu 1588.
verzeihen, welche zu ihrer Pflicht zurückkehren,
und Ihm künftig getreu dienen würden. Es sey
kein Fürst in der Christenheit, welcher die Ke-
tzer mehr gehaßt, verfolgt, und unter die Füße ge-
treten habe als Er; kein König habe jemals mehr
irgend einen seiner Unterthanen geliebt und begün-
stigt, als Er das Haus Lothringen und den Herzog
von Guise selbst; die Würden und Aemter des
Reichs könnten nicht Alle Einer Person verliehen
werden. So wie Gott nach der Verschiedenheit des
Berufes Mehreren seine Gnaden ausspendet, eben
so sey der Fürst verbunden, die Geschenke und Gna-
den nach seiner eigenen Neigung und nach Verdien-
sten Mehreren auszutheilen. Er habe die Herren
de la Valette, Söhne eines der katholischen Reli-
gion ergebensten Vaters, wegen ihrer Tapferkeit
und Verdiensten um die Krone, erhoben, welcher
mehr als irgend ein Anderer sich in dem Kriege ge-
gen die Hugonotten hervorgethan; der Herzog von
Epernon habe sich durch seine Thätigkeit bey der
Niederlage des deutschen Heeres, so wie La Valette
durch jene der protestantischen Schweizer im Del-
phinate um Ihn verdient gemacht: seine Meinung
sey aber nicht, sie dem Hause von Guise gleichstel-
len zu wollen, welchem sie sowohl an Verdiensten
als an Geburt sehr nachstünden; so wie es im
Himmel

A. D. 1588. Himmel eine Rangordnung und verschiedene Stufen gäbe, so sey es auch am Hofe; allen Königen habe es immer frey gestanden, nach ihrem Wohlgefallen Einen vor dem Andern zu begünstigen, und die Gefährten und Gespielen ihrer Vergnügungen nach ihrem Geschmacke zu wählen: denn sonst würden Fürsten eingeschränkter seyn, als Privatleute, da sich nicht einmal ein Mensch von der untersten Klasse fände, welcher nicht die vollkommenste Freyheit genösse, in freundschaftlichem Umgange zu leben, mit wem er wolle, und über sein Vermögen zu schalten und zu walten, wie es ihm beliebt. Die Herren de la Valette hätten Ihm nie einen Rath gegeben, die Hugonotten nicht zu bekriegen, oder Ihn daran gehindert; sollte man Ihm aber beweisen können, daß sie nicht mit dem gehörigen Diensteifer zu Werke gegangen, so sey Er bereit, sie nach Befinden der Sache zu bestrafen: Er könne sie aber nicht vom Hofe entfernen, bloß weil es Einige so haben wollten. Er wolle alle jene Verbindlichkeiten erfüllen, welche Er durch die öftere Beschwörung des Unionsediktes auf sich genommen, und mehr als jemals auf den Krieg gegen den König von Navarra bedacht seyn: Er sähe aber kein anderes Hinderniß, als die Auflagen, mit welchen Er das Volk belegen müsse, um so viele Heere zu unterhalten. Dieser einzige Gedanke schlage Ihn nieder: aber seine Unterthanen, welche

das

das Kriegsfeuer selbst anfachten, und vor Allen die Pariser, dürften sich nicht darüber beklagen. Ohne Geld könne man keinen Krieg führen, und das Geld nicht erheben, ohne das Volk mit drückenden Auflagen zu belegen. Er müsse also fremde Sünden tragen: denn diejenigen, welche über die drückenden Auflagen in die Wolken schrien, seyen die Nämlichen, welche ihn aufrührerischer Weise zum Krieg zwingen wollten. Die Stadt Paris, welcher Er mehr Gutes als zehen seiner Vorfahren zusammen erzeigt, die Er zu seiner beständigen Residenz auserwählt, und dadurch den Reichthum und Wohlstand der Bürger gegründet habe — diese Stadt habe sich jetzt als seine Feindinn erklärt, seinen Namen verunglimpft, und sich sogar gegen seine Person verschworen. Er wisse gar wohl, daß die ganze Verschwörung von den Ausländern herrühre, und die guten französischen Bürger keinen Theil daran hätten. Er habe also beschlossen, alle Ausländer aus der Stadt zu verbannen, um dem um sich greifenden Brande die Nahrung zu benehmen; Er wolle sich nicht fremder Waffen bedienen, um die Stadt zu reinigen, wenn Ihm die Bürger beystehen würden. Er bitte ihn also, Ihm in diesem Unternehmen beyzustehen, und Proben jener Treue und Aufrichtigkeit zu geben, wozu er sich bekennte: denn sobald Er von dem Gehorsame seiner Unterthanen versichert wäre, so würde Ihm nichts weiter

A. D. 1588.

A. D. 1588. zu wünschen übrig bleiben; und sobald man die Ausländer verbannen, und die Ruhe der Stadt herstellen werde, ohne doch die Gränzen der Mäßigung zu überschreiten, so werde Er allen Verdacht und Argwohn aus seinem Gemüthe entfernen, und freywillig die Hände zu jenen Vorkehrungen bieten, welche man für die Zukunft für nothwendig erachten werde.

Nach dieser Unterredung ließ Er den Prevot der Kaufleute und die Stadthauptleute zu sich kommen, und befahl ihnen, den folgenden Tag alle Häuser gemeinschaftlich mit jenen Kommissärs fleißig zu durchsuchen, welche Er zu diesem Geschäfte anordnen werde, und alle jene Ausländer, ohne Unterschied der Person, aus der Stadt zu verweisen, welche sich in derselben ohne dringende Nothwendigkeit aufhielten: denn man habe Ihn benachrichtigt, daß funfzehn tausend Menschen in derselben versteckt lägen, um einen Aufruhr zu erregen, durch welchen die Sicherheit und das Vermögen der Bürger Gefahr laufen könnte. Sie versprachen, diesen Auftrag getreu zu vollstrecken, und begaben sich hinweg. Nach mehrern andern ähnlichen Gesprächen verließ der Herzog von Guise den König, welchem er das Nämliche versprach, und den er durch seine Künste sowohl eingeschläfert, als durch seine Gegenwart so sehr in Furcht gesetzt zu haben glaubte, daß er nun der Gewalt zur Ausführung seines Vorhabens nicht

viel

viel bedürfe. Er sagte daher zu Einem der Seini- A. D.
gen, daß er ohne große Schwierigkeiten eine Ver- 1588
sammlung der Generalstaaten zu erhalten hoffe, auf welcher, wie er nicht zweifelte, Alles nach seinen Absichten und Wünschen von statten gehen werde. Der König ernannte den Villequier und d'O zur Hausuntersuchung der Fremden, welche den folgenden Morgen anfieng: aber die Pariser suchten sie mit offenbarer Hartnäckigkeit derselben zu entziehen. Sie wußten, daß diejenigen Fremden, welche sich in der Stadt aufhielten, Alle Anhänger des Herzogs von Guise seyen, welcher sie in dieselbe abgeschickt habe. Sie wollten also nicht sich durch Ausweisung derselben schwächen. Die Kommissärs des Königs sahen also ein, daß sie sich vergeblich bemüheten, und die Absicht desselben, die Anhänger des Herzogs von Guise zu entwaffnen, weder erzielt werden, noch die Untersuchung einigen Nutzen hervorbringen könnte. Sie unterrichteten also davon den König, welcher in seiner Entrüstung endlich beschloß, das Volk mit Gewalt zu bändigen, und ohne längeren Verzug die Verschwornen zu unterdrücken. Er schickte also auf der Stelle den Marschall von Biron ab, um die Schweizer, und den d'O, um die Kompagnien der französischen Garde nach Paris zu führen, welche in den benachbarten Orten einquartiert lagen. Er befahl den Edelleuten, den Archers, und den Soldaten der Garde, nicht aus

A. D. 1588. dem Louvre zu gehen, und seine Person zu bewachen.

Diese Anstalten blieben dem Herzog von Guise nicht unbekannt: er ließ also, um die Macht des Volkes den Waffen des Königs entgegen zu setzen, eilends das Gerücht durch die Stadt verbreiten, daß der König beschlossen habe, hundert und zwanzig der vornehmsten Katholiken umbringen zu lassen, und die vornehmsten Plätze zu besetzen, um die Bürger zu unterdrücken: es sey also nothwendig, sich zur Gegenwehr zu rüsten. Man ließ sogar eine erdichtete Proscriptionsliste circuliren, auf welcher hundert und zwanzig Personen, vor Allen aber der Herzog von Guise, hernach der Präsident Neuilly, der Präsident le Maitre, Bussi, la Chapelle-Marteau, der Einnehmer Hottemann, alle Pfarrer, Prediger, die Stadträthe, Hauptleute, und zuletzt alle jene verzeichnet waren, welche die Gunst des Volks besaßen, und deren Lebensgefahr dasselbe reizen könnte, zu den Waffen zu greifen. Dieses Gerücht, welches gewisse dazu bestimmte Leute mit den gräßlichsten Farben dem Volke vorgemahlt hatten, verbreitete einen solchen Schrecken, daß man noch den nämlichen Tag damit umgieng, aufzustehen, da schon in allen Quartieren die Haupt- und Edelleute des Herzogs bereit standen, um die wilde Volksmenge zu leiten, und anzuführen. Es war aber noch nicht Alles zur Reife gediehen, und

die

die Nacht des eilften Mai verstrich in Zurüstungen von beyden Seiten. Den sechzehnten hörte man eine Stunde vor Tages Anbruch die Pfeifen und Tambours der Schweizer, welche den Marsch schlugen, und durch das Thor von Saint Honoré in die Stadt, unter der Anführung des Marschalls von Biron, einzogen. Die Kompagnien der französischen Garde marschirten mit brennenden Lunten in dieselbe. Der König empfieng sie am Eingange des Thores zu Pferde, grüßte sie, verbot ihnen mit lauter Stimme, und wiederholte es mehrmals, den Bürgern die geringste Beleidigung und den geringsten Schaden unter Lebensstrafe zuzufügen, und befahl dem Herrn d'O und dem Marschall von Biron, die vornehmsten Plätze der Stadt zu besetzen, und begab sich hernach in den Louvre zurück, wo die Soldaten der Garde unter den Waffen stunden. Der Marschall von Biron, welchem vielleicht die Absicht des Königs nicht ganz bekannt war, hielt es für nothwendig, zuerst der benachbarten Plätze des Louvre's zur Sicherheit und Vertheidigung des Hofes sich zu bemächtigen. Er besetzte also vor allen Andern den Kirchhof des Innocens, am Ende der Straße Saint Honoré, legte neun hundert Schweizer in denselben, und die Uebrigen, Tausend sechs hundert an der Zahl, auf den Fleischmarkt, den neuen Markt, den Chatelet, und in das Stadthaus. Der Herr d'O besetzte A. D. 1588.

A D. 1588. die Brücke Saint Michel, und die Wechselbrücke, und postirte an die eine den du Guast, und an die andere den Marivaut. Die Kompagnien von Beauvais-Nangis und von Larchant bewachten das Thor des Louvre's, welches auf die Straße Saint Thomas geht. Diese Disposition war aber äußerst nachtheilig: es würde viel vortheilhafter gewesen seyn, wenn man sich des Platzes Maubert, der Straße Saint-Antoine und der Zugänge der Bastille bemächtiget hätte, weil dieselben an dem einen Ende der Stadt, und in der Nähe des Pallastes des Herzogs von Guise liegen: man würde ihn dadurch enge eingeschlossen, und durch die Sperrung der Straßen von Saint-Denis und Saint-Martin das Volk in zwey Theile getrennt, dasselbe außer Stand gesetzt haben, sich so leicht zu versammeln, und einen Aufstand zu erregen. Die Soldaten konnten in der genommenen Stellung wohl den Louvre vertheidigen, nicht aber den Volksaufstand verhindern, welcher in dem Quartiere des Herzogs von Guise, der Sitz und die Seele der ganzen Bewegung, ausbrechen sollte. Bey dem Einmarsche der Truppen, welcher der Stadt sogleich durch das Geräusche der Trommeln bekannt wurde, gerieth das Volk in Furcht, und glaubte nun, daß nichts gewisser als das von den Absichten des Königs verbreitete Gerücht sey, schloß die Thüren und Boutiquen zu, welche man wie gewöhnlich schon vor Tages Anbruch geöffnet hatte, versam-

versammelte und bewaffnete sich, und erwartete den Befehl, was es zu thun habe. A. D. 1583.

Schon war der Tag angebrochen, als die Königinn-Mutter, um zu erfahren, was bey dem Herzog von Guise vorgehe, den Ludewig Davila an denselben unter dem Vorwande abschickte, um Ihm ihre Komplimente zu machen, da die gewöhnliche Verstellung noch fortdauerte. Sie empfahl ihm, auf Alles, und sogar auf die geringste Kleinigkeit, ein aufmerksames Aug und Ohr zu haben. Als er an dem Hotel de Guise ankam, so fand er die Thore desselben wider Gewohnheit verschlossen; er wurde also durch ein Seitenpförtchen eingelassen, und sah in dem Hofe zwey große Reihen bewaffneter Edelleute, in deren Mitte der Herzog von Guise allein spatzieren gieng. Hier entledigte sich Ludewig Davila seines Auftrages. Der Herzog, welcher die Absicht der Königinn-Mutter merkte, wollte ihm zeigen, daß er nicht unvorbereitet sey, nahm ihn freundschaftlich bey der Hand, und führte ihn unter einem Gespräche in den Garten, wo eine ungeheure Menge Waffen in Bereitschaft lag. Alle Zimmer des untern Stockes waren mit Soldaten und demontirten Lanzen angefüllt. Nach zwey kurzen Spatziergängen im Garten entließ ihn der Herzog von Guise mit einem Gegenkompliment, welcher aber nichts destoweniger unentschlossen war, und gedankenvoll zu seyn schien. Ludewig Davila kehrte

A. D. 1588. geraden Wegs in den Louvre zurück, wohin sich schon die Königinn-Mutter verfügt hatte, und wurde in das Kabinet des Königs geführt, wo er einen umständlichen Bericht von dem ablegte, was er bemerkt hatte. Er fügte noch hinzu, daß die Häuser und Boutiquen überall geschlossen, und Alles unter die Waffen getreten sey; man trage Fässer und Balken zusammen; viele Edelleute und Hauptleute des Herzogs von Guise seyen mit einander in Gesprächen begriffen, welche gemeinschaftlich mit den Stadthauptleuten Befehle ertheilten; gegen den Platz Naubert und die Straße Saint-Antoine zu versammle sich eine grosse Menge Volkes, und man mache daselbst mehrere Zurüstungen als an einem andern Orte. Nachdem er alle diese Umstände dem Könige zweymal wiederholt hatte, so schickte Derselbe eilends seinen Sekretär Benoise an den Herrn d' O mit dem Befehle ab, über die Brücken vorzurücken, und den Platz Naubert und die Straße Saint-Antoine durch die französischen Kompagnien besetzen zu lassen. D' O schickte den Mestre de Camp Grillon ab, um dieß zu bewerkstelligen: es war aber zu spät. Bois-Dauphin hatte schon mit den Studenten und den Schiffleuten des Quartiers von Saint-Jean en Gréve diesen Posten besetzt, die Straßen durch Ketten, Balken und Fässer, welche mit Mist und Erde angefüllt waren, barrikadirt, und sich auf diese Art dort verschanzt. Grillon mußte sich also zurückziehen: als

als er aber seinen vorigen Standort wieder gewinnen A. D.
wollte, so wurde er durch den Grafen von Brissac, 1588.
welcher das Volk des Quartiers von Saint Germain
anführte, abgeschnitten, und so eingeschlossen, daß
er sich weder vorwärts noch rückwärts bewegen konn-
te, obschon er den Kern der französischen Truppen
bey sich hatte. Diesem Beyspiel folgte der übrige
Theil der Stadt, welcher schon aufgestanden war,
schrie zu den Waffen, und zog durch alle Quartiere
derselben die Sturmglocke an. Die Barrikaden
wurden auf die nämliche Art von dreyßig zu dreyßig
Schritten mit einer so pünktlichen Ordnung und ei-
ner solchen Geschwindigkeit gemacht, daß in einem
Augenblicke alle Straßen einer so großen Stadt ge-
sperrt, und die Truppen des Königs von allen Sei-
ten durch Barrikaden eingeschlossen waren. Der
Obriste Saint-Paul, welcher das Volk aus den
Quartieren von Saint-Eustache und Montmartre
anführte, rückte mit seinen Barrikaden von Straße
zu Straße mit solcher Hitze vor, daß die Letzten den
Thoren des Louvre's und dem königlichen Gardepo-
sten gegen über standen.

Nachdem die Straßen der Stadt auf diese Art
von allen Seiten gesperrt und verschanzt waren, so
hörte man von allen das fürchterlichste Geschrey er-
schallen: Haut die fremden Soldaten in Stücke.
Sogleich wurden die auf dem Kirchhofe des Inno-
çens eingeschlossene Schweizer angegriffen, welche

A. D. 1588. gar keinen Widerstand leisten konnten. Es blieben ihrer sogleich sechs und dreyßig auf dem Platze, die Uebrigen ergaben sich, und wurden von dem Volke mit der größesten Gewaltthätigkeit und Hohngelächter entwaffnet. Ein gleiches Schicksal hatten die Posten des Chatelet's, der kleinen Brücke, des Fleischmarktes, und des Stadthauses. Die französischen Garden wurden mehr geschont: sie mußten ihre Lunten auslöschen, und die Waffen niederlegen, um sie bis auf weitern Befehl des Herzogs von Guise im Respekt zu erhalten. Indeß wurde der König von der Königinn-Mutter und dem Herrn von Villequier ermahnt, aus dem Louvre zu gehen, und sich dem Volke zu zeigen; sie versicherten ihn, daß der bloße Glanz der königlichen Majestät demselben Ehrfurcht einflößen, und es bewegen würde, zum Gehorsame zurückzukehren, die Waffen niederzulegen, und Ihm gegen Sicherstellung ihres Lebens und Vermögens die Schuldigen zur Bestrafung zu überlassen. Aber der König hielt es nicht für rathsam, seine Würde, sein Ansehen, und selbst sein Leben aufs Spiel zu setzen, ohne eines glücklichen Erfolges einigermaßen versichert zu seyn: auch schien Ihm dieser Rath so geeigenschaftet, daß die unglücklichen Folgen desselben nicht mehr verbessert werden könnten. Er schickte also die Marschälle von Aumont und von Biron ab, um das Volk zu haranguiren, zu besänftigen, und demselben alle mög-

liche

liche Sicherheit zu versprechen. Aber auch die- A. D.
ser Entschluß war fruchtlos: denn die Pariser er- 1588.
wiederten den Marschällen mit Büchsenschüssen und Steinwürfen, und zwangen sie, sich zurückzubegeben. Nun war nichts mehr als die Hofnung übrig, den Louvre zu behaupten, in welchem sich nebst den gewöhnlichen Garden mehr als fünf hundert Edelleute befanden, welche es vor Allen auf sich genommen hatten, den Eingang des Thores zu vertheidigen.

Der Herzog von Guise, welcher entweder vor einer so kühnen Unternehmung zurückbebte, oder vom Anfange nicht beschlossen hatte, so weit zu gehen, oder im Augenblicke der Ausführung wegen der Größe des Gegenstandes wie erschreckt stille stand, oder auch dafür hielt, daß er sein Ziel erreicht habe, beschloß, als er die Stadt in seiner Gewalt, die Garden entwaffnet und gefangen genommen, und den König, so wie alle die Seinigen, in den Louvre eingeschlossen sah, den Aufstand zu dämpfen, und weiters keine Gewalt zu brauchen, weil er glaubte, seine übrigen Absichten und Ansprüche durch den Weg des Vergleiches zu erreichen und durchzusetzen. Er verließ also seinen Pallast, und ritt ohne Waffen und bloß mit einem Stocke in der Hand, gleichsam zu noch größerer Verachtung seines Feindes, durch alle Straßen, haranguirte an jedem Orte das Volk, und ermahnte es, sich bloß vertheidigungsweise zu ver-

A. D. 1588. halten, da Gott ihnen die Gnade gegeben habe, ihr Leben, ihre Familien, ihre Freyheit, die Religion, und die Ehre der heiligen Kirche sicher zu stellen; sie sollten nun ohne alle Furcht seyn, und sich auf ihn verlassen. Als er an den Ort kam, wo man die französischen Garden eingeschlossen und gefangen hielt, so befahl er dem Obristen Saint-Paul, sie bis an den Louvre zu geleiten, und dort zu entlassen. Von da begab er sich auf den Kirchhof des Innocens, ließ den Schweizern die Waffen zurückgeben, sie auf die nämliche Art von dem Grafen von Brissac bis an den Eingang des Louvre's begleiten, und in Freyheit setzen. Alle diese Soldaten wurden wie Gefangene, ohne in Reihe und Glied zu marschiren, ohne Trommelschlag, mit entblößtem Haupte und umgekehrtem Gewehre bis an die Thore des Louvre's geführt, wo sie der Marschall von Biron empfieng, und in die umliegenden Orte einquartierte. Den Sieg des Herzogs von Guise konnte kein merkwürdigeres Schauspiel und kein stolzerer Triumph krönen. Man hörte Viele sagen, und unter Andern den Alexander Farnese, Herzog von Parma, ein Fürst von eben so großer Tapferkeit als Verstande: der Herzog von Guise erinnere sich nicht des Sprichwortes, daß derjenige, welcher gegen seinen Fürsten das Schwerdt ziehet, zur gleichen Zeit die Scheide hinwegwerfen müsse. Der Herzog von Guise, welchen entweder das Gewissen übermannt hatte, oder der

sich

sich noch immer mit dem Mantel der Treue und Re- A. D.
ligion verhüllen wollte, oder nie etwas anderes als 1588.
seine eigene Sicherheit und die Reform der Regierung bezielt hatte, und sich nun versprach, durch Kunstgriffe und Unterhandlungen das Heft der Staatsverwaltung in die Hände zu bekommen, ohne es durch offenbare Gewalt an sich zu reißen, glaubte, den König so sehr in die Enge getrieben zu haben, daß Er seinem Willen nachgeben, und jene Bedingnisse eingehen müßte, welche er verlangte: er zweifelte nicht, daß die Generalstaaten sie nachher einstimmig genehmigen würden.

Es fehlte nicht an jenen, welche den Herzog von Guise im Verdacht hatten, als wenn seine Absicht dahin gienge, den König unter dem Vorwande der Unfähigkeit und der schlechten Regierung in ein Kloster einzusperren, und sich selbst die Krone aufzusetzen; aber die allgemeine Meinung war, daß er dahin trachte, das Haus von Bourbon nach dem Tode des Königs von der Thronfolge auszuschließen, und sich selbst die Krone aufzusetzen, nie aber daran gedacht, den König bey Lebzeiten vom Throne zu stoßen, sondern genug erhalten zu haben glaubte, wenn er die höchste Regierungsgewalt in sich vereinigt, und seine Feinde von derselben ausgeschlossen, um sein Vorhaben zu verfolgen, und ohne Hinderniß auszuführen, wann der Zeitpunkt erscheinen würde. Diese gelindere Meinung scheint auch die wahr-

A. D. 1588. wahrscheinlichere gewesen zu seyn. Es mag nun seyn, wie es will: der Herzog von Guise, welcher die Stadt Paris in seine Gewalt gebracht, und den Louvre auf eine solche Art, wie er den nämlichen Morgen dem Herzog von Lothringen schrieb, eingeschlossen zu haben glaubte, daß er von Allem, was sich darinne befand, Rechenschaft geben konnte, machte von selbst einen Waffenstillstand, und verbot, gegen den Louvre etwas zu unternehmen, setzte die gefangen genommenen Garden in Freyheit, befahl aber, die Barrikaden nicht aufzuheben, überall unter den Waffen zu bleiben, die Posten aufs fleißigste zu bewachen, bis daß der belagerte, und aufs äußerste gebrachte König einen Antrag zu irgend einem Vergleiche machen würde. Er betrog sich auch nicht: denn nach vielen Berathschlagungen in dem Kabinette des Königs beschloß die Königinn-Mutter, sich zu dem Herzog zu verfügen: sie ließ also die Pariser um den Durchlaß bitten, welche Ihr aber antworteten, daß man Sie nicht in einer Karosse, wohl aber zu Fuße könnte passiren lassen, um nicht die Barrikaden zu zerstören. Obschon diese schimpfliche Behandlung der Königinn unerträglich fallen mußte, so verstellte sie sich doch, setzte sich in ihre Sänfte, und kam, in Begleitung des Sekretärs Pinart, Bellievre's und mit einem geringen Gefolge von Edelleuten, nicht ohne die größeste Mühe bis an das Hotel de Guise. Da sie bey jeder Barrikade so

lange

lange warten mußte, bis man sie eröfnet hatte, und A.D.
welche man sogleich wieder zuschloß, so dauerte diese 1558.
Reise länger als zwey Stunden. Bey ihrer Ankunft gieng Ihr der Herzog von Guise entgegen, und erhob öffentlich die bittersten Klagen, daß der König außer der Zeit in die Stadt Besatzung gelegt, welches doch ganz unerhört sey, und bey dem Volk den Verdacht erregt habe, als wenn Er den guten Katholiken das Leben nehmen wollen. Dies sey die Ursache des Aufstandes, welchem der klügste Mann nicht würde haben vorbeugen können. Der König thue ihm als seinem treuesten Diener, und seiner guten und katholischen Stadt Paris das größeste Unrecht, sie so zu behandeln. Nichts desto weniger habe er diese Beschimpfung geduldig ertragen, und alles nach Kräften beygetragen, um dem Volke den Schrecken zu benehmen, und den Aufstand zu dämpfen. Die Königinn-Mutter antwortete ihm mit eben so großer Verstellung: der König habe keine andere Absicht gehabt, als die Fremden zur Sicherheit und Ruhe der Bürger aus der Stadt zu vertreiben. Er sey von einigen in diesem Geschäfte übel bedient worden, und habe zur Vertheidigung der Hauptstadt seine Garden in die Stadt gelegt, um hernach die Untersuchung selbst anzustellen, und das Uebel abzuwenden, welches den Einwohnern bevorgestanden: das Volk habe mit zu großer Uebereilung zu den Waffen gegriffen; Er hoffe aber, daß ein je-

der

A. D. 1588. der sich beruhigen werde, sobald man die Wahrheit einsähe.

Dies war die Unterredung, welche sie öffentlich hielten: sie begaben sich hernach in den Garten. Der Herzog von Guise bediente sich des Vorwandes, daß er die wahre Absicht des Königs endlich erkannt habe, welche darinn bestehe, die Großen zu Grunde zu richten, und jene zu unterdrücken, welche sich den Mignons widersetzten: es sey also nothwendig, für ihre eigene Sicherheit und für die Erhaltung des ganzen Volkes zu wachen. Er legte Ihr hernach seine Bedingnisse vor, welche so übertrieben waren, wie sie nur ein Sieger fodern konnte, der nicht in den Schranken der Mäßigung bleibt: der König solle ihn zu seinem Generallieutenant in allen Provinzen mit der nämlichen Gewalt ernennen, wie sie unter Franz II Regierung sein Vater besessen habe; die Generalstaaten in Paris versammeln, und diese ihm verliehene Gewalt durch dieselben bestätigen lassen; den König von Navarra und die übrigen Prinzen von Bourbon, dessen Anhänger der Thronfolge verlustig erklären, um das Volk von der Furcht zu befreyen, unter die Herrschaft eines hugonottischen Fürsten zu fallen; die Auflagen und Steuern vermindern, alle verdächtige und gehässige Neuerungen abstellen, und eine gewisse Norm der Staatsverwaltung festsetzen, welche Er nicht überschreiten dürfe; den Herzog von Epernon, La Valette seinen Bruder,

Bruder, die Marschälle von Retz und von Biron, A. D.
den Herrn d'O, und den Obristen Alfons, welche 1588.
Alle eines Einverständnisses mit den Ketzern verdächtig seyen, und jeden Augenblick neue Auflagen erfänden, aller ihrer Statthalterschaften, Würden und Aemter entsetzen, und auf immer vom Hofe verbannen. Ferner solle ihm der König, um den gegründeten Verdacht, als wenn Er nicht mit Entschlossenheit gegen die Hugonotten verfahre, zu entfernen, das unumschränkte Kommando des Krieges übertragen, welchen man mit zwey Heeren, dem einen in Poitou, und dem andern in Dauphiné gegen die Hugonotten führen müsse; seine Leibwache der fünf und vierzig verabschieden, und denselben verbieten, je am Hofe zu erscheinen, um die Furcht vor einer tyrannischen Regierung zu entfernen, und sich auf die Leibgarde zu beschränken, deren sich seine Vorfahren bedient hätten; Er solle den Herrn von Grillon seiner Obristenstelle des Garderegiments entsetzen, und damit einen den katholischen Prinzen nicht verdächtigen Mann bekleiden; dem Herzog von Aumale als Statthalter der Pikardie alle Städte und Festungen dieser Provinz einräumen, dem Herzog von Nemours das Gouvernement von Lyon, und dem Herzog von Elboeuf jenes der Normandie geben; der König solle der Ligue sechs von derselben zu wählenden Plätze einräumen, in welche sie Besatzung legen, und die Gouverneurs selbst ernennen dürf-

A. D. 1588. dürften; den Parisern eine hinlängliche Sicherheit wegen den auf das Stadthaus konstituirten Renten verschaffen, und das Gouvernement der Hauptstadt, so wie die Generalobristenstelle der französischen Infanterie dem Grafen von Brissac verleihen, welche gegenwärtig der Herzog von Epernon besitze; den Herzog von Mayenne in jene eines Admirals wieder einsetzen, und endlich den la Chatre zum Marschall an die Stelle von Biron ernennen.

Die Königinn-Mutter untersuchte diese Foderungen mit der größten Aufmerksamkeit eine nach der andern, zeigte das Uebertriebene und Ungerechte derselben, und fragte den Herzog, was wohl das französische Volk sagen, was die europäischen Fürsten denken würden, wenn ein Vasall von seinem Könige solche Bedingnisse erhielte, die er nicht annehmen sollte, wenn Er sie ihm auch freywillig zugestünde? ob es ihm nicht dünke, als wenn man seinen König in Fesseln werfe, und vom Haupte die Krone herunter reiße? Der Herzog von Guise erwiederte Ihr ganz kühn, daß er keine Würde oder Stelle für irgend einen begehre, welcher derselben nicht würdig sey; durch die Verjagung der Aufhetzer, der Feinde des öffentlichen Wohls, der Begünstiger der Ketzer, und der Verfolger der katholischen Religion wolle er nur den Staatskörper vom Gifte reinigen, damit der König hernach die Ruhe und den gehörigen Gehorsam genießen könne: diese Arzeney

ney sey zwar Anfangs bitter, in der Folge aber heil- A. D.
sam und von großem Nutzen. Nach einem langen 1588.
Wortwechsel erklärte endlich der Herzog von Guise, daß, da der König selbst seine wahren Absichten verrathen, und die Sache nun einmal so weit gekommen sey, er sich entschlossen habe, entweder die Religion und sein Haus sicher zu stellen, oder sein Leben aufzuopfern. Mit dieser Entschließung kehrte die Königinn nach dem Louvre zurück. Es war schon Nacht; die Soldaten brachten sie dort beständig unter den Waffen zu, und die Höflinge hielten eben so unter sich Berathschlagungen, wie der König im Kabinette mit seinen Ministern, welche aber in ihren Meinungen getheilt waren. Das Interesse und die Privatleidenschaften stritten eben so stark als das allgemeine Wohl. Der Großkanzler, der Staatssekretär Villeroi, und Villequier, welche die Erniedrigung des Herzogs von Epernon, und den Untergang der Hugonotten wünschten, und hoften, ihren Kredit und ihr Ansehen nicht zu verlieren, wenn auch die Ligue das Uebergewicht gewönne, willigten in den größten Theil der Foderungen des Herzogs von Guise ein. D'O, Rambouillet, der Abbe' d'Elbene und der Obriste Alfons Corso behaupteten, daß man eher alles erdulden müsse, als in diese Bedingnisse einzuwilligen. D'O erbot sich nichts desto weniger, seinen Diensten zu entsagen, und der Obriste Alfons seine Lieutenantsstelle von Dauphine'

A. D. 1588.

niederzulegen, wenn es nichts mehr als dies bedürfe, um das Geschrey und den Aufstand der Liguisten zu dämpfen. Die Königinn-Mutter und der Sekretär Pinart schlugen den Mittelweg ein, und hofften, daß der Herzog von Guise von dem größten Theile seiner Foderungen nachlassen würde. Auf der einen Seite war die Belagerung des Louvre's zu befürchten, in welchem man mit keinen Lebensmitteln versehen war; auch konnte man nicht zweifeln, daß das Volk aus Paris marschiren, und diesen Pallast auf der Feldseite einschließen, und auf diese Art ohne längeren Verzug sich des Königs und des ganzen Hofes bemeistern werde. Aber auf der andern Seite waren die Bedingnisse so beschaffen, daß der König gar nichts davon hören wollte. So brachte man die Nacht in Schrecken und Unentschlossenheit zu. Der Herzog von Guise visitirte jede Stunde die Wachen der Stadt, damit sie nicht durch ihre Nachläßigkeit den Soldaten des Königs Gelegenheit gäben, die verlohrenen Posten wieder einzunehmen, und die Finsterniß der Nacht nicht irgend eine Unordnung oder einen Tumult veranlaßte. Nachdem der König am folgenden Morgen die Messe gehört, und mit der Königinn seiner Mutter eine ganz geheime Berathschlagung gehalten hatte, so beschlossen sie, daß sie zu dem Herzog von Guise zurückkehren, und sich stellen sollte, als wenn sie in den Vergleich einwilligen wolle, zugleich aber die Unterhandlung in

die

die Länge ziehen, um dem König Zeit zu verschaffen, A. D.
durch das Neuthor, welches hinter den Gärten des 1588.
Louvre's liegt, und das der König noch in seiner Gewalt hatte, ganz in der Stille aus Paris zu gehen, ehe seine Feinde Zeit gewönnen, Ihn auch von dieser Seite einzuschließen, und sich nach Chartres zu begeben, wo der Gouverneur und das Volk Ihm ergeben waren. Die Königinn hatte auf ihrem Wege nach dem Hotel de Guise die nämlichen Mühseligkeiten zu überwinden, während welchem Ihr ein Bürger sich näherte, und in's Ohr sagte, daß funfzehen Tausend Mann marschfertig seyen, um den Louvre von der Feldseite einzuschließen. Da sie den Herzog von Guise viel hartnäckiger als vorher fand, so fuhr sie mit der größesten Geduld in ihrer Unterhandlung fort. Indeß stellte sich der König, als wenn Er in dem Garten der Thuillerien nach seiner Gewohnheit spatzieren gehen wolle. Er begab sich in geringer Begleitung unter Gesprächen langsamen Schrittes nach dem Garten, an welchen die Marschställe stießen, ließ die Thore derselben zuschließen, zog ein ländliches Kleid an, stieg mit sechzehen Edelleuten zu Pferde, ritt von zwölf seiner Diener zu Fuße begleitet zum Neuthor hinaus, und eilte mit verhängtem Zügel nach Chartres, wo Er mit eben so großer Freude von dem Volke, als der Herzog von Guise zu Paris, empfangen wurde. Zwey gute Stunden nach der Flucht des Königs kam

A. D. 1588. Menneville, und sagte dem Herzog von Guise, welcher noch mit der Königinn-Mutter in Unterhandlung begriffen war, ins Ohr, daß der König durch das Neuthor Paris eilends verlassen habe. Der durch diese Nachricht äußerst betroffene Herzog wandte sich zu der Königinn, und rief ganz laut aus: Madame, ich bin hintergangen, und während Ihre Majestät mich hier unterhält, reiset der König ab, um mich noch tiefer zu kränken. Die Königinn stellte sich, als wenn sie von diesem Entschlusse nichts wüßte, und erwiederte, daß Sie es nicht glaube, und daß der König sich bey Ihr nichts dergleichen habe entfallen lassen: es müßte dieser Entschluß in dem Staatsrathe gefaßt worden seyn. Sie stieg in ihre Sänfte, ließ sich in den Louvre bringen, und fand, daß die Kompagnien der Garde unter der Anführung Grillons, und die Schweizer unter jener von Dampierre und Tinteville schon abmarschirt waren. Sie schickte denselben also eilends einen Edelmann mit dem Befehle nach, daß sie auch in der Nacht ihren Marsch fortsetzen sollten. Sie beschleunigten denselben so sehr, daß sie einige Stunden nach dem Könige zu Chartres ankamen. Den folgenden Tag fand sich dort der ganze Hof, und unter andern Niklas Poulain, Conti und Lugoli ein, welche sich von Paris geflüchtet hatten. Ein jeder wünschte sich Glück, so wunderbar der Wuth der Pariser entronnen zu seyn, welche durch die unvermuthete Abreise

des

des Königs so betroffen wurden, daß sie sich weder entschließen konnten, noch in Bereitschaft waren, um Ihn zu verfolgen. Daß ein unvorsichtiges Volk so handelte, war kein Wunder; daß aber der Herzog von Guise diesem Streiche nicht zuvorgekommen, war noch mehr zu verwundern, wenn man seine Thätigkeit und Klugheit in Erwägung ziehet. So vereitelt oft die Vorsehung die scharfsinnigsten und künstlichsten Entwürfe der Menschen! A. D. 1588.

Drittes Kapitel.

Uebergabe der Bastille. Die Barrikaden werden aufgehoben. Die umliegenden Oerter ergeben sich an die Pariser. Verschiedenheit der Meinungen in dem Staatsrathe des Königs. Friedensunterhandlungen. Der Herzog von Epernon verläßt den Hof, und begiebt sich nach Angouleme. Friedensschluß.

Die Absicht des Herzogs von Guise, von dem Könige wie von einem Gefangenen alle jene Bedingnisse, die er foderte, zu erzwingen, war nun durch dessen Flucht vereitelt. Er blieb eine Zeitlang unentschlossen, welchen Weg er nun einschlagen müsse, und war nicht wenig gegen sich selbst entrüstet, daß ihm eine so schöne Gelegenheit entwischt sey. Er beschloß, sich von Paris gänzlich Meister zu machen: denn er sah voraus, daß der Krieg mit dem Könige

A.D. 1588. unvermeidlich war, und in diesem Falle konnte er auf keine stärkere Unterstützung als jene der Pariser bauen. Sein erster Gedanke war, sich der Bastille zu bemächtigen, in welcher der Chevalier du Guet, Têtu, im Namen des Königs kommandirte. Obschon derselbe sich ganz gut hätte vertheidigen können, so übergab er sie doch dem Volke, als er erfuhr, daß man aus dem Zeughause Artillerie herbeyführe, um sie zu beschießen, welches diese Festung hernach dem Herzog von Guise überantwortete. Letzterer ließ ohne Zeitverlust das Volk Sonntags den funfzehnten Mai versammeln, den Hektor Perreuse, Prevot der Kaufleute, als einen Anhänger des Königs absetzen, in die Bastille einsperren, und an seine Stelle den La Chapelle-Marteau, Einer der vornehmsten Volks-Zünder und Diener der Ligue, zum Prevot erwählen. Conti und Lugoli wurden ebenfalls als Flüchtige ihrer Stellen entsetzt, und statt ihrer Compan und Roland, Beyde Glieder des Rathes der Sechzehen, und die Ersten unter den Verschworenen, erwählt. Den Montag wurden die Straßen, die Häuser und Boutiken geöfnet, und die Barrikaden aufgehoben; aber man fuhr fort, die Stadt Tag und Nacht aufs fleißigste zu bewachen: man verbreitete verschiedene Gerüchte von bevorstehenden Gefahren, um das Volk im Mistrauen und in Bewegung zu erhalten.

Der

Der Herzog von Guise hatte sich kaum der Stadt Paris versichert, als er darauf bedacht war, die Zufuhr der Lebensmittel auf den Flüssen zu eröfnen: denn er wußte zum Voraus, daß bey den Parisern auf die Hungersnoth die Reue folgen würde. Da schon die Truppen aus der Pikardie angekommen waren, und man zwey Regimenter Infanterie aufgerichtet hatte, so wurde das Schloß von Vincennes angegriffen, welches sich ohne Widerstand ergab. Saint-Cloud, Lagni, Charenton, und alle benachbarte Orte ergaben sich ebenfalls. Ungeachtet Pontoise für den König zu halten schien, so hinderte der Gouverneur die Zufuhr der Lebensmittel nicht, welche von dieser Seite auf der Oyse nach der Seine gebracht zu werden pflegen. Nun war noch Corbeil übrig, in welchen Ort sich Villers geworfen hatte, und sich zu behaupten hofte, weil er auf die Unterstützung der Einwohner, und die Hülfe des Königs rechnete, welcher ihm von Chartres leicht zu Hülfe kommen konnte. Villers hatte keine so große Begriffe von den zusammengerafften Truppen der Pariser, als daß er nicht geglaubt hätte, sich mehrere Tage lang halten zu können, obschon er selbst keine regelmäßigen Truppen hatte. Schon bey ihrer Ankunft züchtigte er die Pariser in einem Scharmützel: aber der König, welcher schon nach einem andern Plane zu handeln anfieng, alle übrigen Wege nach Paris schon offen sah, und durch die Behauptung

A. D. 1588.

A. D. 1588. eines so unbedeutenden Ortes den Grund zu einem langwierigen Kriege legen wollte, schrieb an den Villers, daß er dem Volke die Freyheit, über sich selbst zu schalten, lassen, und nach Hofe zurückkehren sollte. Er war kaum abgereiset, als das Volk die Thore öfnete, und sich freywillig den Parisern übergab. Alles dies trug sich unter den Augen der Königinn-Mutter zu, welche mit verborgenem Schmerze alle diese Unbilden ertrug, und unter dem Vorwande, als wenn sie in die Treue der Einwohner kein Mistrauen setzte, Paris nicht verließ, um alle Bewegungen auf der Stelle selbst zu beobachten, und die Befehle des Königs zu erwarten, über das, was zu thun sey.

Der König, welcher sich in Chartres eingeschlossen hielt, war nicht nur allein selbst unentschlossen, sondern fand auch noch die nämliche Verschiedenheit der Meinungen in seinem Staatsrathe. Villeroi und seine Anhänger bestanden auf ihrer ersten Meinung, und behaupteten, daß man auf keine Art den Krieg gegen den Herzog von Guise unternehmen könne, um nicht die katholische Parthey offenbar zu trennen, und den Hugonotten Gelegenheit zum Umsturze der Religion zu geben: man müsse also Vieles mit Verstellung ertragen, um das größere Gute zu erhalten. Die Vernunft

nunft rathe es, sich auf ehrenvolle Bedingnisse mit dem Herzoge von Guise auszusöhnen, da das königliche Ansehen sich auf die katholische Parthey gründe: es sey also nicht rathsam, sie durch die Trennung zu Grunde zu richten, oder zu schwächen. Aber d'O, Rambouillet, der Obriste Alfons und die übrigen, waren der entgegengesetzten Meynung: in die Foderungen des Herzogs von Guise einwilligen, heiße nichts anders, als die Krone niederlegen, und das Haus von Lothringen damit bekleiden. Nach dem Untergange des Hauses von Bourbon und der Ausrottung der hugonottischen Parthey werde dasselbe, auf die Gunst des Volkes und seine eigene Macht sich stützend, zur Absetzung des Königs schreiten, und denselben in ein Kloster einsperren, wie schon allgemein das Gerücht laute; jeden über die Hugonotten erhaltenen Vortheil werde man der Thätigkeit des Herzogs von Guise zuschreiben, dadurch seinen Ehrgeiz gleichsam rechtfertigen, noch mehr entflammen, und die Zuneigung des Volks gegen denselben selbst vermehren, weil daraus deutlich erhellen müsse, daß der König aus Furcht vor der Macht desselben seinem Willen sich fügte; man müsse sich also eher der größten Gefahr aussetzen, als einen so schändlichen Schritt zu thun, die rechtmäßigen Erben der Thronfolge zu berauben, und sich selbst der Sklaverey Preis zu geben. Auf dies erwiederten die Ersteren, daß das gute Betragen

A. D. 1588.

A. D. 1588. des Königs Ihm die schon verlorne Liebe des Volkes wieder gewinnen, daß Er durch die Befriedigung der Häupter der Ligue, das ist, wenn Er die Mignons vom Hofe entfernte, und den ersteren einen Theil an der Staatsverwaltung zugestünde, den Aufruhr dämpfen, und auf die leichteste Art die Ligue zerstören werde; keiner würde alsdann so kühn seyn, sich gegen die geheiligte Majestät des Königs aufzulehnen, wenn dieser so scheinbare Vorwand nicht mehr statt fände. Wäre Religion und Gewissensdrang der Beweggrund des Aufstandes, so würde auch, wenn Er mit Entschlossenheit und Nachdruck zu Werke gienge, mit der Ursache die Wirkung aufhören; wäre es Ehrgeiz, so könnte Er sie ebenfalls durch Ausspendung eines vollen Maaßes von Gnaden und Würden sättigen, und endlich seine Feinde auf keine Art besser und sicherer beschämen, als wenn Er das aus freyem Willen thäte, wozu Ihn die Ligue mit Gewalt zwingen wolle. Da Er keine Truppen, keinen Anhang, und kein Geld habe, und der Macht der Katholischen, welche größtentheils der Parthey des Herzogs von Guise folgten, beraubt, und von jener der Hugonotten durch alten Haß und nur zu offenbares Mißtrauen getrennt sey, so würde Er den gefährlichsten und nachtheiligsten Kampf beginnen: es sey eine von allen Weisen empfohlene Lehre, daß man sich in die Zeit schicken, und sich eher biegen als brechen müsse.

Der

Der König schwebte zwischen diesen verschiede- A. D.
nen Meynungen in der größten Unentschlossenheit, 1588.
und hatte jene, welche Ihm diese Rathschläge ga-
ben, im Verdachte, daß sie mehr ihrem Interesse
und ihren Privatleidenschaften Gehör gäben, als
auf seinen Dienst und das allgemeine Wohl Rück-
sicht nähmen. Die Feindschaft zwischen Villeroi
und dem Herzoge von Epernon war schon öffentlich
ausgebrochen. Als der König im vorigen Jahre
sich an die Spitze seines Heeres stellte, um sich dem
deutschen Heere zu widersetzen, und man sich in sei-
nem Kabinette zu Saint-Aignan über die Art be-
rathschlagte, wie man Geld aufbringen könnte, um
den Grand-Prevot, welcher aus Mangel des Sol-
des mit seinen Archers dem Heere nicht nachfolgte,
wo sie doch sehr nothwendig waren, zum Aufbruche
zu bewegen, so sagte Villeroi zum Könige, daß der
Staatsrath ihm den Auftrag gegeben habe, Seiner
Majestät in Erinnerung zu bringen: einige Schatz-
meister, welche im Gefängnisse säßen, seyen zu ei-
ner Geldstrafe verdammt worden, welche sich auf
zwanzig tausend Thaler belaufen könnte; diese Sum-
me oder doch die Hälfte würde hinreichend seyn, die
Leute des Grand-Prevot zu bezahlen. Der Her-
zog von Epernon wurde dadurch sehr aufgebracht,
und erwiederte ihm, daß dieses Geld dem La Valette
versprochen worden, um damit jene Truppen zu be-
solden, welche er in Dauphiné unter sich habe; man
könne

A. D. 1588. könne also dasselbe auf keine andere Art verwenden, ohne ihm einen Schaden zuzufügen. Er sehe überhaupt, daß Viele sich ein Vergnügen daraus machten, ihn zu chikaniren; er sey aber entschlossen, es einmal auf eine solche Art zu ahnden, daß ihn die Uebelgesinnten in Ruhe lassen würden. Villeroi wollte ihm erwiedern, daß diese Erinnerung das Werk des Staatsrathes und nicht seine Erfindung sey; der Herzog von Epernon strafte ihn aber in Gegenwart des Königs Lügen, und überhäufte ihn noch mit den unziemlichsten Benennungen. Villeroi wollte ihm darauf antworten, der König stand aber auf, und hieß ihn schweigen. Er verließ also das Kabinet, ohne eine Genugthuung zu erhalten, und bat den folgenden Morgen den König um seine Entlassung, da er wegen der ihm zugefügten Beleidigung und schimpflichen Behandlung sich außer Stande sahe, länger zu dienen. Der König wollte sie ihm aber nicht geben, und war auch nicht darauf bedacht, ihm eine hinlängliche Genugthuung von dem Herzog von Epernon zu verschaffen, bis die Zeit die Gelegenheit von selbst dazu herbeyführte, und der Herzog sich wegen dem Vorfalle zu Saint-Aignan in höflichen Ausdrücken gegen Villeroi entschuldigte. Dieser Schritt legte die offenbare zwischen Beyden herrschende Feindschaft dem Scheine nach bey, bewirkte aber keine aufrichtige Freundschaft: der König fiel also, nicht ohne die größeste

Ursache,

Ursache, auf den Verdacht, daß Villeroi die Ab- A. D.
sichten und Ansprüche des Herzogs von Guise begün- 1588.
stige, um den Herzog von Epernon vom Hofe entfernt, seiner Würden beraubt, und gänzlich zu Grunde gerichtet zu sehen. Obschon der König sich nichts davon merken ließ, so hatte doch das Betragen des d'Alincourt, Gouverneurs von Pontoise, welcher die Zufuhr der Lebensmittel nach Paris nicht hinderte, Ihm ein geheimes Mißtrauen eingeflößt, und seinen Unwillen erreget. Bellievre, welcher sich vom Herzoge von Guise zu Soissons hatte überlisten lassen, als ihn der König dorthin geschickt, um demselben anzudeuten, daß er nicht nach Paris kommen sollte, hatte nicht nur allein seinen Credit verloren, sondern auch den Verdacht gegen sich erregt, als wenn er nicht aufrichtig zu Werke gegangen wäre: man legte dieses Versehen eines so klugen und erfahrnen Mannes als eine Untreue aus. Auch der Großkanzler war nicht weniger als die Anderen verdächtig, als wenn er nur deswegen so sehr den Frieden wünschte, damit der König keine Ursache hätte, das Herzogthum von Orleans von seinen Statthalterschaften zu trennen, um den Herrn von Entragues zu befriedigen, mit welchem man noch immer wegen der Stadt Orleans durch das Mittel des Herrn von Chemerault in Unterhandlungen begriffen war. D'O, und der Obriste Alfons waren als Feinde des Herzogs von Guise in dieser Berath-

schlagung

[A. D. 1588. schlagung verdächtig, welcher sich öffentlich erklärt hatte, daß er in keinen Frieden einwilligte, wenn sie nicht ihrer Würden und Aemter entsetzt, und vom Hofe verbannt würden. Der König fürchtete also, sie möchten Ihn, um diese Klippe zu vermeiden, aus allen Kräften zum Kriege überreden: Er gieng sogar so weit, wie es gewöhnlich den Menschen im Unglücke zu begegnen pflegt, daß es Ihm sogar schien, als wenn seine Mutter die Ansprüche und Foderungen der Ligue begünstigte. Dieser Verdacht war ganz ungegründet, weil Ihn die Königinn-Mutter jederzeit mehr als alle andere ihre Söhne geliebt, und während den vieljährigen Unruhen standhaft für die Erhaltung der Krone gekämpft hatte. Nichts desto weniger wußte der Herzog von Epernon dem Könige nach und nach beyzubringen, als wenn die Königinn wünschte, daß das Haus von Bourbon, und vorzüglich der König von Navarra, welchen sie wegen dem übeln Verhältnisse mit seiner Gemahlinn der Königinn Margaretha sehr haßte, von der Thronfolge ausgeschlossen, das salische Gesetz hintangesetzt, und die Krone auf den Herzog von Lothringen, ihren Tochtermann, oder den Marquis de Pont, ihren Nepoten, welchen sie aufs zärtlichste liebte, übertragen würde. Aus dieser Ursache habe sie vom Anfange an die Ligue heimlich unterstützt, und begünstige noch jetzt alle Entwürfe, welche auf die Zerstörung des königlichen

Hauses

Hauses und die Erhebung des Lothringischen abziel- A. D.
ten, dessen Häupter ihr Tochtermann und Nepote 1588.
seyen. Es ist wahr, daß die Königinn diese Prin-
zen, welche ihr mit dem höchsten Grade von Ehr-
furcht begegneten, allzeit geliebt, und deswegen die
Prinzessinn Christina am Hofe erzogen habe; sie hö-
re auch nicht auf, in den König zu dringen, daß Er
den Marquis de Pont, oder den Grafen von Vau-
denont, oder einen Andern ihrer Nepoten nach Hofe
berufe, und sich derselben bey den wichtigsten Gele-
genheiten bediene. Es ist auch der Wahrheit ge-
mäß, daß sie die überwiegende Gewalt des Herzogs
von Epernon ungern ertrug, welchen sie für einen
Stein des Aergernisses und einen Feind ihres eige-
nen Ansehens hielt, und befürchtete, sie möchte mit
ihrem zunehmenden Alter verlieren. Würde sie
aber nicht ihrem Wunsche, ihre Nepoten von dem
Könige erhoben zu sehen, zuwider gehandelt haben,
wenn sie die Größe des Herzogs von Guise, welche
sogar jene des Herzogs von Lothringen und seiner
Söhne verdunkelte, befördert hätte? Obschon letzte-
rer dem Haupte seines Hauses mit aller Ehrfurcht
begegnete, so arbeitete er doch bloß für sich selbst,
und würde nie geduldet haben, daß der Herzog von
Lothringen die Früchte seiner Arbeiten, seiner Kunst-
griffe und bestandenen Gefahren einärndtete. Eine
gleiche Bewandniß hatte es mit dem Herzog von
Epernon: obschon sie zu bewirken suchte, daß der
König

A. D. 1588. König demselben seine Gunst entzöge, und mit ihm zugleich die Ursache der Zwietracht vom Hofe beseitigte, so war es doch nicht ihre Meynung, daß der König in Verachtung fiele, und durch Gewalt gezwungen würde, von dem Herzoge von Guise Gesetze anzunehmen. Nichts desto weniger faßte dieser Verdacht in dem ohnedies schon zur Melancholie und zum Mißtrauen geneigten Gemüthe des Königs so stark Wurzel, daß, ungeachtet Er seine Mutter verehrte, und niemals etwas ohne ihren Rath und Mitwissen unternahm, Er doch glaubte, als wenn sie die katholische Parthey begünstigte, und die Ligue in ihren Foderungen größtentheils befriedigt wünschte. Dieser Verdacht machte Ihn mißtrauischer als gewöhnlich und tiefsinnig: Er brachte die Nächte schlafloß in Betrachtungen mit sich selbst zu, oder hörte die Diskurse und Rathschläge Anderer an, welche Er mit vielem Scharfsinne untersuchte und abwog. Er hatte angefangen, dem Herrn von Rambouillet, einem Manne von vielen Wissenschaften und vorzüglichem Verstande, und dem freymüthigen, geistvollen und sehr tapfern Marschalle von Aumont sein Vertrauen zu schenken, aber den Marschall von Retz und den Abbé d'Elbene noch nicht ganz entfernt, obschon Er jenen für einen zu starken Anhänger der Königinn-Mutter, und diesen für einen zu vertrauten Freund des Herzogs von Epernon hielt. Der König setzte nun

seine

seine ganze Stärke in die Verstellung, und stimmte A. D.
der Meynung jener bey, welche Ihm riethen, sich 1588.
mit dem Herzog von Guise zu vereinigen, und empfahl sie sogar als die Religiöseste und Anständigste; in seinem Innern aber verabscheute Er sie: der Gedanke an dessen Vergrößerung fiel Ihm unerträglich, und Er konnte die von ihm erhaltene Beleidigung nicht vergessen. Sie schwebte Ihm beständig vor den Augen, und Er war überzeugt, daß Er seines Lebens nicht sicher, und unumschränkter Herr des Reiches seyn würde, so lange das Haupt dieser Parthey lebte, und sich die Ligue aufrecht erhielte. Er beschloß also, die letzten Mittel zu versuchen, um ihn zu Grunde zu richten. Da es Ihm viel zu schwer und zu gefährlich schien, dies durch den Weg des Krieges zu bewerkstelligen, und Er sich nicht wider sein Gewissen mit den Hugonotten vereinigen konnte, so fiel Er auf den Gedanken, den Mangel der Kräfte durch Argliſt zu ersetzen, das ist, in die Foderungen des Herzogs von Guise einzuwilligen, und denselben endlich an einen Ort zu locken, wo Er ihn auf die nämliche Art unterdrücken könnte, wie es unter wailand Karl des Neunten Regierung dem Admiral von Coligni und seinen Anhängern wiederfahren sey.

Diesem Plane zu Folge erließ Er an die Statthalter der Provinzen sehr gemäßigte Schreiben, in welchen Er sich selbst wegen dem von den Parisern

A. D. 1588. erregten Aufstande auf eine feine Art entschuldigte; Er beschuldigte aber auch nicht offenbar das Volk und den Herzog von Guise, sondern suchte nur die Provinzen und Festungen in seinem Gehorsame zu erhalten. Nachdem diese Schreiben ausgefertigt worden, welche ein jeder für nothwendig hielt, so schickte Er den Leibarzt Miron an die Königinn seine Mutter, und einige Tage nachher den Kaspar Graf von Schomberg mit dem Auftrage ab, daß sie sich, es koste was es wolle, mit dem Herzog von Guise vergleichen sollte; Er sey nicht entschlossen, mit seinen katholischen Unterthanen Krieg zu führen, sondern seine Waffen zur gänzlichen Ausrottung der Hugonotten zu brauchen. Da Er die große Neigung des Staatssekretärs Villeroi zum Frieden kannte, welchen derselbe zu Stande zu bringen sich äußerst bestreben würde, so schickte Er denselben mit unbeschränkter Vollmacht nach Paris, in alle Foderungen des Herzogs von Guise einzuwilligen, wenn nur die Ruhe hergestellt, und die katholische Parthey in einen unzertrennlichen Körper vereinigt würde, wie Villeroi selbst es anrieth.

Der Herzog von Guise, welcher Meister von Paris und von jenen umliegenden Oertern war, durch welche der Hauptstadt die Lebensmittel zugeführt wurden, war nun darauf bedacht, sich noch anderer wichtiger Oerter zu bemächtigen. Er ließ also Melün, eine in der Nähe von Paris liegende

Stadt,

Stadt, belagern, hinterließ den Kardinal von Bourbon als Gouverneur der Hauptstadt, und brach gen Meaux und Chateau-Thierri auf, um diese Plätze wegzunehmen. Der Kardinal von Guise sein Bruder, welchem es weder an Thätigkeit noch Unternehmungsgeiste gebrach, und der den Fußtapfen seines Bruders wetteifernd folgte, hatte zu gleicher Zeit die Bürger von Troyes aufgewiegelt, und sich dieser Stadt bemeistert, welche sich anfänglich für den König erklärt hatte. Der Herzog von Aumale belagerte mit den Truppen der Pikardie Boulogne für Mer, die vornehmste Festung dieser Provinz, und die Anhänger der Ligue suchten überall Schlösser und Städte zu überrumpeln, Kavallerie und Infanterie zusammen zu bringen, und sich so viel Anhänger als möglich zu verschaffen. Nichts desto weniger bestrebte sich der Herzog von Guise, welcher den König seinem Netze entwischt sah, und seinen ersten Plan nicht so leicht ausführen konnte, zu beweisen, daß jenes seine Absicht gewesen, was doch nur in der That ein Versehen war, und den König und das Volk in weitläufrigen und von Scheingründen strotzenden Schreiben, welche er an sie richtete, zu überreden, daß seine Unternehmungen nur zum Wohle des Reichs, und zur Aufrechthaltung des dem Könige schuldigen Gehorsams abzielelen; daß er an dem Aufruhre von Paris keinen Antheil gehabt habe, welchen das

A. D. 1588.

A. D. Volk aus Furcht erregt; er sey immer bereit gewe-
1588. sen dem Könige den schuldigen Gehorsam zu leisten, und wünsche nur, daß die verderblichen Rathgeber desselben vom Hofe verjagt, und die Religion einmal sicher gestellt würde. Obschon seine Handlungen größtentheils mit seinen Worten nicht übereinstimmten, so wirkte aber doch der Vorwand der Religion so stark, und er betrug sich so klug, daß man ihn allgemein für einen getreuen Diener des Königs hielt, und seine Handlungen aus dem brennenden Eifer für die Religion und das allgemeine Wohl flössen.

Indeß man auf diese Art von beyden Seiten zu Werke gieng, kehrte der Herzog von Epernon, welcher in der Normandie den Ausgang des Aufruhrs von Paris erfahren hatte, mit einer beträchtlichen Zahl Edelleute zum Könige zurück, welcher nun einmal darauf bestand, sich gegen Alle zu verstellen, und sich selbst nicht zu trauen. Er empfieng ihn also nicht mit dem gewöhnlichen Zutrauen und Ehrenbezeugungen, und gab ihm zu verstehen, daß er den Hof verlassen möchte, um dem Aergernisse und der Zwietracht ein Ende zu machen, welche man seiner Erhöhung zuschreibe. Da Er beschlossen hatte, dem Herzog von Guise und der Ligue eine scheinbare Genugthuung zu geben, und wußte, daß der Friede nie zu Stande kommen würde, wenn Er nicht in die Entfernung desselben einwilligte, so nahm Er sich vor, dieß vor der Bewerkstelligung des Vergleiches zu

thun,

thun, damit es den Schein hätte, als wenn Er aus freyem Willen, und nicht durch Gewalt gezwungen handelte. Er ließ ihn also durch den Herrn von Bellievre und den Abbe' d'Elbene ersuchen, daß er, um allen Vorwand zu Unruhen zu entfernen, die Statthalterschaft von der Normandie, die Gouvernemens von Metz, Loches, Angouleme, Saintes und Boulogne niederzulegen, und sich mit der Statthalterschaft von der Provençe zu begnügen, in welcher er zur größern Sicherheit seinen Bruder La Valette zu seinem Lieutenant behalten, sich selbst aber dort vor den Verfolgungen seiner Feinde so lange bergen sollte, bis er zu einer ruhigern und schicklichern Zeit nach Hofe zurückkehren könnte. Der Herzog von Epernon, ein Mann von großer Politik, welcher von dem Könige selbst in den Hofkünsten war erzogen worden, erwitterte vielleicht die geheime Absicht desselben, und leistete auf die Statthalterschaft der Normandie ohne Widerrede Verzicht, in deren Besitz er sich wegen dem Widerstande mehrerer Gouverneurs ohnedieß nicht befestigt sah. Was das Uebrige betraf, so versprach er, alle Forderungen des Königs zu befriedigen, war aber fest entschlossen, den Gouvernemens der Festungen nicht zu entsagen, in welchen er sich vor dem Gewitter in Sicherheit zu setzen hoffte, welches er gegen sich losbrechen sah. Bey der Frage: wie und welchen er die Festungen übergeben solle, zeigte er A. D. 1588.

A. D. 1588. sich mehr für die Sicherheit seines Herrn als für sein eigenes Wohl besorgt. Indeß der König sich nicht so leicht entschließen konnte, welchen Personen Er sie anvertrauen sollte, verließ er mit dem Abbe' d'Elbene unvermuthet den Hof, und begab sich mit der größten Geschwindigkeit nach Angoulcme, wo er wegen der Festigkeit des Schlosses, und der Nähe der Hugonotten eine sichere Stätte zu finden hofte, und von wo er sich in jedem Falle durch Languedok, von welcher Provinz der Marschall von Damville Meister war, sehr leicht nach der Provence zurückziehen konnte.

Die Entfernung des Herzogs von Epernon schlug die Ansprüche der Ligue sehr nieder, und bahnte den Weg zum Frieden. Er hatte sehr klug gehandelt: denn der Herzog von Guise und das Pariser Volk hatten schon alle Kräfte gegen ihn angestrengt, und verschiedene Schriften verbreitet, in welchen sie ihn beschuldigten, daß er der Stifter der Zwietracht, und die Hauptursache aller Uebel des Reichs sey. Der Herzog von Epernon ließ sie mit vielen Rechtfertigungsgründen beantworten, und zeigen, daß das Uebel aus der unbegränzten Herrschbegierde des Hauses von Lothringen fließe; er und sein Bruder bestrebten sich im Gegentheile, die Gnaden und Wohlthaten des Königs durch treue und ersprießliche Dienste zu erwiedern. Da aber der Herzog von Epernon sah, daß das Ungewitter

unausbleiblich auf ihn loßstürzen werde, so hielt er A.D.
es für besser, sich mit Beybehaltung der vornehm- 1588.
sten Gouvernemens zurückzuziehen, als durch Hartnäckigkeit sich der Gefahr auszusetzen, mit Gewalt zur Niederlegung derselben gezwungen zu werden. Viele geriethen auf den Verdacht, als wenn seine Abreise von Hofe ein mit dem Könige abgeredetes Werk gewesen, welcher dadurch noch mehr verstärkt wurde, daß der Abbe' d'Elbene sich als Reisegefährte an denselben angeschlossen hatte. Der Verdacht war auch nicht ungegründet: denn da der Herzog von Guise begehrte, daß sich derselbe der vier vornehmsten Festungen begeben sollte, und der König weder sich selbst, noch den Herzog von Epernon zu gleicher Zeit derselben berauben wollte, um sie nicht Leuten anzuvertrauen, auf welche Er sich nicht verlassen konnte, so war es nothwendig, daß derselbe gleichsam mißvergnügt und ohne Wissen des Königs den Hof verließ, und sie freywillig herauszugeben sich weigerte. Auf diese Art konnte sich der König gegen den Herzog von Guise, wenn derselbe auf die Einräumung dieser Festungen dränge, ganz gut entschuldigen, daß man sie Ihm wider seinen Willen zurückbehalte. Ob sie sich auf Winke verstanden, oder ob der König durch das Mittel des Abbe' d'Elbene demselben seine Absicht mitgetheilt, oder ob der Herzog aus eigener Bewegung diesen Entschluß gefaßt habe, war einem jeden am Hofe ein

A. D. 1588. Geheimniß, und sogar die vertrautesten Räthe des Königs wußten nicht das Mindeste von der ganzen Sache. Ich kann aber versichern, daß der Herzog nach seiner Rückkehr aus der Normandie nicht mehr zu den geheimen Berathschlagungen zugelassen wurde, sondern daß in der Nacht, welche dessen Abreise vorhergieng, der Abbe' d'Elbene eine sehr lange und geheime Conferenz mit dem König gehalten habe; ein Umstand, welcher nur jenen bekannt war, welche in der königlichen Vorkammer schliefen. Der König stellte sich über seine Entweichung nach Angoulême verlegen und unwillig, und befahl dem Sekretär Villeroi, sogleich an Tagent, welcher in der dortigen Gegend kommandirte, und an den Gemeinderath und die Bürger dieser Stadt zu schreiben, daß sie ihn nicht aufnehmen und anerkennen sollten. Der Bothe eilte sich so wenig, daß der Herzog schon Meister der Stadt war, ehe die königlichen Schreiben ankamen. Er hatte sogleich nach seiner Ankunft den Herrn von Tagent mit seinen Truppen an die Gränzen der Provinz unter dem Vorwande geschickt, um sie gegen die Einfälle und Streifzüge der Hugonotten zu wahren, den gewöhnlichen Kommendanten des Schlosses entfernt, dasselbe einem vertrauten Manne übergeben, und sich selbst auf dasselbe zurückgezogen.

Nach

Nach der Abreise des Herzogs von Epernon vom Hofe ertheilte der König die Statthalterschaft der Normandie, eine der größesten und wichtigsten Provinzen Frankreichs, Franzen von Bourbon, Herzog von Montpensier, damit sie nicht der Herzog von Guise für Einen der Seinigen begehren möchte. Er wollte den Häuptern der Ligue nur den Schein, und nicht die Wesenheit der Gewalt einräumen. Die Entfernung des Herzogs von Epernon erleichterte nun den Friedensschluß: denn der König gestand das zu, was die Ligue begehrte, und der Herzog von Guise hatte keinen Vorwand mehr, den Krieg fortzusetzen, da Ersterer durch die Entfernung der Mignons die Gegenstände des Neides und der heftigsten Eifersucht des letztern beseitigt hatte, und sich bereitwillig zum Kriege gegen die Hugonotten zeigte, welcher das Hauptfundament ihrer Foderungen war. Nachdem der Staatssekretär Villeroi und der Leibarzt Miron mehrmals von Paris nach Chartres, und von Chartres nach Paris gereiset waren, so wurden die Vergleichsunterhandlungen, welche der König selbst leitete, angeknüpft, ohne daß Er jemand zu Rathe zog: weder der Marschall von Aumont noch Rambouillet waren ganz von den Absichten desselben unterrichtet, welche Er in seinem Busen verschloß. A. D. 1588.

Indeß schien es dem Könige, als wenn sich sein Aufenthalt zu Chartres weder mit seiner Würde, noch mit seiner Sicherheit vertrage, und wollte sich nach

A. D. 1588. Rouen begeben. Da Er aber weder der Gesinnungen des Parlaments noch der Ergebenheit des Herrn von Carrouge, Gouverneurs dieser Stadt, versichert war, so schickte Er den Jakob August de Thou, Präsident des Parlaments von Paris an sie ab, um die Bürger auf seine Seite zu bringen. De Thou vollbrachte den Auftrag des Königs, aber auf eine dem Gegenstande nicht entsprechende Art: er hielt öffentliche Reden an das Volk und die Magistrate mit dem größesten Aufwande von Eloquenz, und verfehlte das geheime Interesse des ersten Präsidenten, einer Kreatur des Herzogs von Joyeuse, des Gouverneurs und des Grafen von Tilieres dessen Sohnes, welche in einiger Verbindung mit dem Herzog von Guise und der Ligue standen. Der König schickte also eilends den Johann d'Hemeri, Herr von Villers, mit gemessenern Befehlen ab, welcher nicht nur ein Edelmann aus der nämlichen Provinz, sondern auch, was noch wichtiger, ein vertrauter Freund des Gouverneurs war. Er stellte vor, daß der König dem Herzog von Epernon, welcher der Stadt nicht sehr angenehm war, die Statthalterschaft der Provinz abgenommen, und dieselbe dem Herzoge von Montpensier, einem Prinzen von Geblüte, übertragen habe: dadurch beruhigte er Aller Gemüther. Er hielt hernach eine geheime Unterredung mit dem Gouverneur, welchem er die Anwartschaft auf seine Stelle für seinen Sohn versprach, mit dem ersten

Präsi-

Präsidenten, den er der Gnade des Königs versi- A. D.
cherte, und brachte es so weit, daß das Parlament 1588.
und das Volk eine Deputation an den König schick-
ten, um Ihn einzuladen, nach Rouen zu kommen.
Der Gouverneur schickte sogar seinen Sohn als Gei-
sel nach Hofe. Auf dieses beschloß der König, sich
ohne Verzug nach dieser Stadt zu verfügen. Als
die Nachricht davon nach Paris gekommen war, so
schmerzte es das Parlament nicht wenig, daß ihm
ein anderes an Eifer und Anhänglichkeit zuvorge-
kommen, und beschloß auf Ermahnung der Köni-
ginn-Mutter, ebenfalls eine Deputation an den
König zu schicken, und Ihn seiner Treue zu versi-
chern. Ein Gleiches thaten kurz hernach die Pariser
auf Anrathen des Herzogs von Guise, um sich we-
gen dem Vorgefallenen zu entschuldigen: es ge-
schah aber zur Zeit, als der Friede schon so gut wie
geschlossen war.

Während den Unterhandlungen brachte der Graf
von Schomberg einen Vertrag, dessen Schluß die
Entfernung des Herzogs von Epernon ungemein be-
fördert, mit d'Entragues zu Stande, daß er mit der
Stadt zur Parthey des Königs übertrat, und die
Zusage der Anwartschaft auf die Gouverneursstelle
für seine Kinder erhielt; überdies versprach man
noch, ihm jene von Chartres und die Statthalter-
schaft von Beausse zuzulegen, welche damals der
Großkanzler Chiverni im Besitz hatte. Dieser Ver-

trag

A. D. 1588. trag konnte aber nicht so geheim bleiben, daß derselbe nicht dem Herzog von Guise bekannt wurde, welcher, um denselben zu vereiteln, auch die Stadt Orleans als einen Sicherheitsplatz und als ein Pfand der Versprechungen des Königs begehrte. Diese Foderung legte dem Friedensschlusse einige Schwierigkeiten in den Weg: aber Villeroi, welcher von dem Könige Vollmacht zum Schließen hatte, räumte sie sehr eifrig auf die Seite. Er hielt es, entweder aus Eifersucht, daß ein Anderer den Vertrag von Orleans zu Stande gebracht, oder wegen der Unwichtigkeit des Gegenstandes, nicht für rathsam, daß sich deßwegen das ganze Friedensgeschäft zerschlüge, und willigte in die Foderung des Herzogs von Guise ohne Vorwissen des Königs ein, als er Erstern hartnäckig auf derselben bestehen sah. Letzterer behauptete, daß man die Stadt Dourlens in der Pikardie und nicht Orleans in Beausse von Ihm begehrt habe, und machte große Schwierigkeiten, diesen Platz der Ligue einzuräumen.

Die Friedensartikel waren die nämlichen, wie sie die zu Nancy nach dem Rathe des Herzogs von Lothringen im Anfange dieses Jahres verfaßte Schrift enthielt: der König solle sich von neuem zum Haupte der katholischen Ligue erklären, und schwören, daß Er die Waffen gegen die Hugonotten ergreifen, und sie nicht eher niederlegen wolle, als bis sie gänzlich ausgerottet seyen; durch ein feyerliches Edikt alle

Prinzen, Pairs, Baronen, Kronbedienten, die Städte, Gemeinheiten, und das ganze Volk dem nämlichen Eyde unterwerfen, daß sie niemals Einen als König anerkennen wollten, welcher sich nicht zur römischkatholischen Religion bekenne, und von dem Verdachte der Ketzerey nicht weit entfernt sey; in der Zukunft solle keiner zu irgend einer Würde, oder einem Amte im ganzen Reiche zugelassen werden, welcher nicht sein Glaubensbekenntniß nach der Formul der Sorbonne und der römischen Kirche abgelegt habe. Ferner solle der König alles Vergangene, als da ist, Aufruhr der Städte und des Volkes, Einnahmen von Festungen, Anwerbung von Soldaten, und Beschlagnehmung königlicher Einkünfte und Alles in den letzten Aufständen Begangene verzeihen, nachlassen, vergessen und erklären, daß Alles zum Vortheile der Religion und zur Beförderung des allgemeinen Wohls geschehen sey. Zwey Heere sollen gegen die Hugonotten, das eine in Poitou unter dem Kommando des Königs selbst, oder desjenigen, welchem Er es übertragen wolle, und das andere in Dauphine' unter jenem des Karls von Lothringen Herzogs von Mayenne geschickt, richtig bezahlt, und nicht eher als nach vollendeter Unternehmung zurückberufen werden. Die Satzungen des Kirchenrathes von Trient sollen mit Ausnahme jener, welche den gallikanischen Kirchenfreyheiten zuwiderlaufen, durch das ganze Reich angenommen und gehalten werden. A. D. 1588.

Der

A. D. 1588. Der König soll erlauben, daß die Häupter der Ligue die Städte und Festungen, welche man ihnen schon im Jahre Tausend fünf hundert fünf und achtzig als Sicherheitsplätze eingeräumt habe, noch sechs Jahre behalten, und nebst diesen noch ihnen Dourlens, Orleans, Bourges, und Montreuil zugestehen; den Herzog von Guise zu seinem Generalissimus im ganzen Reiche erklären, den Herrn von Bernai, ein Feind des Herzogs von Aumale, der Gouverneursstelle von Boulogne entsetzen, und dieselbe einem Edelmanne aus der Provinz, in welchen weder die eine noch die andere Parthey ein Mistrauen setze, verleihen. Valence und das Schloß dieser Stadt, in Dauphine', deren sich La Valette bey Gelegenheit der vergangenen Unruhen bemeistert, solle dem Herrn von Gessan, dem gewöhnlichen Gouverneur, zurückgegeben, die von dem Volke erwählten Prevot und Stadthauptleute von dem Könige bestätigt, und endlich zu Blois im nächstfolgenden Oktober die Generalstaaten zusammen berufen werden, damit auf denselben das Unionsedikt beschworen, das Koncilium von Trient angenommen, und die dem Herzog von Guise eingeräumte Gewalt bestätigt würde. Von d'O, dem Obristen Alfons, dem Marschall von Biron und verschiedenen Andern geschah nicht die geringste Meldung: denn nach der Entfernung des Herzogs von Epernon und La Valette's schien es, als wenn sie weder Ansehen noch Gewalt genug hätten, um

sich

sich der so fürchterlichen Macht des Herzogs von Guise entgegen zu stellen, welcher es unter sich selbst hielt, ihrer zu denken. A. D. 1588.

Nachdem der Friede geschlossen war, so ließ der König, welcher über jeden Aufschub der Ausführung seiner geheimen Absichten ungeduldig war, an jede Provinz und Landvogtey Circularschreiben ergehen, um Deputirte zur Versammlung der Generalstaaten in Blois im nächstfolgenden Oktober zu erwählen. Er hielt diese Stadt für seine Absichten bequemer als jede andere, weil sie so wohl von Paris weit entfernt, und in der Nähe der hugonottischen Provinzen lag, als weil sie ein großes und gemächliches Schloß hatte, und das Volk Ihm ergeben, und in keinem Verständnisse mit der Ligue war. Einige Tage nachher reisete Er von Rouen ab nach Chartres, um sich nach dem bestimmten Versammlungsorte zu begeben, und die zu erwählenden Deputirten durch sein eigenes Beyspiel einzuladen, sich ohne Zeitverlust einzufinden. Zu Mante, einer auf der Straße von Rouen nach Chartres liegenden Stadt, traf Er die Königinn-Mutter und die Königinn seine Gemahlinn, mit welchen Er zwey Tage an dem nämlichen Orte zubrachte. Die Königinn-Mutter kehrte nach Paris zurück, um den Herzog von Guise nach Hofe zu führen, und der König setzte seine Reise nach Chartres fort, wo Er das übrige Gefolge seines Hofes erwartete. Einige Tage nachher verfügte

sich

A.D. 1588. sich die Königinn-Mutter mit dem Herzog von Guise dorthin mit einem mehr glänzenden als zahlreichen Gefolge. Er bezeugte dem Könige in Gegenwart die tiefste Unterwürfigkeit, aber sein kühner, erhobener Blick sagte, daß er nun herrsche; seine Thaten und der erhaltene Sieg vermehrten nicht nur allein seinen Ruhm bey der katholischen Parthey, sondern machten ihn auch denjenigen, welche der Königlichen anhiengen, furchtbar und bewundernswürdig. So wie dem scharfsichtigen und argwöhnischen Könige diese Veroffenbahrung nicht entgieng, eben so stieg seine Ungeduld, sich eines solchen Feindes entledigt zu sehen: Er verbarg aber sein Vorhaben durch ganz entgegengesetzte Handlungen, und stellte sich im Großen wie im Kleinen, als wenn Er mit demselben aufrichtig ausgesöhnt, und entschlossen sey, künftig nichts ohne seinen Rath zu unternehmen, und die Regierung auf seine Tapferkeit und Klugheit zu gründen. Er ließ also ohne Verzug in seinem Staatsrathe das Unionsedikt von einem jeden beschwören, und den Hugonotten öffentlich den Krieg erklären. Man bestimmte für denselben, den Friedensartikeln gemäß, zwey Heere, das eine nach Dauphiné unter dem Herzog von Mayenne, und das andere nach Poitou, dessen Kommando der König dem Ludewig Gonzaga Herzoge von Nevers übertrug. Dem Einen wie dem Andern wurden die gehörigen Vollmachten ausgefertigt,

um

um die Compagnien der Gendarmes und die Infanterie zu versammeln. Auf diesen Schritt folgte nun ein viel wichtigerer: die dem Herzoge von Guise übertragene Gewalt wurde im Staatsrathe bestätigt, vom Parlamente zu Paris einregistrirt, und dieselbe mit seinem gewöhnlichen Titel eines Großhofmeisters vereinigt. Obschon er nicht ausdrücklich den Namen eines Generallieutenants trug, so begriff sie doch alle jene Vorrechte und Gewalt in sich, welche mit dieser Würde verbunden sind: nämlich das Oberkommando aller Heere, wo er sich in Person befindet; die Gewalt eines Connetabels, Truppen anwerben, und ausbezahlen zu lassen; die Befugniß, den Preis der Lebensmittel zu bestimmen; Schußbriefe zu ertheilen, die Excesse der Soldaten zu bestrafen, und ähnliche Rechte. Dadurch erhielt er nach dem Könige die höchste Staatsgewalt, wie sie die Majordomus unter den merovingischen Königen zu besitzen pflegten. A. D. 1588.

Der König ermangelte nicht, die nämliche Gewogenheit gegen den Kardinal von Bourbon zu äussern: denn Er wollte ihn mit Einwilligung seines Staatsrathes zum ersten Prinzen vom Geblüte erklären, ihm das Recht verleihen, Meisterbriefe zu ertheilen, und seiner Dienerschaft die nämlichen Freyheiten zugestehen, welche jene des Königs genösse; dies hieß eben so viel, als denselben zum rechtmäßigen Thronfolger erklären.

A.D. 1588. Die Vertraulichkeit des Königs mit dem Herzoge von Guise, seine Verehrung des Kardinals von Bourbon, und die Gnaden, welche Er jeden Tag auf ihre Empfehlung verschiedenen Personen ausspendete; die Entfremdung von seinen alten Günstlingen, seine geheimen Konferenzen mit dem Erzbischoffe von Lyon, dem La Chatre, Bassompierre und den andern Geheimlingen des Herzogs von Guise, und den vornehmsten Anhängern der Ligue, und andere ähnliche Schritte und Aeußerungen dienten indeß dem Könige, seinen geheimen Plan zu verhüllen. Das Betragen des Pabstes reizte Ihn nur noch mehr, seine Verstellung fortzusetzen. Die glücklichen Fortschritte des Herzogs von Guise, die Niederlage und Zerstreuung des deutschen Heeres begeisterte Ihn so sehr, daß Er demselben ein Breve zuschickte, in welchem er ihn mit den größesten Lobsprüchen überhäufte, mit den heiligen Machabäern, den Vertheidigern des Volks Israels, verglich, und ihn ermahnte, standhaft fortzufahren, für die Ehre der heiligen Kirche zu streiten, und die Hugonotten auszurotten. Die Anhänger des Herzogs ließen dieses Breve zur größeren Verbreitung seines Ruhmes drucken und in Paris verbreiten, welches das Volk mit einem eben so großen Beyfalle aufnahm, als der König Unwillen darüber empfand. Es mußte Ihm äußerst misfallen, daß ein Unterthan ein größeres Ansehen und mehr Gewalt in sei-

nem

nem Reiche besaß, als Er selbst. Die Gesinnun- A.D.
gen und Absichten des Pabstes und des römischen 1588.
Hofes machten Ihn wegen dem Einflusse desselben auf die Gewissen seiner Unterthanen und andern wichtigen Folgen über die Maße besorgt. Er fieng an, auf Mittel zu denken, wie Er nicht nur allein die Entwürfe des Pabstes vereiteln, sondern es auch bewerkstelligen könnte, daß die Welt nicht glaubte, als wenn Er mit dem römischen Hof in keinem guten Benehmen stünde. Sixtus V wünschte, an den Händeln von Frankreich Theil zu nehmen, und die Unternehmung der Katholiken gegen die Hugonotten so viel möglich zu unterstützen und zu befördern. Er wollte also einen Legaten auserwählen, welcher der so viel Aufsehens machenden Versammlung der Generalstaaten beywohnen, das Interesse des apostolischen Stuhls gemeinschaftlich mit dem Herzog von Guise und dem Kardinale von Bourbon besorgen, und bey den Ständen darauf dringen sollte, daß dem Könige von Navarra der Krieg, und derselbe so wohl als alle Prinzen seines Hauses als offenbare Ketzer der Thronfolge unfähig erklärt würden. Da Er aber noch keinen richtigen Begriff von der ganzen Lage der Sache zu haben glaubte, und nicht recht wußte, was doch wohl die Endabsicht der Ligue seyn möge, so war Er sehr unentschlossen, wem Er diesen Gesandtschaftsposten anvertrauen sollte. Er wollte weder den König gänzlich entfremden,

A. D. 1588. noch dem Herzog von Guise misfallen, und hielt das Geschäft für so wichtig, daß es einen ganz besonders klugen Mann erfodere. Ehe sich der Pabst entschloß, war der König durch seinen Gesandten den Marquis Pisani von dessen Absicht unterrichtet: Er wünschte einen Mann zum Legaten, auf welchen Er sein Vertrauen setzen könnte, und der kein blinder Anhänger der Ligue wäre. Er befahl also seinem Gesandten, darauf zu dringen, und die mächtigsten Springfedern der Politik in Bewegung zu setzen, damit Johann Franz Morosini, Bischoff von Brescia, zum Legaten erwählt würde, welcher sich schon in dem Reiche in der Eigenschaft eines apostolischen Nuncius befand. Er war ein Mann von großem Verdienste, von der gegenwärtigen Lage der Sachen gut unterrichtet, dem Könige sehr angenehm, nichts desto weniger aber dem Herzoge von Guise nicht verdächtig, weil er sich mit jedem geschickt zu benehmen wußte. Er misfiel auch nicht dem Pabste, weil derselbe ihn kannte, und wegen seiner besondern Klugheit schätzte. Als Senator von Venedig hatte er sich eine große Erfahrung in Staatssachen erworben, und als Edler von Venedig die Vermuthung für sich, daß er für die Krone von Frankreich gut gesinnt sey, und sich nicht unbedachtsam in die Arme der Ligue werfen würde. Die Gesinnungen des Pabstes giengen dahin, den Herzog von Guise nur in so ferne zu unterstützen, als es der

Dienst

Dienst der katholischen Religion und der römischen Kirche erfoderte. Obschon die Person des Legaten, welcher zu gleicher Zeit den Kardinalshut erhielt, dem Könige sehr gefiel, so misfiel es Ihm doch außerordentlich, daß der Pabst den Häuptern der Ligue von der Wahl desselben Nachricht gab, und sie ermahnte, ihre Absichten demselben mitzutheilen und anzuvertrauen, und das Breve mit dem nämlichen Prunke wie das vorige drucken und verbreiten zu lassen. Nichts desto weniger suchte der König sein Misvergnügen zu bergen, und den Legaten zu gewinnen, um durch dessen Mittel seine Handlungen bey dem Pabste besser rechtfertigen zu können, und dessen Eifer zu erkälten, mit welchem Er die Unternehmung der Ligue zu unterstützen schien. A. D. 1588.

Viertes Kapitel.

Verschwörung der Einwohner von Angouleme gegen den Herzog von Epernon. Der König entläßt seine alten Minister, und wählt andere. Generalstaaten zu Blois. Intriken von beyden Seiten. Absichten des Herzogs von Guise.

A. D. 1588. Während der Hof mit Verstellung und der gröfsesten Nachgiebigkeit zu Werke gieng, und beschäftigt war, der Ligue insgeheim entgegen zu arbeiten, kam die Nachricht von einer gegen den Herzog von Epernon in Angouleme ausgebrochenen Verschwörung an, deren Schlachtopfer er beynahe gewesen wäre. Da die Schreiben des Königs, daß man den Herzog in diese Stadt weder aufnehmen, noch als Gouverneur anerkennen solle, zu spät angekommen waren, so glaubten einige Bürger, welche eine Abneigung gegen ihn hatten, dem Könige einen angenehmen Dienst zu leisten, wenn sie denselben aus der Stadt jagten. Sie schickten also einen Vertrauten an den Staatssekretär Villeroi ab, um sich von der Meinung des Königs näher zu unterrichten, und zu erklären, daß sie entschlossen seyen, denselben aus der Stadt zu jagen, oder gefangen zu nehmen, ungeachtet er sich beständig in dem sehr festen Schlosse aufhalte. Da Villeroi ein Feind des Herzogs war, und dem Auftrage des Königs gemäß diese Schreiben

ben ausgefertigt hatte, glaubte er, daß diese Gele- A. D. 1588.
genheit mit dem Willen des Königs ganz gut über-
einstimme, nahm diesen Vorschlag an, und theilte
denselben dem Könige mit, welcher aber schon an-
fieng, Mistrauen in ihn zu setzen, und sich nicht
darüber erklären wollte. Damit Er aber seine wah-
ren Gesinnungen, welche noch immer die nämlichen
gegen den Herzog von Epernon waren, nicht verra-
then möchte, so sagte Er, daß es Ihm nicht mis-
fallen würde, wenn man diesen Herrn aus Angouleme
verjagte, oder selbst gefangen nähme, und denselben
seinen Truppen überlieferte: nur dürfte dabey dessen
Leben nicht in Gefahr kommen. Villeroi hinterbrachte
diese in einem gleichgültigen Tone gegebene Antwort
ganz eifrig dem Deputirten der Verschworenen, wel-
cher einige Tage nachher in das Kabinet des Königs
geführt wurde, der ihm sagte, sich an die Befehle
zu halten, welche ihm der Staatssekretär geben wer-
de. Obschon Letzterer demselben nichts Schriftliches
mitgeben wollte, so schärfte er ihm doch ein, daß sie
suchen sollten, den Herzog von Epernon entweder le-
bendig in ihre Gewalt zu bekommen, oder aus der
Stadt zu jagen, und versicherte sie, daß dies die wahre
Absicht seiner Majestät sey, und dieselbe durch diesen
Dienst sich recht sehr verbinden könnten.

Die Verschworenen, welche durch den von der
Gleichgültigkeit des Königs sehr verschiedenen Be-
richt des Villeroi und durch die Uebertreibung des

A. D. 1588. Abgeordneten nur noch mehr aufgemuntert wurden, wollten den Herzog nicht nur allein gefangen nehmen, sondern denselben auch umbringen, wenn sie anders ihre Unternehmung nicht ausführen könnten. Sie theilten dieselbe den Herren von Maré, und de la Messeliere, dem Vicomte d'Aubeterre und einigen anderen Edelleuten der Provinz mit. Den zehnten August griffen sie zu den Waffen, liefen unvermuthet nach dem Schlosse, und bemächtigten sich des Thores, wo die Wache gar nicht auf ihrer Hut war, drangen bis in die hintersten Zimmer des Herzogs, und griffen dort seine Dienerschaft an, welche sich in der Vorkammer befand, indeß er sich in seinem Gemache mit Marivaux und dem Abbé d'Elbene unterhielt. Dort hielt eine geringe Anzahl den Angriff der größern ab: Raphael Gieronimi, ein Florentiner, vertheidigte lange den Eingang der Thüre, und tödtete drey der Verschworenen, bis er durch einen Pistolenschuß niedergestreckt wurde. Je heftiger nun die Feinde eindrangen, einen um so tapferen Widerstand leistete Sorlin, der Chirurg des Herzogs, welcher mit lauter Stimme die übrige Dienerschaft aus den untern Zimmern zu Hülfe rief, und dem Herzog und seinen Gefährten Zeit verschaffte, die Thüre seines Zimmers mit Küsten und Koffers zu verrammeln, um ihr Leben gegen einen so unvermutheten Angriff zu vertheidigen. Während dem Gefechte an der

Thüre

Thüre der Vorkammer griffen die Edelleute des Herzogs zu den Waffen, welche den Lancelot von Noves, einen edlen Cyprier, an ihrer Spitze hatten, nahmen das Thor des Schlosses wieder ein, und ließen den Herrn von Ambleville und von Lartigues zu dessen Vertheidigung zurück. Die Uebrigen eilten die Treppen hinauf, und fanden die Verschworenen, welche Alles anstrengten, um die Thüre des Gemaches zu sprengen. Sie hieben sie Alle in Stücke, Einen der Bürgermeister der Stadt ausgenommen, welchen sie gefangen nahmen. Der Herzog trat aus seinem Gemache, bewaffnete sich, eilte mit seinen Dienern in den Hof, wo der Lärm größer wurde, erlegte den Bruder des Bürgermeisters, welcher mit einigen Bewaffneten die Mauer des Schlosses erstiegen hatte, um den Seinigen zu Hülfe zu kommen. Fünf andere der vornehmsten Bürger wurden auf dem nämlichen Platze zu Gefangenen gemacht, und auf diese Art der wüthende Angriff der Verschworenen zurückgeschlagen. A.D. 1588.

Indeß hatte sich in der Stadt beym Anzuge der Sturmglocke das Volk versammelt: die Vornehmsten desselben bemächtigten sich der Gemahlinn des Herzogs, welche ohne den geringsten Argwohn nach der Kathedralkirche gegangen war, um Messe zu hören. Die Verschworenen erhielten jede Stunde Verstärkung von dem Adel, welcher von allen Orten herbeyeilte. Sie wurden nun muthiger, und

A.D. 1588. machten eilends Verschanzungen, um das Schloß anzugreifen: aber der Herzog und seine Gefährten vertheidigten sich tapfer, droheten die Gefangenen umzubringen, unter welchen sich Bürger aus den angesehensten Familien der Stadt befanden, und hielten dadurch das Volk so lange im Zaum, bis Tagent mit seinen Truppen herbeykam, welcher in der umliegenden Gegend einquartiert war. Das Volk und die Häupter der Verschworenen geriethen in Furcht und Bestürzung, und kamen mittelst des Bischofs der Stadt und des Abbe' d'Elbene mit dem Herzoge überein, daß die Gefangenen loßgelassen, die Herzoginn gleichfalls in Freyheit gesetzt, die verschworenen Edelleute aus der Stadt gejagt, und der Herzog wie vorhin als königlicher Gouverneur anerkannt werden sollte. Er betrug sich nach dem Vergleiche mit eben so viel Mäßigung, als er während der Vertheidigung mit Tapferkeit gefochten hatte, und dämpfte diesen gefährlichen Brand, der ihn fast unvermuthet verzehrt hätte.

Die Nachricht von diesem Vorfalle entfremdete den König gänzlich von dem Sekretär Villeroi: denn Er konnte nicht glauben, daß die Einwohner von Angouleme, wenn derselbe ihrem Abgeordneten seine zweydeutige und gleichgültige Antwort hinterbracht hätte, sich erkühnt haben würden, so weit zu gehen, da Er ihnen doch ausdrücklich verboten, irgend etwas gegen das Leben des Herzogs vorzuneh-

men. Er hielt also für gewiß, daß sich Villeroi dieser Gelegenheit bediente, um seinen unauslöschlichen Haß gegen Epernon zu sättigen. Er dachte nun über seine Lage nach, und es schien Ihm, als wenn Er von allen Seiten mit leidenschaftlichen und interessirten Ministern umgeben sey: Er verwünschte ihren Forschungsgeist, mit welchem sie bis in das innerste Mark seiner Gedanken eindrangen, und erinnerte sich des Beyspiels seines Großvaters, welcher in den letzten Zeiten seiner Regierung seine alten Minister, welche ihm wegen ihrer zu großen Staatsklugheit verdächtig geworden, von sich entfernt, und an ihre Stelle Männer von gutem Herzen und geringeren Geistesgaben gewählt hatte, welche demselben bessere und ersprießlichere Dienste leisteten, als jene, welche in Staatsdiensten alt geworden. Als Er Chartres verlassen, um sich nach Blois zu begeben, wo Er seine Entwürfe auszuführen beschlossen hatte, so verabschiedete Er eilends die alten Staatssekretäre Pinard und Brülart, und schickte den Kabinetssekretär Benoise an den Herrn von Villeroi, den Großkanzler von Chiverni und den Herrn von Bellievre ab, welche auf ihre Güter gereiset waren, um ihre häußlichen Geschäfte in Ordnung zu bringen, und ließ denselben ankündigen, daß Er mit ihren geleisteten Diensten zufrieden sey, und ihnen verbot nach Hofe zurückzukehren. Bellievre nahm diesen Befehl mit großer Mäßigung auf, und befolgte A. D. 1588.

A. D. 1588. folgte denselben. Der Großkanzler suchte vergebens sich zu rechtfertigen, und seine Rückberufung zu erhalten. Obschon Villeroi sich bequemte, so legte er doch den größesten Schmerz an Tag, und beklagte sich, daß man seine langen und so getreu geleisteten Dienste mit Undank belohne. An die Stelle des Kanzlers ernannte der König zum Siegelbewahrer den Franz von Montholon, Generaladvokat bey dem Parlamente zu Paris, ein Mann von großer Redlichkeit und Unbestechlichkeit, welcher aber in Staatsgeschäften wenig bewandert war, an denen er bis jetzt wenig oder gar keinen Theil gehabt; und zu Staatssekretären den Martin Ruzé von Beaulieu und den Ludewig von Revol. Diese Männer standen in dem besten Rufe, und hatten Ihm von ihrer Jugend an getreu gedient: man hielt sie aber für keine große Staatsmänner. Auf diese Art glaubte der König, wie Er sagt, die Wolfsaugen aus seinem Kreise entfernt, und sich getreuer und verständiger Diener versichert zu haben, welche nicht suchen würden, in seine geheimen Plane und Absichten weiter einzudringen, als Er ihnen davon anvertrauen wollte.

Durch diese Veränderung gewann nicht nur allein das Aeußere des Hofes, sondern die Regierung selbst eine andere Gestalt. Der Herzog von Guise, welcher zeither wenig Antheil an dem Staatsrathe hatte, schien jetzt der Schiedsrichter in demselben zu

seyn:

seyn: der Erzbischof von Lyon und La Chatre, seine vertrautesten Anhänger, hatten den größten Einfluß in die Berathschlagungen. Der Antheil, welchen die Königinn-Mutter an dem Kabinetsrathe hatte, in welchem sie zuvor unumschränkt herrschte, war jetzt wegen dem Verdachte des Königs sehr gering: alle seine alten Vertrauten hatte Er davon ausgeschlossen, und theilte nur dem Marschall von Aumont, dem Obristen Alfons, und dem Herrn von Rambouillet seine geheimsten Entwürfe mit. Der Herzog von Nevers, welcher dem Könige doch vorher verdächtig und gehässig war, vermochte auch sehr viel über Ihn, welcher nun ein ganz anderer Mensch geworden zu seyn schien. Die Ursache davon war nicht sowohl dessen einem jeden bekannte Erfahrung und Klugheit, als seine geheime Eifersucht über die Größe und Macht des Herzogs von Guise. Obschon sie Verwandte, und ihre Gemahlinnen Schwestern waren, so konnte doch die Eine nicht die Erhöhung des Andern ertragen. Jetzt wuchs die geheime Feindschaft des Herzogs von Nevers um so stärker, als er sah, daß der mit der Gewalt eines Generallieutenants umgürtete Herzog von Guise Alles beherrschte, und jeden befehligte. Dieß war dem Könige bekannt: Er ernannte ihn also zum Feldherrn jenes Heeres, welches nach Poitou und Guienne marschiren sollte, damit sie sich einander in die Haare geriethen. Auch wußte Er, daß Nevers

A. D. 1588.

dem

A. D. 1588. dem Guise nie gehorchen, und daß Guise, um den Nevers zu unterdrücken, aus allen Kräften suchen würde, ihn von diesem Kommando zu verdrängen: es schien also nichts natürlicher, als der Uebergang ihrer geheimen Eifersucht zu einer offenbaren Feindschaft. Der Herzog von Nevers sah dieß voraus, und suchte jede Entschuldigung von Alter, Kränklichkeit und andern Umständen hervor, um sich dieses Kommandos zu entziehen: aber der König konnte sich nicht entschließen, dasselbe einem Andern zu übertragen, weil es die Zeitumstände erfoderten, keinem verdächtigen Manne das Kriegsheft in die Hände zu geben. Durch diese Kunstgriffe entzündete Er immer heftiger die Eifersucht Beyder: der Herzog von Nevers theilte sogar insgeheim dem Könige Alles mit, was zum Nachtheile des Herzogs von Guise gereichen konnte. Auf diese Art wurde er Demselben aus einem Verdächtigen ein Vertrauter.

Der Hof kam mit diesen geheimen Entwürfen und Intriken zu Blois den sieben und zwanzigsten September an, wo schon die Deputirten der Provinzen versammelt waren. Obschon sich die königliche Parthey bey den Wahlen alle Mühe gegeben hatte, so übertraf doch bey weitem die Zahl der Liguisten jene der Royalisten. Die Clerisey hieng aus Interesse der Religion ganz von den Ersteren ab. Der durch die drückenden Auflagen aufgebrachte Mittelstand, dessen Endzweck deren Ver-

minde-

minderung war, schloß sich nur zu gerne an die Feinde des Königs an, welche demselben versprachen, und es auch zu Einer ihrer Hauptfoderungen machen wollten, daß das Volk erleichtert werden sollte. Unter dem Adel waren Viele mit dem Hause von Lothringen und der Ligue aufs engste verbunden. Der König bemerkte auf den ersten Anblick, daß der Herzog von Guise in dieser Versammlung den Meister spielen, und sein Vorhaben durchsetzen werde. Da Er einen andern Weg einschlagen, und alle Feindseligkeiten einschläfern wollte, so empfieng Er die Deputirten ohne Unterschied mit den größten Zeichen der Gewogenheit, und sagte denselben, daß Er auf die Mittel, welche die Stände ausfinden würden, alle seine Hofnungen sowohl für seine eigene Ruhe als die allgemeine Wohlfahrt des Reichs gesetzt habe. Er ließ also Sonntags den zweyten Oktober, um eine Operation, welche Er mit der feinsten Verstellung hoch und wichtig nannte, mit dem größesten Pompe zu beginnen, eine feyerliche Procession anstellen, welcher Er mit allen Prinzen, dem ganzen Hofe, und den Deputirten der drey Stände nach der herkömmlichen Ordnung beywohnte. Das heilige Sakrament wurde mit einer ausserordentlichen Pracht durch die zu diesem Behufe mit Tapeten bedeckten Straßen getragen, und ein feyerliches Hochamt gesungen, in welchem Jeder die tiefste Andacht an Tag legte. Den folgenden A. D. 1588.

Sonntag,

A. D. 1588. Sonntag, den neunten des nämlichen Monats, nahm der König, der Herzog von Guise und alle Deputirte öffentlich das Abendmahl in der Kirche des h. Franziscus, um durch diese heilige Handlung ihre wechselseitige Eintracht zu bekräftigen, mit welcher sie auf den Generalstaaten für das Wohl des Reichs arbeiten zu wollen vorgaben.

Die Versammlung fieng den dritten Sonntag, oder den sechzehnten, Nachmittags in dem großen Saale des Schlosses an. Der König ließ sich auf einen durch mehrere Stufen über die Erde erhöheten und mit dem reichsten Baldachin bedeckten Throne nieder. Die Königinnen, die Prinzen, Kardinäle, Pairs, und Kronbedienten nahmen zwey lange Reihen von Sitzen auf der rechten und linken Seite der Estrade ein: in der Tiefe des Saales gegen über saßen die Deputirten nach ihrem hergebrachten Range, und der Herzog von Guise als Großhofmeister mit dem Kommandostab zu den Füssen des Thrones rechter Hand; auf der linken der Siegelbewahrer Montholon, welcher den Großkanzler des Reichs vorstellte. Der König eröffnete die Sitzung der Stände im Glanze der königlichen Majestät mit einer langen und zierlichen Rede, in welcher Er seinen besten Willen für das allgemeine Wohl und die Herstellung der Ruhe des Reichs betheuerte, und den verwirrten und gefährlichen Zustand vorstellte, in welchen das Reich durch Zwietracht

und

und Privatintereſſe gebracht worden. Er ermahnte die Deputirten aufs dringendeſte, die Leidenſchaft abzulegen, die Feindſchaften und den Partheygeiſt in das Grab der Vergeſſenheit zu ſenken, für das öffentliche Bedürfniß und die Ruhe eines Jeden ſchickliche Vorkehrungen zu treffen, ſich mit einander zum Gehorſame zu vereinigen, und von allen Neuerungen, Bündniſſen, Praktiken, geheimen Verſtändniſſen und Verbindungen in und außer dem Reiche abzuſtehen, welche ganz den Pflichten guter Unterthanen, der Vaterlandsliebe, und der Treue gegen den rechtmäßigen Herrn entgegen liefen, und die Ruhe der Gutgeſinnten geſtört hätten. Er wolle alles Geſchehene verzeihen und vergeſſen, in der Zukunft aber ſolche Vergehungen als Majeſtätsverbrechen beſtrafen. Er dehnte ſich über dieſen Gegenſtand ſehr weit aus, und ſchloß ſeine Rede ſehr nachdrücklich mit folgenden Worten: ſo wie Er aufrichtig das Wohl ſeiner Unterthanen wolle, und die Ketzerey zu verfolgen und auszurotten, die Gutgeſinnten zu ſchützen, der Gerechtigkeit ihren Glanz und ihre Stärke wieder zu geben, die Religion zu befördern, den Adel zu unterſtützen, und das Volk zu erleichtern ſuche, eben ſo bitte und beſchwöre Er einen Jeden, Ihm mit gutem und aufrichtigem Rathe bey einer ſo nothwendigen Reform beyzuſtehen: ſollten ſie aber den Zuflüſterungen der Faktionirer A. D. 1588.

A. D. 1588. Gehör geben, sich von ihren Praktiken bestricken lassen, und das Interesse derselben unterstützen, so würden sie sich des Meineids schuldig, vor Gott und Menschen verantwortlich machen, und sich mit ewiger Schande brandmarken.

Diese Rede des Königs erbitterte sichtbar den Herzog von Guise und seine Anhänger, und zwar noch mehr, als sie Denselben entschlossen sahen, diese Rede drucken zu lassen. Der Erzbischof von Lyon suchte Ihn davon abzubringen, und stellte Ihm vor, daß es besser wäre, diese, obschon schöne, Rede zu unterdrücken, als die Zuneigung vieler seiner Unterthanen zu verlieren, welche sich beleidigt finden würden, wenn es schiene, daß Er das Vergangene nicht vergessen habe, sondern im Gegentheile sie im Angesichte von ganz Frankreich des Meineids und der Rebellion beschuldigen wolle. Der König bestand aber darauf, seine Gesinnungen, welche Er in der Versammlung der Stände geäußert, Jedermann bekannt zu machen, und ließ die Rede drucken, welche nachher nicht wenig zu seiner Rechtfertigung diente. Einige Geschichtschreiber haben behauptet, daß der König auf Ueberredung des Erzbischofs von Lyon Vieles beym Drucke der Rede ausgelassen habe: da ich aber dieselbe ganz in der Nähe gehört, so kann ich zuversichtlich behaupten, daß sie so gedruckt worden,

wie

wie sie der König gesprochen: aber die Worte, von dem Feuer der Sprache und der Gestikulation entkleidet, schienen auf dem Papiere halb erstorben zu seyn, und ihren Stachel verstumpft zu haben. A. D. 1588.

Auf die Rede des Königs folgte jene des Siegelbewahrers Montholon, welcher, der Gewohnheit nach, die Absicht des Königs lobte, und das Gesagte weitläuftiger wiederholte. Der Erzbischof von Bourges antwortete im Namen des geistlichen Standes in Ausdrücken der tiefsten Unterwürfigkeit und der größten Treue; der Baron von Senneçey in jenem des Adels, und der Prevot der Kaufleute von Paris sprach für den Mittelstand. Nach diesen Reden wurde die Sitzung aufgehoben, und die zweyte auf den folgenden Donnerstag verschoben. Dieser Tag war sehr merkwürdig, weil alle Deputirten den Eid ablegten, das Unionsedict als ein Reichsgrundgesetz anzunehmen, durch welches der König alle seine katholische Unterthanen mit sich vereinigte, und schwur, in der römisch-katholischen Religion bis zu seinem letzten Lebenshauche zu beharren, dieselbe immer mehr zu verbreiten und zu verherrlichen, Alles zur Ausrottung der Ketzerey anzuwenden, niemals zuzulassen, daß ein Ketzer oder Begünstiger der Ketzerey auf den Thron steige, und nur jenen die Würden und Aemter zu ertheilen, welche sich standhaft zur rö-

A. D. 1588. mischkatholischen Religion bekenneten. Er erklärte sich zum Haupte der katholischen Ligue, und befahl auch allen seinen Unterthanen, diesen Eidschwur zu leisten, und verbot denselben, sich in andere Bünde oder Conföderationen einzulassen, und verzieh alles Vergangene: widrigenfalls sollten sie als Eidbrüchige und Majestätsverbrecher bestraft werden. Die Umstände, welche diesen Eidschwur begleiteten, waren sehr auffallend: denn der König hielt darüber eine sehr nachdrückliche und angemessene Rede, und der Erzbischof von Bourges eine Ermahnung an die Stände, in welcher er die Wichtigkeit und Verbindlichkeit dieses Eidschwures zeigte. Der neue Staatssekretär Beaulieu setzte ein Instrument zum Andenken dieser feyerlichen Handlung auf, für welche man hernach in der Kirche de Saint Sauveur ein Dankfest hielt.

Alle diese Handlungen waren, wie Viele glaubten, nur vorgenommen worden, um das Andenken des Vergangenen auszulöschen, und dienten hernach zur Rechtfertigung der künftigen: denn ungeachtet aller dieser Verbindlichkeiten, durch welche sich die Anhänger der Ligue anheischig machten, ihren vorigen Machinationen und Unternehmungen zu entsagen, und sich aufrichtig dem Könige zu unterwerfen; ungeachtet aller Versicherungen desselben, welche Er der Versammlung der

Stände

zahl der klügsten Deputirten widersetzten sich demsel- A. D.
ben, und stellten vor, daß es baare Widersprüche 1588.
seyen, wenn man so oft beschlösse, den Krieg mit Nachdruck zu führen, starke Heere auf die Beine zu stellen, so viele Truppen zu besolden, und zu betheuern, daß man nicht eher als nach einem vollkommenen Siege über die Feinde die Waffen niederlegen wolle, und doch auf der andern Seite die königlichen Einkünfte zu vermindern, und den Nerv des Krieges zu schwächen vorschlage; man setze sich hernach aus Mangel des Geldes in die Nothwendigkeit, nach so vielen Großsprechereyen in einen nachtheiligen und schändlichen Frieden einwilligen zu müssen. Aber das Interesse wirkte so stark auf den Mittelstand, und das Ansehen des Herzogs von Guise war so groß, daß, dieser unwidersprechlichen Gründe ungeachtet, beschlossen wurde, von dem Könige eine Verminderung der Auflagen und Steuern bis auf jährliche zwey Millionen an Gold, die Aufhebung der Käuflichkeit verschiedener Aemter, und die gänzliche Unterdrückung vieler anderer Subsidien zu begehren.

Nachdem der Herzog von Guise auf diese Art die Stärke seiner Kräfte versucht, und die Größe seines Einflusses auf die Deputirten erkannt hatte, so stieg sein Muth nicht wenig, so wie seine Gunst bey dem Volke, als er wider Willen des Königs diesen Vorschlag durchsetzte. Er wollte nun einen zweiten

A.D. 1588. Versuch machen, um die Annahme des Trienter Konciliums von den Ständen zu erwirken, welches er für das stärkste Werkzeug hielt, um nicht nur allein die Hugonotten zu Grunde zu richten, und sie für immer von allen Würden und Aemtern auszuschließen, sondern auch den König von Navarra und die andern Bourbons der Thronfolge unfähig zu erklären. Dieser Vorschlag fand keinen solchen Beyfall wie der erstere: nicht nur allein der Adel, welcher nach der Gewissensfreyheit strebte, war demselben abgeneigt, sondern Viele der Geistlichen selbst fürchteten, die gallikanischen Kirchenfreyheiten zu verlieren. Obschon der König als ein natürlicher Feind der Ketzereyen in die Annahme gerne einwilligte, um den Pabst zu gewinnen; obschon die Kardinäle, welche der Versammlung beywohnten, so wie der Herzog von Guise alles in Bewegung setzten, um dieselbe zu bewirken, so fand sie aber doch bey den Deputirten der Parlamenter einen solchen Widerspruch, daß sie ihre Absicht nicht erreichten, und die Entscheidung der Sache auf eine andere Zeit verschoben wurde. Aber der Herzog von Guise verlohr seinen Muth nicht. Da er sah, daß sein Versuch wegen der Furcht mislungen, welche ein jeder vor der Einschränkung der Gewissensfreyheit hatte, so beschloß er, ohne diese Vorbereitung ganz kühn eine Stufe weiter zu steigen, und ließ in der Ständeversammlung den Vorschlag thun, den König von

Navarra

Navarra und die übrigen der Ketzerey verdächtigen Prinzen durch eine Erklärung für immer von der Thronfolge auszuschließen. Dieser Vorschlag gieng ohne Schwierigkeit durch, obschon Viele diese Unternehmung für unausführbar hielten, weil das Volk das salische Gesetz und das königliche Geblüt zu sehr verehre. Ungeachtet der Erzbischoff von Bourges, Einer der Präsidenten des geistlichen Standes zeigte, daß dieser Vorschlag ganz außer der Zeit sey, weil der König sich noch in der Blüthe seines Alters befände, und noch Kinder zeugen könne; so beschlossen doch die Geistlichen, daß namentlich der König von Navarra und alle andere der Ketzerey verdächtige Prinzen der Thronfolge unfähig erklärt würden: dies sey dem Sinne und der Lehre der Kirchensatzungen angemessen, und für das Heil der Seelen und die Erhaltung der Kirche Gottes nothwendig und ersprießlich. Die beyden übrigen Stände, nämlich der Adel und der Tiersetat, hielten es für gut, sich in dieser Sache an die Geistlichkeit anzuschließen, und traten ihrer Entscheidung bey. Wilhelm d'Avançon, Erzbischoff von Ambrün, hinterbrachte mit sieben andern Deputirten aus jedem Stande den Beschluß derselben, und bat Seine Majestät, über diesen Gegenstand ein Edikt zu erlassen, welches in der Versammlung der Stände abgelesen, von derselben bestätigt, und als ein Reichsgrundgesetz angenommen und beschworen werden sollte. Der König

A. D. 1588.

war

A.D. 1588. war ganz und gar diesem Beschlusse abgeneigt, weil Er denselben für den letzten Streich des Herzogs von Guise und der Ligue hielt, um ihr Vorhaben gänzlich auszuführen. Er lobte den Eifer des geistlichen Standes, und die Bescheidenheit der übrigen Stände in Sachen, welche die Religion betreffen, und gab den Deputirten statt einer Antwort die Protestation, welche Ihm der König von Navarra überreichen lassen. Derselbe begehrte die Exekution der Friedensedikte und die Handhabung der seiner Parthey schon so oft zugestandenen Gewissensfreyheit, und die Zusammenberufung eines National- oder selbst eines allgemeinen Konciliums, in welchem er sich in Rücksicht der streitigen Glaubenspunkte rechtmäßig unterrichten lassen könnte. Zuletzt erklärte er Alles, was die Versammlung von Blois gegen ihn vornehmen werde, für null und nichtig, da man ihn niemals vorgefodert habe, um sich wegen jenen Dingen zu rechtfertigen, deren man ihn beschuldige. Er behauptete, daß diese Versammlung nicht aus allen Reichsständen bestehe, da die Anhänger seiner Parthey zu derselben nicht berufen und zugelassen worden, und daß man ihn nicht als einen Ketzer, wie seine Feinde vorgäben, verdammen könne, indem er sich erbiete, einem freyen und rechtmäßigen National- oder Universalkoncilium sich zu unterwerfen. Der allerchristlichste König fügte zu dieser Protestation des Königs von Navarra hinzu: es

erfodere

erfodere die Gerechtigkeit, daß man keinen verdamme, ohne denselben vorgefodert, und seine Vertheidigung gehört zu haben; — eine Formalität, welche in den göttlichen und menschlichen Rechten gegründet sey; es würde sehr unklug seyn, ein so schweres Urtheil zu fällen, ohne des Beschuldigten Vertheidigungsgründe zu hören, sie möchten auch beschaffen seyn, wie sie wollten. Wäre ein Urtheil, welches nur hundert Thaler betreffe, rechtswidrig, und ungültig, wenn man die Parthey nicht vorgeladen und angehört hätte, um wie vielmehr müßte es eine Entscheidung in einer so wichtigen Sache, als die Erbfolge in einem Reiche, seyn? Viele der Rechtfertigungsgründe des Königs von Navarra seyen, wo nicht alle in der Wahrheit gegründet, doch wenigstens so scheinbar, daß man sie in einer Sache von so wichtigen Folgen nicht übergehen dürfe, ohne dieselben gehörig zu erwägen, und genau zu untersuchen: denn er berufe sich darauf, daß er sich immer erboten habe, sich einem Koncilium und dem Unterrichte gelehrter und verständiger Männer zu unterwerfen; er berufe sich auf die allen Franzosen zugestandene Gewissensfreyheit, von welcher man ihn nicht vor allen Andern ausschließen könne; er behaupte kein Rückgefallener zu seyn, weil er, um sein Leben zu retten, und durch Gewalt gezwungen, die Messe gehört habe. Er führe noch andere Gründe an, welche man nicht so gerade zu verwerfen müsse, A. D. 1588.

A. D. müsse, damit es nicht schiene, als wenn der Beschluß
1588. der Stände das Werk der Uebereilung, und des Interesse, und die Wirkung eines tumultuarischen Verfahrens sey, bey welchem man nicht einmal jene Formalitäten beobachtet habe, welche die Gerechtigkeit auch in dem geringfügigsten Rechtsstreite, um wie vielmehr also erfodere, wenn die Sache einen Prinzen vom Geblüte, und die Erbfolge eines ganzen Reiches betreffe. Man habe Zeit genug, um ihn vorzuladen, und legal zu verfahren, da Er sich durch die Gnade Gottes in einem solchen Alter befinde, und sich einer solchen Gesundheit erfreue, daß die Gefahr noch nicht so dringend sey, um für die Thronfolge Vorsehung zu thun. Es sey also der Würde einer aus den angesehensten Unterthanen Frankreichs bestehenden Versammlung angemessen, sich nicht von ihrem Religionseifer über die Gränzen der Gerechtigkeit hinreißen zu lassen, sondern mit demselben ein gesundes Urtheil und eine standhafte Klugheit zu verbinden.

Die Deputirten hinterbrachten den Ständen die Antwort des Königs: sie war aber ohne Wirkung. Der geistliche Stand erwiederte, daß der König von Navarra von der Königinn-Mutter und die Deputirten der letzteren Generalstaaten ermahnt und aufgefodert worden; ein neues Koncilium sey nicht nothwendig, da jenes von Trient die Lehre als ketzerisch verdammt habe, welcher derselbe anhange; er sey

des

des Unterrichts seines so ehrwürdigen Oheims des Kardinals von Bourbons ungeachtet zu seinen vorigen Irrthümern wieder zurückgekehrt, und endlich von dem Pabste für einen Ketzer und Rückgefallenen erklärt worden. Es bedürfe also nicht neuer Vorladungen, und neuer Untersuchungen; der Beschluß der Stände müsse nicht so wohl ein Beschluß als eine Vollstreckung seyn: derselbe könne also weder einem Zweifel noch Aufschube unterliegen. Dieser Erklärung der Geistlichkeit stimmten die anderen Stände bey. Der Erzbischof von Ambrün hinterbrachte sonach mit den nämlichen Deputirten dem Könige, daß die Stände seine Antwort in Erwägung gezogen hätten; sie bestünden aber auf ihrem Beschlusse, und bäten daher Seine Majestät, darüber eilends ein Edikt ausfertigen zu lassen. Da der König die Hartnäckigkeit der Stände sah, und entschlossen war, denselben einen Streich zu spielen, dessen sich niemand vermuthete, so antwortete Er, daß Er dem allgemeinen Willen beytrete, und für die Ausfertigung eines Ediktes sorgen werde. Um die Wirkung dieses Beschlusses einigermaßen zu vereiteln, suchte der König durch den Legaten Kardinal Morosini von Rom die Lossprechung des Prinzen von Conti und des Grafen von Soissons, Beyde Brüder des gestorbenen Prinzen von Condé, zu erhalten, welche seit der Bartholomäusnacht sich beständig zum katholischen Glauben bekannten, obschon sie zur Par-

A. D. 1588.

A.D. 1588. they des Königs von Navarra übergegangen waren, und für denselben, der Eine in der Schlacht bey Coutras, der Andere als Feldherr des deutschen Heeres gefochten, und hernach aus Reue oder wegen Schwäche der Hugonotten, oder aus anderen Rücksichten dem Könige sich wieder unterworfen hatten. Sie baten auf Ueberredung desselben den apostolischen Stuhl demüthig um Verzeihung: der Kardinal Morosini unterstützte ihre Bitte durch gute Berichte, um dem Könige so wohl einen Gefallen zu erzeigen, als die Prinzen vom Geblüte in Schutz zu nehmen. Der königliche Gesandte zu Rom, der Marquis von Pisani, trug ebenfalls durch seine dringenden Vorstellungen das Seinige bey, daß der Pabst diese Prinzen erhörte, und sie von der Exkommunikation lossprach. Dieser Schlag vereitelte nicht nur allein zum Theile die Hofnungen des Herzogs von Guise, sondern entkräftete auch die scheinbaren Gründe der Ligue.

Fünftes Kapitel.

Der Herzog von Savoyen bemächtigt sich der Markgrafschaft von Saluzzo. Muthmaßungen und Beschuldigungen. Gefecht der Pagen und Diener der Royalisten und Guisarden in dem Schlosse zu Blois.

Während diesen Vorgängen gerieth der König, A. D. der Herzog von Guise und die Stände in 1588. eine nicht geringe Bestürzung, als die Nachricht erscholl, daß der Herzog Karl Emanuel von Savoyen mit einem Heere in die Markgrafschaft Saluzzo eingefallen sey, die Besatzungen und Beamten aus derselben verjagt, und sich derselben gänzlich bemeistert habe. Er war ein junger Fürst von hochstrebendem Geiste. Da er die Infantinn Katharina, eine Tochter des katholischen Königs, zur Gemahlinn genommen, und diese Verbindung seinen Ehrgeiz entzündet hatte, so beschloß er, die Markgrafschaft mit seinen Staaten zu vereinigen, auf welche seine Voreltern einige alte Ansprüche gemacht hatten. Die Unruhen des Reichs und der letztere Aufstand der Ligue zu Paris, durch welchen die königliche Majestät zu Boden getreten, und bis auf den Namen zernichtet schien, boten ihm die beste Gelegenheit dazu dar. Er bemächtigte sich theils durch geheime Einverständnisse, theils durch offenbare Gewalt so

A. D. 1588. wohl von Carmagnola und andern Festungen, als von einer beträchtlichen Anzahl Kanonen und einem starken Vorrathe von Munition, welche man von den letzten italiänischen Kriegen in diesen Festungen wie in einem Zeughause aufbewahrt hatte. Sein Unternehmen war ihm nun gelungen, aber er befürchtete auf der einen Seite die Rache der Franzosen, und auf der andern das Misvergnügen der italiänischen Fürsten, und schickte eilends einen Abgeordneten an den französischen Hof, um dem Könige anzuzeigen, daß er diesen Schritt gethan habe, nicht um Frankreich anzugreifen, sondern seine eigene Staaten von dem unvermeidlichen Untergange zu retten, welcher dieselben bedrohe, wenn die Hugonotten in der Markgrafschaft festen Fuß fassen sollten, wie Lesdiguieres es eifrigst zu bewerkstelligen suche. Derselbe habe sich schon von Chateau-Dauphin in den Alpen bemächtiget, und sey des Sinnes, die Markgrafschaft zu erobern, wodurch denn Piemont von dem nämlichen Gifte der Ketzerey angesteckt, und von den nämlichen Unruhen und Drangsalen heimgesucht würde, in welche er Frankreich verwickelt sehe. Er werde so lange die Markgrafschaft en Depot nehmen, bis die drohende Gefahr vorüber seye, und erbiete sich, dieselbe zurückzugeben, wenn die Hugonotten in Dauphiné ausgerottet seyn, und seine Ansprüche ungültig gefunden würden. Die nämlichen Gründe ließ er der Republik

von

von Venedig, welcher als Friedensmittlerinn jede Neuerung in Italien äußerst misfallen mußte, und dem Pabste vorstellen, welchen er noch mehr dadurch zu besänftigen hofte, daß er die Besitznehmung der Markgrafschaft von Saluzzo als das Vorspiel des Krieges gegen die Stadt Genf schilderte, und Ihm das Bündniß und gute Verständniß dieser Gemeinde mit dem Könige von Frankreich vorstellte. A. D. 1588.

Es ist unbeschreiblich, welchen Eindruck diese Eräugniß auf die Gemüther machte, und wie sehr dieselbe die Gestalt der Sachen bey den Generalstaaten zu Blois veränderte. Der König und seine Anhänger sagten öffentlich, daß der Herzog von Savoyen sich nur deßwegen so weit erkühnt habe, weil er in einem geheimen Verständnisse mit dem Herzog von Guise stehe, welcher sich dieses Mittels bedient habe, um den La Valette seiner Statthalterschaft von Saluzzo zu berauben, mit diesem Preise sich die Freundschaft des Herzogs von Savoyen zu erwerben, und die Spanier zu befriedigen, welche nichts sehnlicher wünschten, als daß den Franzosen diese Thüre nach Italien verriegelt würde. Viele unter dem Adel maßen dieser Beschuldigung Glauben bey: man murrte schon laut, daß es eine Schande sey, durch Bürgerkrieg die eigenen Eingeweide sich zu zerfleischen, während demselben die Ehre der Nation mit Füßen zu treten; und von auswärtigen

A.D. 1588. Feinden Besitzungen von der Krone abreißen zu lassen; man habe bis jetzt genug gethan, um den Ehrgeiz der Großen zu befriedigen, und die Habsucht der Partheyen zu sättigen; es sey einmal Zeit, die Gemüther und die Kräfte zu vereinigen, und sich gegen auswärtige Angriffe zu vertheidigen: diese Beleidigung sey zu groß, als daß man noch länger zaudern könnte, sich eine hinlängliche Genugthuung zu verschaffen. Diese mit Eifer und dem höchsten Unwillen von dem Adel vorgetragenen Gründe wirkten auch auf die andern Stände: Alle waren geneigt, den Bürgerkrieg aufzugeben, und die Waffen gegen den Herzog von Savoyen zu kehren. Viele der Klügeren waren der Meinung, daß der Herzog von Guise keinen Antheil an dem Einfalle in die Markgrafschaft Saluzzo gehabt habe, weil die Zeitumstände dazu nicht die besten waren. Dieser einzige Zufall verdarb seinen ganzen Plan, welcher sich schon mit starken Schritten der Ausführung näherte. Nichts desto weniger hielt ihn das öffentliche Gerücht für den Urheber dieses Einbruches, und die Stände waren fest entschlossen, den auswärtigen Krieg zu beschließen, und den bürgerlichen gegen die Hugonotten zu verschieben, oder doch mit weniger Nachdruck zu führen.

Diese

Diese Veränderung schlug den Herzog von Guise sehr nieder, er mag nun der Urheber der Ueberrumpelung der Markgrafschaft Saluzzo gewesen seyn, oder nicht. Er sah voraus, daß ein auswärtiger Krieg die Gemüther mit andern Gegenständen beschäftigen, die innere Zwietracht und Feindseligkeiten dämpfen, die Gewissensfreyheit, den Frieden, und die Festsetzung der Hugonotten zur Folge haben, und alle seine schon so lange vorbereitete Entwürfe, um die reformirte Religion auszurotten, und sich auf den Trümmern des Bourbonschen Hauses zu erheben, vereiteln würde. Er befürchtete auch, daß ein Krieg gegen seine Verbündeten, nämlich gegen Spanien und Savoyen, nach und nach sein Ansehen untergraben, jenes der Prinzen vom Geblüt erheben, und das blühende Alter des Königs noch viele und unvermuthete Veränderungen hervorbringen würde. Beunruhigte ihn auf der einen Seite dieser Gedanke, so verwundeten ihn innerlich die Ausstreuungen des Königs auf der andern, so machte ihn die allgemeine Neigung der Stände verlegen: als das Haupt einer Volkspartey konnte er einer so gerechten Volkssache nicht widersprechen. Er hielt also dafür, daß er die Grundlage des Gebäudes seiner Größe selbst zerstören würde, wenn man jetzt sähe, daß er die dem Reiche zugefügte Beleidigung für geringfügig achtete, oder gar sie billigte, da er sich doch zeither A.D. 1588.

A. D. 1588. zum Beschützer des allgemeinen Wohls und zum Erhalter des Ruhmes der Nation aufgeworfen hatte. Nach langen Betrachtungen, in welche ihn sein Schmerz versenkt hatte, beschloß er, sich der Kunstgriffe des Königs zu bedienen, und stellte sich, als wenn er dem Wunsche der Stände entsprechen, und die dem Reiche zugefügte Beleidigung auf's schärfste ahnden wolle: er suchte aber durch andere Wege den ausländischen Krieg zu verhindern; ein Unternehmen, welches er durch seine Gewalt und seine Arglist leicht auszuführen dachte. Diesem zu Folge verbreitete er das Gerücht, als wenn die Einnahme von Saluzzo das Werk des Königs selbst wäre, um die heilsamen Beschlüsse der Stände zu durchkreuzen, und die Edikte gegen den König von Navarra und die Hugonotten zu vereiteln: Niemand empfinde tiefer, wie groß die dem Reiche von dem Herzoge von Savoyen zugefügte Beleidigung sey; Niemand könne auch gegen denselben mehr aufgebracht seyn, als Er und sein ganzes Haus. In der That stellte er sich auch, als wenn ihm die Einnahme von Saluzzo außerordentlich zu Herzen gehe, und ließ von seinen Anhängern den Ständen den Vorschlag thun, daß sie Savoyen den Krieg erklären sollten. Da er das Kommando nicht selbst übernehmen konnte, um sich nicht vom Hofe zu entfernen, so begehrte er, daß man dasselbe dem Herzog von Mayenne seinem Bruder über-

übertrüge, welcher schon mit dem gegen die Hugo- notten in Dauphiné bestimmten Heere bis nach Lyon gekommen war. A.D. 1588.

Dieser Vorschlag beruhigte so sehr die Gemüther, daß sogleich mit allgemeiner Einwilligung der Krieg gegen den Herzog von Savoyen, um die Markgrafschaft von Saluzzo wieder zu erobern, beschlossen, und dem Herzog von Mayenne das Kommando übertragen wurde. Indeß wurden gegen einen Ausländer jene Formalitäten beobachtet, welche man gegen den König von Navarra außer Acht setzte: man beschloß, den Johann von Poigni an den Herzog von Savoyen abzuschicken, um die Rückgabe der eroberten Plätze zu begehren, und im Weigerungsfalle demselben den Krieg anzukündigen. Diesem zu Folge wurden gemessene Befehle dem Marquis von Pisani, Gesandten zu Rom, dem Herrn von Maisse, Gesandten zu Venedig, und allen übrigen Gesandten ertheilt, daß sie überall gegen den Herzog von Savoyen die bittersten Klagen erheben sollten. Diese scheinbaren Beschließungen besänftigten nach und nach die Gemüther, und das Gewitter gieng vorüber, ohne in der Hauptsache der Ligue sehr zu schaden. Es herrschten damals über den Einfall in die Markgrafschaft verschiedene Meynungen. Die Meisten glaubten, daß derselbe mit der Ligue verabredet worden, weil man das geheime Einverständniß zwischen dem Her-

A. D. 1588. zoge von Guise, den Spaniern und dem Herzoge von Savoyen wußte. Die Liguisten behaupteten aber im Gegentheile, daß die ganze Sache das Werk des Königs sey: die Vernünftigeren hielten es für gewiß, daß der Herzog von Savoyen den Einfall aus eigenem Antriebe unternommen, welcher als ein ehrgeiziger und unternehmender Fürst eine so vortheilhafte sich ihm darbietende Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollte, ohne sie zu benutzen. Er bekräftigte dieß selbst durch eine Münze, welche er nach der Einnahme von Saluzzo prägen ließ. Sie stellte einen Centaur vor, welcher eine Krone mit Füßen tritt, mit dem Denkspruche: Opportune. Man legte es aus, als wenn er diese vortheilhafte Gelegenheit nicht unbenutzt lassen wollen, welche ihm das durch innere Unruhen zerrüttete und geschwächte Frankreich dargeboten. Man glaubte aber auch allgemein, daß der Herzog von Savoyen zu dieser Unternehmung durch den König von Spanien angereizt worden, welcher nichts mehr wünschte, als den französischen Heeren den Weg durch die Alpen nach Italien zu versperren.

Zur nämlichen Zeit hatte der Herzog von Nevers, Befehlshaber des königlichen Heeres in Guienne, den Krieg gegen den König von Navarra eröffnet, und Mauleon und Montaigu eingenommen. Ungeachtet der Herbstregen und anderer Schwierigkeiten belagerte er Ganache, einen sehr festen, und

an

an den Gränzen von Poitou und Bretagne liegenden Platz, welchen eine starke und tapfere Besatzung der Hugonotten vertheidigte. Die Anhänger der Ligue streuten aus, daß man nur deswegen diesen sehr festen Ort, dessen Einnahme in der Hauptsache keinen Ausschlag geben könnte, belagere, um Zeit zu gewinnen, indeß man mit dem frischen und noch ungeschwächten Heere den König von Navarra eilends hätte unterdrücken können, welcher wegen Mangel an Mannschaft und Geld außer Stand war, langen Widerstand zu leisten. Diese Beschuldigung war auch nicht ganz ungegründet. Der Herzog nahm sich also vor, das Kommando dieses Heeres selbst zu übernehmen, sobald er den Titel eines Generallieutenants erhalten haben, und die Versammlung der Stände aus einander gegangen seyn würde. Aber die Berathschlagungen derselben zogen sich in die Länge, und verwickelten sich von Tage zu Tage mehr, als man sich von Anfange vorgestellt hatte. Obschon die Händel von Savoyen größtentheils beygelegt waren, so hatten sie doch einen widrigen Eindruck auf die Gemüther gemacht, und viele Entwürfe vereitelt. Der König war darauf bedacht, seine Absichten zu erreichen, Alles arglistiger Weise in die Länge zu ziehen, und überall Hindernisse zu erzeugen. A. D. 1588.

Es ist sehr merkwürdig, daß der Zufall beynahe den Ständen jenen blutigen Ausgang bereitet hätte,

A. D. hätte, welchen der König im Schilde führte. Die
1588. Pagen und Diener der Prinzen und Baronen hatten sich nicht weniger wie ihre Herren in zwey Partheyen, in Royalisten und Guisarden, getheilt, und wurden täglich mit einander handgemein. Als sie den dreyßigsten November um die vierte Stunde der Nacht auf den Gallerien und den Höfen des Schlosses versammelt waren, und ihre Herren erwarteten, brachten die Pagen des Kardinals von Vendome und des Herzogs von Montpensier einen Pagen des Herzogs von Guise um. Sogleich griff jeder für seine Parthey zu den Waffen. Auf der einen Seite standen die Pagen des Königs, des Kardinals von Vendome, des Herzogs von Montpensier, des Prinzen von Conti, des Grafen von Soissons, des Marschalls von Retz und vieler Anderen; auf der andern jene des Herzogs von Guise, des Prinzen von Joinville, des Herzogs von Nemours, des Herzogs von Elboeuf, des Grafen von Brissac und Anderer. Es begann ein blutiges Gefecht, an welchem nach und nach mehrere Diener, die Soldaten und einige Edelleute Theil nahmen. Es kam so weit, daß die Guisarden die Oberhand gewannen, und ihre Gegner bis in den an die Gemächer des Königs anstossenden, und über jenen der Königinn-Mutter liegenden Saal trieben, wo die Herren des Hofes versammelt waren. Der Lärm war so fürchterlich, und das wüthende Geschrey der Streitenden so stark, daß

dasselbe

dasselbe bis in die Stadt drang, und die Schlafen- A.D.
den aufweckte. Jedermann glaubte, daß die Prin- 1588.
zen selbst an einander gerathen wären, und sich in dem Schlosse, dessen Thore verriegelt waren, Alle in Stücke hieben. Der Karbinal von Guise, welcher in der Stadt wohnte, legte seine Kardinalskleidung ab, versammelte alle seine Anhänger, und eilte nach dem Schlosse. Der Marschall von Aumont und der Herzog von Longueville brachten die Anhänger des Königs zusammen, und schlugen den nämlichen Weg ein: es fehlte nicht viel, so würden sie auf einander loßgegangen seyn, da alle Deputirten für die eine oder die andere Parthey die Waffen ergriffen hatten. Die Bestürzung war so groß in der Stadt, und der Glaube, daß man sich im Schlosse erwürge, so stark, daß Viele aus Furcht entflohen. Das Gerücht verbreitete sich sogar bis nach Paris, daß sich der ganze Hof in Stücke gehauen habe, und man den Ausgang davon noch nicht wisse. Der König trat in Rüstung aus seinem Gemache, weil Er befürchtete, der Herzog von Guise möchte diesen Handel angezettelt haben, um Ihm zuvor zu kommen. Alle die Seinigen, welche Zeit hatten, bewaffneten sich gleichfalls, und erwarteten mehrere Gewißheit, auf wen die ganze Sache gemünzt sey, um alsdann zur Vertheidigung herbey zu eilen, wo es die Noth erfoderte.

A. D. 1588. Der Herzog von Guise, welcher auf einem Stuhle saß, und sich mit der Königinn-Mutter unterhielt, zeigte nicht die geringste Bewegung weder in Geberde noch im Gesichte; er hielt sogar den ganzen Vorfall für nichts mehr und nichts weniger, als was derselbe wirklich war, und sagte es mehrmals der Königinn-Mutter. Als er bemerkte, daß einige seiner Edelleute, welche des Sieges ihrer Parthey sicher waren, nur auf einen Augenwink warteten, um weiter zu gehen, so hielt er seine Augen in die Tiefe und gegen das Kaminfeuer gerichtet, und gab nicht das geringste Zeichen seiner Gesinnung: entweder mißbilligte er die That, oder er wünschte, daß man ohne seinen Befehl und ohne seine Schuld weiter gienge.

Indeß hatte Grillon die Leibgarde unter die Waffen, und die Kämpfenden aus einander gebracht. Der Tumult legte sich in weniger als einer Stunde, weil die Partheyhäupter nicht den geringsten Antheil an demselben nahmen, und die vorige Ruhe wurde wieder hergestellt. So fürchterlich als der Anfang dieses Gefechtes war, eben so lächerlich fand man den Ausgang: aber dieser Vorfall zeigte doch deutlich, in welchem Grade sich der wechselseitige Haß beyder Partheyen entzündet hatte.

Sechstes Kapitel.

Kritische Lage des Königs. Entschluß desselben, den Herzog von Guise aus dem Wege zu schaffen. Hindernisse. Ermordung des Herzogs von Guise, und des Kardinals, seines Bruders. Beyder Charaktere. Tod der Königinn-Mutter, Katharina von Medicis. Charakter derselben.

Schon war Alles zur Reife gediehen. Der Herzog von Guise hatte sich hinlänglich sowohl im Allgemeinen als im Besondern der Deputirten versichert. Durch seine glücklichen Versuche kühner gemacht, wollte er sich nun durch die Stände zum Generallieutenant ernennen lassen. Dies war das Ziel seiner gegenwärtigen Hofnungen. Der König verlor von Tage zu Tage immer mehr seine Gewalt und sein Ansehen: das Ungewitter, welchem Er schon so oft und so glücklich entronnen, wälzte sich näher heran, und drohete, endlich über seinem Haupte auszubrechen. Seine lange Geduld war jetzt erschöpft, und hatte sich in Wuth verwandelt: nichts konnte Ihn länger zurückhalten, den letzten Streich zu vollführen. A. D. 1588.

Der König hatte schon seit langer Zeit beschlossen, den Herzog von Guise, seine vornehmsten Verwandten und Anhänger umbringen zu lassen. Spornten Ihn die erlittenen Unbilden und die gegenwärtige

Gefahr

A. D. 1588. Gefahr zu diesem Schritte, so hielt Ihn noch die Religion und die Furcht zurück, daß der heftige und entschlossene Pabst, welcher ohnedies schon für die Ligue eingenommen war, seine Bannstrahlen auf ihn schleudern, und alle Fürsten der Christenheit auffodern möchte, sein durch innere Unruhen geschwächtes Reich mit Krieg zu überziehen. Er sah voraus, daß Er in jedem Falle den katholischen König und den Herzog von Savoyen wider sich, und die Königinn von England, die Schweizer und die protestantischen Fürsten Deutschlands für sich haben würde. Der Kaiser und die übrigen Fürsten waren von seinem Reiche zu weit entfernt, als um Ihm viel schaden zu können. Er wandte sich also an die italiänischen Fürsten, unter welchen der Pabst sowohl durch das Ansehen des apostolischen Stuhls als durch die ihm zu Gebote stehenden geistlichen Waffen den ersten Rang behauptet; an die Republik von Venedig sowohl wegen ihrem hohen Rufe von Weisheit als der Geldhülfe, welche Er von derselben erwarten konnte, und zuletzt an den Großherzog von Toskana, von welchem Karl IX. thätige Hülfe an Geld und Mannschaft erhalten. Nebst dem daß Er sich auf den Generalstaaten außerordentlich geneigt gezeigt, in die Annahme des Konciliums von Trient einzuwilligen, und jederzeit eine große Achtung für den geistlichen Stand bewiesen, hatte Er auch noch, um den Pabst zu gewinnen, den Marchese von Pisani,

ein

ein Mann von großer Erfahrung und Politik, als Gesandten nach Rom geschickt. Da dessen Gemahlinn eine Römerinn, aus dem Hause Savella, war, so kannte er aufs genaueste den römischen Hof, und war dem Pabste und dem heiligen Kollegium sehr angenehm. Der König hatte dem Marchese Pisani den Auftrag gegeben, den Pabst von seinem Gehorsame und seinem Zutrauen zu versichern, und sich durch alle mögliche Mittel die Gunst seiner Nepoten und Vertrauten zu erwerben. Er vermuthete auch, daß die Berichte des Legaten, welcher ein Augenzeuge aller Vorfälle war, und bey dem Pabste und jedermann im Rufe einer besondern Klugheit stand, von dem größesten Gewichte seyn würden, auf welche Seite derselbe sich auch neigen möchte. Er suchte also, sich denselben auf alle mögliche Art zum Freunde zu machen, welches Ihm auch gelang, weil der Kardinal als ein Venetianer von Geburt nicht nur allein für die Wohlfahrt und Erhaltung der Krone besorgt war, sondern weil er auch die empörerischen Anschläge der Ligue verabscheuete. Der König bezeigte ihm also ein großes Vertrauen, und schien seinen Rathschlägen zu folgen. Er hatte schon durch dessen Vermittelung die Loßsprechung des Prinzen von Conti und des Grafen von Soissons zum höchsten Mißvergnügen der Ligue erhalten, ihn von den geheimen Entwürfen unterrichtet, welche man mit der Religion verschleyere, und bewogen, A. D. 1588.

A. D. 1588. seine Gunst dem Herzog von Guise zu entziehen. Der Kardinal hatte an Ort und Stelle den innern Gehalt der Sache erforscht, welche man zu Rom nur unter dem scheinbaren Deckmantel der Religion sah. Seine Berichte machten daher den Pabst argwöhnisch und unentschlossen, und Er erklärte mehrmals dem spanischen Gesandten und den Agenten der Ligue, daß Er in die französischen Händel noch nicht klar und hell sehe.

Es war dem Könige viel leichter, den Senat von Venedig zu gewinnen. Die wichtigen Dienste, welche diese Republik Karl IX in den stürmischesten Zeiten geleistet, und der ehrenvolle Empfang Heinrichs III hatten zwischen Frankreich und diesem Staate eine wechselseitige Freundschaft gestiftet. Der Senat war nebst dem weit entfernt, Ruhestörer und Aufwiegler zu unterstützen: im Gegentheile erfoderte es sein Interesse zu wünschen, daß die Ruhe hergestellt würde, und alle französischen Unterthanen sich zum Gehorsame gegen ihren rechtmäßigen Souverain vereinigen möchten, um das Gleichgewicht zwischen den europäischen Mächten zu erhalten. Obschon der König Anfangs Schwierigkeiten gemacht hatte, den Johann Mocenigo, welchen die Republik als Gesandten an seinen Hof an die Stelle des Johann Del Fino ernannt, anzunehmen, weil derselbe noch nicht dem Kollegium der Weisen von Terra Firma war einverleibt worden, aus deren

Mitte

Mitte man die Gesandten an gekrönte Häupter zu erwählen pflegt, so hatte Er denselben doch angenommen. Die geschickte Taciturnität und das kluge Benehmen dieses Mannes gefiel Ihm so wohl, daß Er sich in eine freundschaftliche Verbindung mit demselben einließ, und ihm sowohl als durch ihn dem ganzen Senate das größte Vertrauen bezeigte. Mit Ferdinanden von Medicis, Großherzog von Toskana, war der König weiter gegangen, welcher erst kurz nach dem Tode seines Bruders Franz von Medicis die Regierung dieses Herzogthums angetreten, und den Kardinalshut abgelegt hatte, um sich zu vermählen. Man beschloß, ihm zu dieser Zeit die Prinzessinn Christina, eine Tochter des Herzogs von Lothringen und Nepotinn des Königs, zur Gemahlinn zu geben, welche am Hofe bey der Königinn-Mutter war erzogen worden. Karl, Bastard von Angouleme, und der Großprior von Frankreich vollzogen im Namen Ferdinands das Beylager, und Christina bereitete sich zur Abreise. A. D. 1588.

Nachdem der König seine auswärtigen Verhältnisse auf diese Art eingerichtet hatte, so blieb Ihm noch übrig, zu überlegen, wie Er sich des Herzogs von Guise entledigen könne, welcher von einer grossen Anzahl seiner Satelliten und Anhänger beständig umgeben war. Obschon Er die Stände nach Blois, einer Ihm ergebenen und mit Paris in keinem Einverständnisse stehenden Stadt, berufen

A. D. 1588. hatte, so war nichts desto weniger der Herzog mit einem so starken Gefolge dorthin gekommen, und die Deputirten waren ihm größtentheils sehr ergeben; so war es nicht so leicht, ihn mit offenbarer Gewalt aus dem Wege zu schaffen. Die Königinn-Mutter lag am Podagra krank zu Bette, welcher der König wegen seinem gewöhnlichen Argwohne von seinem Vorhaben nichts mitgetheilt hatte, noch mittheilen wollte. Sonntags den achtzehnten December, als die Vermählung der Großherzoginn von Toskana am Hofe gefeyert wurde, und der ganze Hof in den Gemächern derselben versammelt war, schloß Er sich mit dem Marschall von Aumont und dem Herrn von Rambouillet in sein Kabinet ein, entdeckte Ihnen sein Vorhaben, und begehrte ihren Rath. Ihre Meynungen waren nicht sehr verschieden, und sie stimmten überein, daß es die Nothwendigkeit erfodere, dem Herzog von Guise Schranken zu setzen: aber über den einzuschlagenden Weg konnten sie sich nicht so leicht entschließen. Der Marschall von Aumont drang darauf, denselben geradezu aus dem Wege zu räumen. Der Herr von Rambouillet brachte das dem Herzoge gegebene Wort und das Völkerrecht in Erinnerung, und rieth, denselben gefänglich einzuziehen, und ihm den Proceß zu machen. Da sie sich zu nichts entschließen konnten, so beschlossen sie, noch den nämlichen Abend den Obristen Alfons, und Ludewigen, ein

ein Bruder Rambouillets, zu bescheiden, um ihre Meynung über ein Unternehmen zu hören, welches ihnen äußerst schwer auszuführen schien. Nach einer mehrstündigen Berathschlagung wurde endlich beschlossen, ihn auf folgende Art umbringen zu lassen. A. D. 1588.

In dem königlichen Schlosse befand sich ein grosser Saal, in welchem der Staatsrath gehalten zu werden pflegte: außer dieser Zeit stand derselbe immer offen, und diente den Höflingen zum gewöhnlichen Durchgange. Am Ende des Saales war die Thüre der Vorkammer des Königs, zur Rechten sein Gemach, zur Linken die Kleiderkammer, und der Thüre der Vorkammer gegen über jene des Kabinets, welche auf eine Gallerie führt; von derselben kömmt man auf einer verborgenen Stiege in die Gemächer der Königinn-Mutter. Wann Staatsrath gehalten wurde, so pflegten die Edelleute und Höflinge ihre Herren bis an die Thüre des Saales zu begleiten, welche von zwey Huissiers des Staatsraths bewacht wurde, und kehrten alsdann in den Schloßhof zurück, der einen sehr geräumigen Wandelgang hat. Man nennt denselben la perche aux Bretons, weil die Bretagner, welche sich immer in großer Anzahl am Hoflager einfanden, um ihre Prozesse zu sollicitiren, auf diesem Platze spatzieren giengen, und sich mit einander unterhielten.

A. D. 1588. Der König und seine Vertrauten beschlossen, die That an einem Staatsrathstage vollbringen zu lassen, wo der Herzog von Guise allein und ohne Gefolge mit den anderen Großen und den Staatsräthen in dem Saale sich befände: der König könnte ihn in sein Gemach rufen, dasselbe alsdann abschließen, und ihn dort ganz hülfloß umbringen lassen. Als die Frage von denjenigen war, welchen man die Ausführung dieser That übertragen solle, so fiel der König auf den Grillon, Obrist seines Garderegiments, ein kühner und unternehmender Mann, und ein Feind des Herzogs von Guise. Er ließ also denselben zu sich kommen, eröfnete ihm sein Vorhaben, und sagte, daß Er ihn auserwählt habe eine That zu vollbringen, von welcher sein Leben abhange. Grillon erwiederte in kurzen, aber sehr bedeutenden, Worten: Sire! ich bin ein getreuer Diener Euer Majestät, aber auch Soldat und Edelmann; wenn Sie befehlen, daß ich den Herzog von Guise zu einem Zweykampfe fodern, und mir mit ihm den Hals brechen soll, so bin ich bereit zu folgen; daß ich aber als Scharfrichter das Todesurtheil vollstrecken soll, welches die Gerechtigkeit Euer Majestät gegen ihn ausgesprochen hat, dieß geziemt mir nicht, und ich werde es nie thun. Der König stutzte nicht sehr über Grillon's Freymüthigkeit, weil Ihm sowohl als dem ganzen Hofe derselbe als ein Mann bekannt war, welcher ohne

Furcht

Furcht frey von der Brust sprach. Er begehrte also bloß, daß er das Geheimniß beobachten solle, weil Er dasselbe Niemand anvertraut habe, und dafür haften müsse. Grillon antwortete, daß er ein Mann von Ehre sey, und die Geheimnisse seines Herrn nicht verrathen werde. Der König war äusserst verlegen und unentschlossen, was er nun anfangen solle, bis Er am ein und zwanzigsten December sein Vorhaben dem Lognac, einer seiner Kammerherren, vertrauete, welchen der Herzog von Joyeuse nach Hofe gebracht, und der sich durch seine artigen Manieren schon zu der Stufe eines Mignons zu erheben anfieng. Lognac sträubte sich nicht lange, und versprach, mit einigen der Fünf und Vierzig, welche ganz von ihm abhiengen, die That straks zu vollbringen. Der König faßte wieder Muth und beschloß, den drey und zwanzigsten Morgens zwey Tage vor dem Christfeste sein Vorhaben auszuführen. Morgens den zwey und zwanzigsten kam Er in den Staatsrath, und sagte: Er wünsche, daß den folgenden Morgen einige dringende Geschäfte abgethan würden, damit ein jeder mit ruhigem Gemüthe seiner Andacht bey dem einbrechenden Feste obliegen könnte; Er bitte also Alle, sich frühzeitig einzufinden. A.D. 1588.

Indeß hatten Einige, man weiß nicht wie, dieses Vorhaben geargwöhnet: der Herzog von Guise selbst erhielt sogar eine etwas dunkle Nachricht da-

A. D. 1588. von, und berathschlagte sich mit seinem Bruder dem Kardinal und dem Erzbischof von Lyon, ob er derselben Glauben beymessen, und Blois verlassen sollte, um dieser Gefahr zu entgehen. Der Kardinal behauptete, daß man eher zu viel glauben, als zuviel trauen müsse, und drang so eifrig auf die Abreise, daß der Herzog sich zu derselben auf den folgenden Morgen fertig machte. Der Erzbischof von Lyon bestritt jenen Argwohn so nachdrücklich, daß er denselben fast zu gleicher Zeit wiederrief. Er stellte ihm vor, wie nachtheilig es seyn würde, einer auf keinen Beweis gegründeten Nachricht Glauben beyzumessen, welche eine Erfindung des Königs seyn könnte, um ihn zu verleiten, die Generalstaaten zu verlassen, damit Er auf einmal das ganze Gebäude seiner Hofnungen und Entwürfe umstürzen, und sich von dem Ihm mit Einwilligung der Stände zubereiteten Joche befreyen könnte. Wer sollte nach seiner Abreise die Deputirten leiten, und sie an ihre Versprechungen erinnern? Wer den Kunstgriffen und dem Ansehen des Königs widerstehen? Wer verhindern, daß das Ende der Ständeversammlung ganz wider das verabredete Ziel ausfalle? Bey seiner Abwesenheit würden die verlassenen Deputirten unter der königlichen Gewalt ehrfurchtsvoll erliegen, Beschlüsse seinen Wünschen oder Befehlen gemäß abfassen, und die gemachten wiederrufen, und die Regierungsform auf den alten oder vielleicht gar auf einen

schlimmern Fuß zum gänzlichen Untergange der Li- A. D.
gue herstellen; alle seine Anhänger könnten ihm als- 1588.
dann den Vorwurf machen, daß er sie schändlich verrathen und verlassen habe: ein jeder werde nach seinem Beyspiele auf sein eigenes Interesse denken, und sich mit dem Könige auf eine solche Art setzen, daß er sich am Ende allein verlassen sähe: kurz, es sey besser, wenn auch die Gefahr wirklich vorhanden, zu bleiben und das Leben allein aufs Spiel zu setzen, als abzureisen, und Leben und Ehre zugleich zu verlieren. Der Herzog von Guise verschob seine Abreise. Der Herzog von Elboeuf, welcher dazu kam, und von dem Gegenstande ihrer Berathschlagung unterrichtet wurde, trat den Gründen des Erzbischoffs von Lyon bey, und fügte noch andere hinzu: er sey von einer so starken Anzahl getreuer Freunde umgeben, daß der König ein solches Wagestück nicht unternehmen werde. Er wundere sich, daß sich der Herzog so sehr vor einer Macht fürchte, welche er bis jetzt verachtet habe. Der Herzog von Guise faßte also wieder Muth, und beschloß, das Ende der Generalstaaten abzuwarten, und stellte sich, als wenn er die am Hofe ausgestreueten Gerüchte verachte.

Den zwey und zwanzigsten Abends befahl der König dem Larchant, Hauptmann seiner Garde, den folgenden Morgen dieselbe zu verstärken, nach angefangenem Staatsrathe die Thüre des Saales

A. D. 1588. bewachen, aber dies auf eine solche Art bewerkstelligen solle, damit der Herzog von Guise keinen Argwohn schöpfte. Diesem zu Folge erwartete Larchant mit einem starken Trupp seiner Soldaten den nämlichen Abend den Herzog von Guise, und zwar zur Zeit, als sich derselbe aus seinen Wohnzimmern in jene des Königs begab. Er näherte sich ihm auf halbem Wege, und empfahl ihm jene armen Soldaten, welche schon seit mehreren Monaten ihren Sold nicht erhalten hätten. Er nehme zu Ihm als dem Oberfeldherrn seine Zuflucht; er werde den folgenden Morgen mit den nämlichen Leuten ihm entgegen gehen, um ihn zu erinnern, die Sache im Staatsrathe vorzubringen. Der Herzog antwortete dem Hauptmanne und den Soldaten ganz artig, daß er für die Auszahlung sorgen werde. Am nämlichen Abend befahl der König dem Großprior von Frankreich, seinem Nepoten, den Prinzen von Joinville, der Sohn des Herzogs von Guise, den folgenden Morgen zu einer Parthie Ballspiel einzuladen, und denselben so lange damit zu unterhalten, bis er andern Befehl von Ihm bekäme. Den drey und zwanzigsten ließ sich der König vor Tagesanbruch unter dem Vorwande ankleiden, daß Er sich in den Staatsrath verfügen, und in demselben mehrere Stunden bleiben werde. Er entfernte hernach alle seine Diener, und behielt nur den Staatssekretär Revol, den Obristen Alfons, und La Bastiden, einen Gascogner

von

von der größten Bravour in dem Kabinette bey sich. In seinem Gemache befand sich Saint-Prix, ein alter Kammerherr; in der Garderobe der Oberstkämmerer, Graf von Termes, ein Verwandter des Herzogs von Epernon, und in der Vorkammer waren zwey Pagen, ein Huissier, welcher die Thüre nach dem Staatsrathe bewachte, und Cognac mit Acht der Fünf und Vierzig, welche der König gegen große Versprechungen bereitwillig gefunden hatte, seinen Willen zu vollstrecken. A. D. 1588.

Es war Tagesanbruch, als die Kardinäle von Gondy und Vendome, die Marschälle von Aumont und Retz, der Siegelbewahrer Montholon, Franz d'O, Nikolaus von Rambouillet, der Kardinal von Guise, und der Erzbischoff von Lyon in den Saal eintraten. Nach denselben erschien der Herzog von Guise, welchem der Hauptmann Larchant mit einem noch größeren Trupp Soldaten als den Abend vorher entgegen gieng, ihm eine Bittschrift um den rückständigen Sold derselben überreichte, und ihn unter diesem Vorwande bis an die Thüre des Saals begleitete, welche sogleich zugeschlossen wurde, als der Herzog in denselben eingetreten war. Die Gardisten machten längst der Treppe eine lange Spalier, und stellten sich, als wenn sie die Antwort auf ihre Vorstellung erwarteten. Zu gleicher Zeit ließ der Obriste Grillon die Thore des Schlosses zuschließen, welches bey Vielen den Verdacht von dem erregte,

was

A. D. 1588.

was vorgehen werde. Der Sekretär des Herzogs von Guise, Pericard, schrieb seinem Herrn ein Billet mit folgenden Worten: Monseigneur, rettet Euch, oder Ihr seyd des Todes, wickelte dasselbe in ein Schnupftuch ein, und gab es einem Pagen, um es einem Huissier des Staatsrathes zu überbringen, und vorzuwenden, daß der Herzog dasselbe vergessen habe: der Page wurde aber von den Soldaten nicht eingelassen.

Indeß hatte sich der Herzog von Guise bey dem Kamine niedergelassen. Eine kleine Ohnmacht befiel ihn: entweder hatte er sich jetzt der Gefahr erinnert, in welcher er sich, von allen den Seinigen getrennt, befand, oder diese Schwäche war die Folge einer gewissen Ahnung seines Todes, oder er hatte sich, wie seine Feinde sagten, diese Nacht in der Umarmung der Frau von Noirmoutier zu sehr entkräftet. Als er sich wieder erholt hatte, trat der Sekretär Revol durch die Thüre der Vorkammer in den Staatsrath, und sagte, daß der König mit ihm in seinem Kabinette sprechen wolle. Der Herzog stand auf, grüßte die Staatsräthe nach seiner gewöhnlichen Höflichkeit, und gieng in die Vorkammer, deren Thüre sogleich zugeschlossen wurde. Er sah in derselben nicht die gewöhnliche Menge der Höflinge, sondern bloß die acht Edelleute der Fünf und Vierzig, welche ihm bekannt waren. Als er in das Kabinet treten wollte, so stellte sich niemand

dar,

dar, wie es doch gewöhnlich ist, um ihm die Thüre zu öffnen. Indem er mit der Hand nach der Thüre griff, gab ihm Einer der acht Edelleute, Saint-Malin, einen Dolchstich in den Nacken, und die Uebrigen von allen Seiten. Der Herzog legte die Hand an seinen Degen, konnte aber denselben nicht über die Mitte aus der Scheide bringen. Nachdem er mehrere Stiche in den Kopf und den ganzen Körper erhalten, so wurde er endlich von Lognac, auf welchen er sich mit Heftigkeit geworfen hatte, zurückgestoßen, und fiel an der Thüre der Garderobe nieder, wo er, ohne ein Wort zu reden, seinen Geist aufgab. Als der Kardinal von Guise das Geräusch in der Vorkammer hörte, so zweifelte er gar nicht, daß man seinen Bruder umbringe; er stand also mit dem Erzbischoff von Lyon auf, und Beyde eilten nach der Thüre des Saales, um ihre Diener zu Hülfe zu rufen: sie fanden aber dieselbe verschlossen, und wurden von den Marschällen von Aumont und von Retz angehalten, welche ihnen bedeuteten, daß sie Gefangene des Königs seyen, und sie durch eine kleine Wendeltreppe in ein höheres Zimmer brachten, wo man sie scharf bewachte. A. D. 1588.

Zu gleicher Zeit wurde in dem Schlosse der Kardinal von Bourbon, welcher als ein alter und kränklicher Mann noch im Bette lag, Karl Prinz von Joinville, Karl von Lothringen Herzog von Elboeuf, Karl von Savoyen Herzog von Nemours, und die

Anna

A. D. 1588. Anna von Este Herzoginn von Nevers, und Mutter der Guisen gefänglich eingezogen. Man öffnete hernach die Thore des Schlosses, und verstärkte die Wache desselben. Der Grand Prevot des Schlosses, Richelieu, begab sich in die Stadt, und ließ den Präsidenten von Neuilly, den La Chapelle-Marteau, Prevot der Kaufleute von Paris, Compan und Cotte-Blanche, Deputirte dieser Stadt, den Lieutenant der Stadt Amiens, den Grafen von Brissac, den Herrn von Bois-Dauphin, und zuletzt den Sekretär des Herzogs von Guise, Pelicard gefangen nehmen, und zugleich alle bey dem Letzteren vorgefundenen Papiere seines Herrn in Beschlag nehmen, unter welchen man viele Briefe, die seine Verständnisse inner- und außerhalb dem Reiche beurkundeten, und die Rechnungen der von Spanien erhaltenen Geldsummen fand, welche sich auf zwey Millionen Dukaten belaufen haben sollen. Die anderen Liguisten, deren der König habhaft zu werden wünschte, wurden theils durch ihre Wirthe und Freunde in der Stadt versteckt, theils entgiengen sie durch die Flucht der ersten Wuth der Rache. Der Leichnam des Herzogs von Guise wurde in ein grünes Tuch eingewickelt, von den Huissiers in die an das Kabinet des Königs anstoßende Gallerie gebracht, und dort bis auf weitere Bestimmung niedergelegt.

Alles dies gieng ohne vieles Geräusch und Lärm von statten; jedermann war wie von einem Donnerschlag getroffen; die kühnsten und wüthendesten Liguisten bekannten sich nun mit niedergeschlagenen Augen, und todtblassen Gesichtern zur tiefsten Unterwürfigkeit und zum vollkommensten Gehorsame. Das Erste, was der König that, war, daß Er den Staatssekretär Revol an den Kardinal Legaten abschickte, um ihn von dem, was vorgefallen, zu unterrichten, und denselben um eine Unterredung vor der Messe zu ersuchen. Zu gleicher Zeit gab Er dem venetianischen Gesandten von dem Vorgange Nachricht, und erklärte, wie sehr Er wünsche, daß man sein Verfahren bey dem Pabste rechtfertigen möge, und das Urtheil des Senates von Venedig darüber verehren werde. Er machte hernach zwey Gänge in seinem Kabinette, und es schien, als wenn Er den so viele Jahre mit der größesten Geduld wider sein Naturell getragenen Fuchspelz ablegte, und den Muth eines Löwen zeigte, welchen Er in seinen früheren Jahren durch so viele Heldenthaten an Tag gelegt hatte. Er ließ die Thüren seines Gemaches öffnen, gestattete jedermann den Zutritt, und sagte mit lauter Stimme: seine Unterthanen sollten nun künftig Ihm gehorsamen lernen. Da Er die Häupter der Verschwörung zu strafen gewußt habe, so werde Er die Glieder derselben noch schärfer züchtigen. Ein jeder solle also den hartnäckigen Empörungsgeist

A. D. 1588.

ablegen,

A. D. 1588. ablegen, weil Er ein König nicht nach dem Namen, sondern in der That seyn wolle. Es werde Ihm weder etwas Neues noch Schweres seyn, das Schwerdt zu gebrauchen. Als Er dies gesprochen hatte, so begab Er sich mit einem wilden und entrüsteten Gesichte in das Gemach der Königinn-Mutter, welche am Podagra krank im Bette lag, und den Lärm in jenem des Königs gehört hatte, das über dem Ihrigen war. Sie hatte mehrmals gefragt, was der Lärm bedeute; aber niemand getrauete sich, es Ihr zu sagen. Bey seinem Eintritte war seine erste Frage: wie es mit ihrer Gesundheit gehe? Da sie erwiederte, daß sie sich besser befinde, so sagte Er: Ich befinde mich jetzt auch besser, denn diesen Morgen bin ich König von Frankreich geworden, da ich den König von Frankreich habe umbringen lassen. „Wie, Ihr habt den Herzog von Guise umbringen lassen? wollte Gott, daß Ihr nicht ein König von Nichts seyet. Es ist nicht genug, daß Ihr so geschickt Einen euerer Unterthanen aus dem Wege geräumt habt, wenn Ihr nicht alle Uebrigen zu vereinigen wißt. Habt Ihr alle Uebel voraus gesehen, die daraus entspringen werden? trefft sogleich die nöthigen Vorkehrungen. Zwey Dinge sind vor Allem nothwendig: Geschwindigkeit und Entschlossenheit.“ Der Schmerz des Podagra und die Erschütterung ihrer Seele erlaubten Ihr nicht, ein Wort weiter zu reden, und der König gieng dem Legaten entgegen, welcher mit Ihm die Messe

hören

wo sie auf und ab giengen. Der König suchte zu beweisen, daß Er durch die Nothwendigkeit zu diesem Entschlusse sey bewogen worden; die Absichten, Entwürfe, Bündnisse und Unterhandlungen des Herzogs von Guise seyen ihm (dem Legaten) mehr als jedem Andern bekannt, und derselbe habe es so weit getrieben, daß Er sein Leben und seine Krone nicht ohne den Tod desselben habe retten können, welcher unter tausend unübersteiglichen Hindernissen durch die Hülfe Gottes glücklich bewerkstelligt worden, und mit der Gerechtigkeit aller Gesetze ganz übereinstimme. Es sey der ganzen Welt bekannt, wie tief dieser Unterthan die königliche Majestät herabgewürdiget, und wie sehr derselbe sich an seinem rechtmäßigen Souverain vergangen habe. Er habe alle diese Unbilden mit langer Geduld und Verstellung aus Liebe zur Ruhe und angeborner Sanftmuth ertragen; aber nach dem letzten Vergleiche, in welchem Er der Ligue mehr zugestanden, als sie begehrt, habe der Herzog von Guise, ungeachtet seiner Erklärung, daß Er Alles vergessen wolle, ungeachtet des Gebots, künftighin von allen Verschwörungen und Machinationen abzustehen, hartnäckig fortgefahren, nach seinen ersten Entwürfen zu handeln, so viele im Angesichte des Altars und in der Versammlung der Stände, welche die Majestät der ganzen Nation vorstellt, geleistete Schwüre und Versprechungen gebrochen, Bündnisse mit ausländischen A. D. 1588.

A. D. 1588.

Fürsten gemacht, Geld und Pensionen von Spanien angenommen, Einverständnisse zum Nachtheile des Reichs mit Savoyen unterhalten, und die Stände prakticirt, um die Gewalt seines Souverains einzuschränken, die rechtmäßigen Erben von der Thronfolge auszuschließen, und durch die schändlichsten Kunstgriffe und Aufruhr die ganze Regierungsgewalt in sich zu vereinigen. Der Herzog von Guise habe sich dadurch des Verbrechens der beleidigten Majestät, und des Rückfalls in die Rebellion schuldig gemacht: die Gerechtigkeit habe also ihn bestrafen müssen, um endlich einmal das Reich und alle Gutgesinnte von den Unruhen und der beständigen Gefahr zu befreyen. Man habe die rechtliche Form nicht beobachten können, weil für denselben kein Gefängniß und keine Ketten zu stark seyen; weil keine Magistratsperson sich unterstanden haben würde, ihn zu untersuchen und zu richten, weil Niemand das Urtheil hätte vollstrecken können. Da Er als König Richter sey, und Beweise genug gehabt habe, um ihn zu überführen und zu verdammen, so glaube Er ganz sicher, Gott, der Gerechtigkeit, seinem Gewissen, und für die Ruhe und das Wohl des Reichs genug gethan zu haben. Er bitte also den Legaten, den wahren Verlauf der Sache dem Pabste vorzustellen, damit nicht seine Feinde durch ihre Kunstgriffe und boßhafte Berichte eine so gerechte und nothwendige Handlung in ein gehässiges Licht stellen möchten.

Alles

Alles dieß war dem Legaten nicht neu, welcher A. D.
von allen über diesen Gegenstand laufenden Gerüch- 1588.
ten unterrichtet war; auch enthielten die Gründe des Königs das, was er selbst vorhergesehen hatte. Er war fest überzeugt, daß nach dem Tode des Hirten die Heerde sich zerstreuen würde. Da der größte Theil der Häupter eingezogen worden, so war nicht zu erwarten, daß die Uebrigen bey einem so unvermutheten Schlage der Gewalt des Königs Widerstand leisten könnten. Es schien ihm auch, als wenn der zu befürchtende Volksaufstand von keinen sonderlichen Folgen seyn werde: er verglich denselben mit einem Strohfeuer, welches in einem Augenblicke mit Heftigkeit aufsteigt und erlöscht. Er hielt es also für rathsam, den König von dem apostolischen Stuhle nicht zu entfremden, sondern in seinem Vorhaben zu bestärken, zur Beschützung der Katholischen noch mehr aufzumuntern, und Ihn durch Sanftmuth und Mäßigung von einem Vergleiche mit den Hugonotten abzuhalten. Der Legat machte Ihm also Hoffnung, daß der Pabst als ein unpartheyischer und gemeinsamer Vater seine Rechtfertigungsgründe gütig anhören werde, und ermahnte Ihn, dieselben auch durch seine Handlungen zu unterstützen und zu bekräftigen, nämlich in der Beschützung der katholischen Religion eifrig zu beharren, und die Ketzerey auszurotten: denn dadurch werde Er den Pabst und die ganze Welt überreden,

A.D. 1588. daß Er durch die Nothwendigkeit und nicht aus Haß gegen die katholische Parthey zu diesem Schritte bewogen worden; beharrete Er auf diesem christlichen und heilsamen Vorsatze nicht, so würde Er im Gegentheile die von der Ligue ausgestreueten Gerüchte bestärken, als wenn Er das Haupt der katholischen Parthey aus dem Wege geräumt, und die vornehmsten Glieder derselben habe gefangen nehmen lassen, um den König von Navarra zu begünstigen, und die Hugonotten zu unterstützen. Dem Legaten schien dieser Punkt so wichtig, daß er sich über denselben sehr weit ausdehnte. Der König versicherte ihm mit einem Schwure, daß, wenn der Pabst sich mit Ihm aufrichtig vereinigen, und mit Rath und That beystehen wollte, so werde Er mit größerem Eifer als jemals die Ketzerey auszurotten suchen, da Er fest entschlossen sey, die Religionseinheit in seinem Reiche herzustellen. Der Legat, welcher in die Aeußerungen des Königs keinen Zweifel setzte, glaubte nun hinlängliche Gründe zu haben, um den Pabst zu befriedigen, da der, obschon über die Unbilden der Ligue äußerst aufgebrachte, König nichts desto weniger bey dem katholischen Glauben beharrete, die katholische Union nach dem Tode des Herzogs von Guise fortdauerte, und der Krieg gegen die Hugonotten nicht aufgegeben wurde. Der Legat machte also dem Könige große Hoffnung, daß der Pabst seine Rechtfertigungsgründe gut aufnehmen werde.

Es

Es schien ihm aber, als wenn er jetzt nicht weiter gehen dürfe, und glaubte, daß es noch Zeit sey, die Befreyung der Kardinäle zu bewirken, um nicht in einem so kritischen und stürmischen Momente den König zu entfremden. Er beschloß also, nichts vor der Zeit zu thun, sondern mit langsamen und abgemessenen Schritten zu Werke zu gehen, zuerst das allgemeine Interesse der Religion sicher zu stellen, und hernach das Privatinteresse zu besorgen. A. D. 1588.

Da der König sah, daß der Legat über die Gefangennehmung der Kardinäle und der andern Prälaten keine Klagen erhob, so beschloß Er, weiter zu gehen, und sich des Kardinals von Guise zu entledigen, welcher als Haupt der Ligue eben so fürchterlich werden konnte, als sein Bruder: Er fand aber die fünf und vierzig nicht bereitwillig, ihre Hände mit dem Blute des Kardinals zu beflecken, und gab daher dem Gardehauptmann du Guast den Befehl, denselben durch einige seiner Soldaten den folgenden Morgen umbringen zu lassen. Du Guast begab sich also den vier und zwanzigsten December Morgens in das Zimmer, in welchem der Kardinal von Guise und der Erzbischof von Lyon eingeschlossen waren. Sie hatten die ganze Nacht in der grössesten Angst und mit Beten zugebracht, und sich einander gebeichtet. Der Hauptmann sagte dem Erzbischoffe, daß er ihm folgen solle, weil der Kö-

A. D. 1588. nig ihm begehre. Der Kardinal glaubte, daß man denselben zum Tode führe, und sagte: Monseigneur, denket an Gott. Der Erzbischoff errieth aber, was vorgehen sollte, und erwiederte: Monseigneur, denket Ihr vielmehr an Gott. Er gieng fort, und wurde in ein anderes Zimmer gebracht. Dü Guast kam sogleich wieder zurück, und sagte dem Kardinal, daß er den Befehl habe, ihn umbringen zu lassen. Der Kardinal begehrte nur so viel Zeit, um seine Seele Gott empfehlen zu können: er fiel auf die Kniee, verrichtete ein kurzes Gebet, bedeckte den Kopf mit seinem Rocke, und sagte mit Entschlossenheit: vollziehet euren Auftrag. Sogleich traten vier mit Hellebarden bewaffnete Soldaten herein, und durchbohrten ihn. Sein Leichnam wurde an den nämlichen Ort getragen, wo jener des Herzogs lag. Der König befürchtete, der Anblick dieser Leichname möchte einen Volksaufstand erregen: Er ließ sie also auf den Rath seines Arztes mit ungelöschtem Kalk bedecken, welcher in einigen Stunden das Fleisch verzehrte. Die Knochen wurden ganz geheim an einen Ort begraben, welchen Niemand erfuhr. Auf diese Art entfernte man jene Gegenstände, welche bey dem Volke die fürchterlichsten Auftritte hervorzubringen pflegen. Der König selbst enthielt sich des Anblickes derselben, damit man Ihn nicht der Grausamkeit oder einer Großsprecherey beschuldigen möchte; nur einige weni-

ge

ge Höflinge sahen sie, welche gegenwärtig seyn mußten. A. D. 1588.

So starb Heinrich von Lothringen, Herzog von Guise, ein Prinz, dessen geringstes Erbtheil der Glanz seiner Geburt und die Verdienste seiner Voreltern waren. Die Natur hatte ihm die vorzüglichsten und seltensten Eigenschaften verliehen: einen leichten Fassungsgeist, Klugheit im Rathgeben, Entschlossenheit im Ausführen, und eine außerordentliche Tapferkeit. Er war eben so großmüthig im Glücke als standhaft im Unglücke, populär in seinen Manieren, gesprächig und leutselig im Umgange, und gemacht, der Liebling eines Volkes zu seyn. Seine Freygebigkeit entsprach der Fülle seiner Glücksgüter, und seine Verschwiegenheit und Verstellungskunst der Größe seiner Entwürfe. Sein Geist war eben so beugsam als weit umfassend, und fruchtbar in Anschlägen. Er schien für seine Zeiten gebohren zu seyn. Mit diesen Eigenschaften seines Geistes verband er eine edle und majestätische Körperbildung. Er ertrug mit der größesten Geduld alle Strapazzen, und war außerordentlich mäßig und nüchtern. Er besaß eine solche Gelenkigkeit in seinen Gliedern, daß man ihn oft in ganzer Rüstung über einen reißenden Strohm schwimmen sah. In allen Spielen und Kriegsübungen übertraf er bey weitem seine Zeitgenossen: überhaupt herrschte zwischen der Stärke seines Gei-

A. D. 1588. stes und Körpers eine solche Eintracht, daß er sich nicht nur allein die allgemeine Bewunderung zuzog, sondern auch seinen Feinden Lobsprüche entlockte. Diese glänzenden Eigenschaften wurden aber auch durch einige menschliche Schwachheiten verdunkelt: Zweydeutigkeit und Verstellung waren ihm gleichsam angebohren. Ruhmbegierde und Ehrgeiz herrschten so überwiegend in seinem Charakter, daß er sich Anfangs an die Spitze der katholischen Parthey stellte, und in der Folge auf krummen und schlüpfrigen Wegen des Thrones sich zu bemächtigen suchte, um sich vor den politischen Kunstgriffen des Königs auf einmal in Sicherheit zu setzen. Seine Kühnheit und Verachtung eines jeden Andern stürzte ihn endlich unvorsichtig ins Verderben. Der Kardinal Ludewig von Guise ahmte den Muth und die Tugenden seines Bruders nach: er blieb aber weit hinter ihm. Er gab immer Beweise von der Lebhaftigkeit, Entschlossenheit und Größe seines Geistes; aber sein unruhiger und hitziger Charakter verminderte größtentheils die Meinung, welche man Anfangs von ihm gehabt hatte. Es schien, als wenn seine zu große Lebhaftigkeit, sein Hang nach Neuerungen, seine Verachtung der Gefahren, und die Unruhe des Geistes, welche in dem Kriegsstande, ich weiß nicht, was Glänzendes haben, sich nicht mit der Würde des geistlichen Standes vertrügen.

Nach dem Tode der beyden Brüder hatten die- A. D.
jenigen, welche gefangen saßen, verschiedene Schick- 1588.
sale. Der Herzog von Nemours entfloh den vierten Tag aus seinem Gefängnisse, in welchem er sehr nachläßig bewacht wurde, und kam durch abgelegene Wege in Begleitung eines einzigen Bedienten nach Paris. Er hatte seine Wachen bestochen, oder ihre Nachläßigkeit benutzt; vielleicht war es auch mit Connivenz des Königs geschehen, welcher ihn für geschickter hielt, die Sachen der Ligue zu verwirren, als wieder in Ordnung zu bringen, und zu befördern. Anna von Este, Mutter dieses Prinzen und der beyden Guisen, welche umgekommen, wurde vom Könige in Freyheit gesetzt, welcher vieles Mitleid gegen sie bezeigte: entweder hatte Ihn das hohe Alter dieser Prinzessinn gerührt, oder der Glanz ihrer Geburt (ihre Mutter war eine Tochter Ludewigs XII) Ihm einige Ehrfurcht eingeflößt. La Chapelle-Marteau, Compan, Cotteblanche, der Lieutenant von Amiens, der Graf von Brissac, und Bois-Dauphin wurden in Freyheit gesetzt, weil sie Deputirte waren, und die Versammlung der Stände sich beklagt hatte, daß man das Völkerrecht verletze, indem sie Gesandten ihrer Provinzen seyen.

Der Erzbischoff von Lyon wurde nicht so glimpflich behandelt, obschon er ein Deputirter, und sogar Einer der Präsidenten des geistlichen Standes war.

A.D. 1588. Der König wollte ihn mehrmals bald durch den Bischoff von Beauvais, Pair von Frankreich, bald durch den Kardinal von Gondi, bald durch Commissärs des Staatsrathes untersuchen lassen: er weigerte sich aber beständig zu antworten, berief sich auf sein geistliches Forum, und sagte, daß er als Primas von Gallien keinen andern Richter als den Pabst erkenne. Der König und seine Minister setzten ihm vergebens entgegen, daß sie ihn nicht als Erzbischoff von Lyon konstituiren wollten, obschon der König auch in dieser Eigenschaft wegen Verbrechen der Rebellion und der beleidigten Majestät die Jurisdiction über ihn zu haben behauptete, sondern als Staatsrath. Diese Hartnäckigkeit erbitterte den König, welcher glaubte, daß seine Weigerung, zu antworten, ein beschwertes und beflecktes Gewissen zur Ursache habe: Er ließ sich also nicht bewegen, ihn in Freyheit zu setzen, obschon der Baron von Lux, dessen Neffe, die inständigsten Vorstellungen deßwegen machte, und die Deputirten sich sehr darüber beklagten. Pelicard, der Sekretär des Herzogs von Guise, und Einige seiner vertrautesten Diener wurden mehrmals verhört, und, nachdem man so viel als möglich aus denselben herausgebracht hatte, in Freyheit gesetzt, weil der König seine Hände mit einem so gemeinen Blute nicht beflecken wollte. Der Kardinal von Bourbon beweinte mit kindischen Thränen den Tod der Guisen und sein

eige-

eigenes Schicksal. Der Herzog von Elboeuf ver- A. D.
sank aus Verzweifelung in eine solche Melancholie, 1588.
daß er sich selbst ganz vernachläßigte, und nicht einmal seine Hemden wechseln wollte. Alle diese Heren, so wie der Prinz von Joinville, welcher nach dem Tode seines Vaters den Titel eines Herzogs von Guise annahm, und der Erzbischoff von Lyon wurden einige Tage nachher nach dem Schlosse von Amboise von dem Könige selbst gebracht, dort in verschiedene Zimmer eingeschlossen, und von einer starken Besatzung unter dem Kommando des du Guast scharf bewacht.

Nach dem Tode des Kardinals von Guise eilte der Obriste Alfons auf Postpferden nach Lyon, wo sich der Herzog Karl von Mayenne, dritter Bruder der Guisen, aufhielt, und bestimmt war, das Heer in Dauphiné zu kommandiren. Der Obriste hatte den Auftrag, ihn gefänglich niederzuwerfen: aber der Hauptmann Camillo Tolomei, und Chazeron kamen ihm zuvor, welche insgeheim von Blois am Tage der Ermordung des Herzogs von Guise abgereiset waren. Der Herzog von Mayenne verließ am Christtage Abends Lyon, um sich nach Dijon, einer Stadt seiner Statthalterschaft, zu begeben, gerade als der Obriste Alfons durch ein anderes Thor in die Stadt kam, um seinen Auftrag zu vollziehen. So entkam der Herzog von Mayenne der Gefahr,

auf

A. D. 1588. auf dessen Tapferkeit und Klugheit sich nun alle Hoffnungen der Ligue gründeten.

Den letzten Akt des Trauerspieles von Blois schloß der Tod der Königinn-Mutter, welche sehr lange am Podagra gelitten hatte, und endlich in einem Alter von achtzig Jahren an einem schleichenden Fieber und Schleimschlage den fünften Jenner

A. D. 1589. Tausend fünf hundert und neun und achtzig am Tage der Erscheinung des Herrn starb; welcher am Hofe sowohl als in ganz Frankreich ein Tag der Feyer und Ergötzlichkeiten ist. Die Eigenschaften dieser Frau, welche während dreyßig Jahren durch die Größe ihres Geistes und ihre Thaten in ganz Europa glänzte, kann man eher aus der Erzählung ihrer Begebenheiten erkennen, als mit der Feder beschreiben. Ihr staatskluger, in Anschlägen und Auskunftsmitteln unerschöpflicher Geist, um den Schlägen des Schicksals auszuweichen, und den Machinationen der menschlichen Bosheit entgegen zu arbeiten, verdient eher in jeder Operation besonders bewundert, als in einem kurzen Umrisse dargestellt zu werden. Während der Minderjährigkeit ihrer Söhne führte sie unter der Schwere so vieler Bürgerkriege das Steuerruder der Regierung, und hatte zu gleicher Zeit Religionsstreitigkeiten beyzulegen, und mit aufrührischen Unterthanen, erschöpften Finanzen, den Kunstgriffen der Großen, und dem fürchterlichen Ehrgeize derselben zu kämpfen. Ihre Standhaf-

tigkeit und Größe des Geistes, mit welcher Sie als eine Frau, und Ausländerinn das Steuerruder der Regierung zu übernehmen wagte, und dasselbe gegen so mächtige Gegner, ungeachtet der Schläge des Schicksals und der Kunstgriffe des Ehrgeizes, zu behaupten wußte, charakterisirte mehr einen in Geschäften geübten Staatsmann, als eine an die Ergötzlichkeiten des Hofes gewöhnte Frau, welche noch überdies während den Lebzeiten ihres Gemahles an der Regierung keinen Antheil hatte. Ihre Standhaftigkeit, Thätigkeit, Geduld, und Mäßigung, mit welcher sie, selbst nachdem ihr Sohn ungeachtet so vieler Proben Verdacht gegen sie geschöpft hatte, ihr Ansehen und ihren Einfluß in die Regierung fort zu behaupten wußte, so, daß der König sich nicht getrauete, selbst in jenen Sachen, wegen welchen Er sie für verdächtig hielt, ohne ihren Rath und ihre Einwilligung etwas zu unternehmen, ist der stärkste Beweis ihrer Staatsklugheit. Mit diesen Tugenden vereinigte sie noch einige andere Eigenschaften, durch welche sie über die Schwachheiten und Unvollkommenheiten des weiblichen Geschlechtes erhaben war, und jene Leidenschaften zu besiegen wußte, welche die weisesten Männer von dem Wege der Tugend und Rechtschaffenheit ab-

A. D. 1589.

zuleiten

A. D. 1589. zuleiten pflegen. Sie besaß einen ausgebildeten Geist, und eine außerordentliche Fertigkeit der Sprache. Sie war sehr leutselig und herablassend, freygebig gegen die Guten, die bitterste Feindinn der Bösen, und begünstigte oder erhob nie zu sehr ihre Anhänger. Nichts desto weniger hat der französische Stolz ihren Tugenden keine Gerechtigkeit widerfahren lassen, weil sie eine Italiänerinn war; sie wurde von denjenigen, welche die Ruhe des Reichs stören wollten, tödtlich gehaßt, weil sie der Ausführung ihrer Entwürfe im Wege stand. Die Hugonotten insbesondere haben sie verwünschet, und bey ihrem Leben und nach ihrem Tode durch giftige Satyren zu schänden gesucht. Ein gewisser Schriftsteller, welcher eher den Namen eines Satyrikers als eines Geschichtschreibers verdient, hat sich bestrebt, ihre Handlungen in ein ganz falsches von der Wahrheit abweichendes Licht zu stellen: er schreibt öfters entweder aus Unwissenheit oder Bosheit die Ursachen derselben ihrem verdorbenem Charakter und ihrer Herrschbegierde zu, und verdunkelt ihren Ruhm, mehr als einmal mitten in den größten Gefahren Frankreich vom Untergange errettet zu haben. Man kann aber auch nicht in Abrede seyn, daß so viele Tugenden nicht mit menschlichen Schwachheiten versetzt waren. Man beschuldigte

sie

sie der Wortbrüchigkeit, ein Fehler, welcher allen Zeiten gemein ist, und es vorzüglich diesem Jahrhundert war. Man beschuldigte sie, daß sie nicht so wohl nach Blut gelechzet, als dasselbe nicht viel geachtet, und sonach die gewöhnliche Zärtlichkeit ihres Geschlechtes verläugnet habe. Es scheint auch, als wenn sie in vielen Gelegenheiten, um ihren Zweck zu erreichen, alle Mittel anwandte, sie mochten gut oder schlecht seyn: aber so viele andere hervorstechende Tugenden können größtentheils jene Fehler aufwiegen, zu welchen sie durch dringende Umstände und die Nothwendigkeit verleitet worden. A. D. 1589.

In den letzten Augenblicken ihres Lebens entfernte sich der König nicht von ihrer Seite, und bezeugte Ihr seinen äußersten Schmerz. Er beweinte ihren Tod, welcher den ganzen Hof ebenfalls in die tiefste Trauer versetzte. Die gegenwärtige Wirre der Umstände erlaubte dem Könige nicht, bey ihrem in der größten Eile veranstalteten Leichenbegängnisse seine gewöhnliche Prachtliebe zu zeigen. Sie hinterließ als Erben ihres Eigenthumes die Christina von Lothringen, des Großherzogs Ferdinand von Toskana Gemahlinn, und den Großprior von Frankreich, Karl'n, einen

natür-

A. D. 1589. natürlichen Sohn Karls IX, welcher deßwegen den Titel eines Grafen von Auvergne annahm. Sie hinterließ auch ihrer Dienerschaft viele Vermächtnisse: aber den größten Theil dieser Erbschaft verschlangen hernach ihre Schulden, welche sie wegen ihrer Freygebigkeit gemacht hatte.

Ende des neunten Buches und dritten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Davila, Arrigo Caterino, 1576-1631

Heinrich Catharina Davila's Geschichte der bürgerlichen Kriege von Frankreich

Bd.: 3

Leipzig (1793)

Gall.g. 193-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10417207-6
VD18 90106075